EMING PROJECT

d

echt [microform] : ein Stück
lf Bolliger ; mit einer Beilage: Der

n project ; MN 40263.8.

ces.
of Chicago Library, 1999. 1 microfilm
igions preservation project, MN 40263.

Prof. Dr. A. Bolliger

Der Weg zu Gott

für unser Geschlecht

J. [illegible] Verlag in Stuttgart

Der Weg zu Gott

für unser Geschlecht.

Der Weg zu Gott

für unser Geschlecht.

Ein Stück Erfahrungstheologie

von

Dr. Adolf Bolliger,
Professor der Theologie in Basel.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Mit einer Beilage:

Der Führer auf dem Weg zu Gott.

Frauenfeld.
Verlag von J. Huber.
1900.

HASKELL

Vorwort zur ersten Auflage.

Die zur Zeit in protestantischen Landen herrschende Theologie ist überwiegend Philologie, Schriftgelehrsamkeit. Aber die Gestalt dieser Theologie vergeht, wie die philologische Naturwissenschaft vergangen ist. Es gab ja im 16. und noch im 17. Jahrhundert Professoren genug, welche alle Wissenschaft in den Kreis der Philologie zu bannen suchten; z. B. galt ihnen die Erforschung des Aristoteles als Naturforschung und als das Ende aller Weisheit. „Offen sprach man es aus," sagt Mädler (Gesch. der Himmelskunde I, 245) „auf dem Wege des Experiments sei die Wahrheit gar nicht zu finden, sondern nur durch Vergleichung der Texte. Das sollte die alleinige Beschäftigung der Gelehrten sein bis ans Ende der Tage. Für jede Hauptrichtung sollte ein alter Klassiker als Kanon festgestellt werden, von dem abzuweichen oder über ihn hinausgehen zu wollen untersagt war. Was die Bibel in religiöser Beziehung, das sollte Galenus in medizinischer, Aristoteles in physikalischer, Justinian in

juristischer, Euklides in mathematischer Beziehung u. s. w. sein und bleiben für alle Zeiten. Als Scheiner die Sonnenflecken entdeckt hatte und den Regeln des Jesuitenordens gemäß dem Pater Provinzial darüber zuerst berichtete, beschied dieser ihn für den folgenden Tag, und als Scheiner wieder vorsprach, erhielt er den Bescheid: „Ich habe den Aristoteles von Anfang bis zu Ende durchgesehen und nichts von Sonnenflecken darin gefunden. Beruhige dich also, mein Sohn, und sei überzeugt, daß die Flecken in deinem Glase oder auch in deinem Auge, nicht aber in der Sonne liegen."

Die Naturwissenschaft hat es seit dem 16. Jahrhundert nun doch gewagt, über den Aristoteles und jeden anderen Klassiker hinweg der Natur selbst zu lauschen; und zur Beschämung aller derer, welche geglaubt, mit dem Umfallen des unfehlbaren Aristoteles müsse die Wissenschaft sterben, ist diese am empiristischen Verfahren nicht gestorben, sondern erst recht zum Leben und einer zuvor nie dagewesenen Herrlichkeit gelangt. Fast alle Wissenschaften haben sich vom philologischen Betrieb zum Empirismus bekehrt und gedeihen seitdem.

Spät kommt die Theologie; aber sie kommt gewiß. Sie kommt so spät, weil die Hindernisse, die sie bei dem philologischen Verfahren festhalten und ihr die Erfahrungsmethode versagen möchten, für sie sehr groß sind. Aber sie wird dieselben überwinden und entschlossen und radikal den Schritt thun, den die Naturwissenschaft gethan, als sie sich von der Behandlung

klassischer Schriftwerke zur Empirie bekehrte. Will sagen: Sie wird über jeden heiligen Buchstaben hinweg auf das hören, was der ewiglebendige Gott selbst zu uns redet. Und der Erfolg wird für sie derselbe sein wie für die andern Wissenschaften, die solchen Schritt gethan: sie wird genesen von all ihrer Not; und es wird in Erfüllung gehen das Wort des Jesajas: die Erde wird voll werden von Gotteserkenntnis wie von Wassern, die das Meer bedecken.

Aber ist denn nicht eine solche Bekehrung der Theologie unmöglich? Liegt denn hier nicht die Sache ganz anders als in der Naturwissenschaft? Die Aristoteliker der Renaissance hatten ja gewiß Unrecht, wenn sie im Namen eines vergänglichen Menschenworts ihre Ohren und Herzen gegen die Stimme der Natur verhärteten. Aber wir Theologen haben es ja wohl nicht mit Menschenwort sondern mit einem geschriebenen Gotteswort zu thun. Sollen wir aufhören, die heilige Schrift als Gotteswort zu taxieren und als solches zu verwalten? Ich antworte: Wenn's nur nicht wieder Menschen wären, die behaupten, daß hier unfehlbares Gotteswort und nicht Menschenwort vorliege!

Aber kräftiger als logische Erwägungen wird uns die Not der Zeit zum Betreten des rechten Weges zwingen; ich meine die Not, welche der Gemeinde aus der Bibelkritik erwachsen ist. In dieser Not giebt's für Christen nur ein Evangelium: Fürchtet euch nicht! Die Bibelkritik könnt ihr zwar nicht aus der Welt schaffen; ihr könnt die Erkenntnis der vollen Mensch-

lichkeit der Bibel nicht auslöschen. Aber mag doch die unfehlbare Schrift zerbrochen werden, wie der Tempel zu Jerusalem zerbrochen ward, so bleibt doch der ewig-lebendige Gott, in dem wir leben, weben und sind; es bleibt der Gott, der nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns und der zu jedem redet, der ihn von ganzem Herzen zu hören begehrt. Hört ihn, merket auf sein immer lebendiges Wort! Glaubt an den heiligen Geist, wie die Gemeinde Christi von Anfang an gethan hat! Werdet Erfahrungstheologen und Erfahrungschristen! — Fürchtet auch dies nicht, daß euch der Erfahrungsweg zu einer Ablehnung der Schriftlehre führen werde. Die Erfahrung wird euch — credite experto — zu einer neuen kraftvollen Bejahung aller wesentlichen Stücke der Bibellehre führen, ohne daß euch jetzt auf eurem nunmehrigen Standort der Konflikt mit dem Unwesentlichen Herzbeklemmungen verursachen kann, wie es unvermeidlich war, so lange ihr Knechte des Buchstabens waret.

Die Erfahrungstheologie ist nicht eine neue eben erfundene Sorte von Theologie; sie war da, ehe die Schrift und die Schrifttheologie da waren, und wird wieder sein, wenn die Schrifttheologie nicht mehr ist. Die Schrifttheologie ist zwischeneingekommen, und was an echtem Leben in ihr war, hat sie immer aus der Erfahrungstheologie geschöpft.

Ich bin also fern von dem Wahn, unter dem Namen der Erfahrungstheologie etwas Neues einführen zu wollen. Ich meine nur, daß es beim Zusammen-

bruch des Schriftdogmas an der Zeit sei, sich auf das zu besinnen, was älter und fester ist als alle Schrifttheologie; ich nenne dies älteste bei dem ihm zukommenden Namen und richte daran die Gewißheit auf, daß die durch die Bibelkritik herbeigeführte Krise für die Kirche keine Gefahr birgt, daß daraus neues kräftigeres Leben sprießen muß.

Zu dem Bau der Erfahrungstheologie habe ich im folgenden ein paar Steine zusammengetragen. Der Traktat wurde geschrieben für die schweizerisch-reformierte Predigerversammlung und ist ihr (immerhin mit einigen Kürzungen) am 6. September 1898 in Frauenfeld vorgetragen worden. Zu meiner Freude hat mir der Versuch, auf die ursprüngliche Grundlage unserer Gottesgewißheit hinter allem geschriebenen Wort zurückzugehen, den Dank von Theologen *verschiedener Richtung* eingetragen. Grund zu der Hoffnung, daß es einen Ort giebt, wo getrennte Brüder in gemeinsamer Verlegenheit sich wieder zusammenfinden können.

Ich hoffe, daß nun auch das gedruckte Wort einige Theologen und ebenso Nichttheologen erbauen könne.

Basel, 7. Dezember 1898.

A. Bolliger.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Weg zu Gott ist seit letztem Jahr nicht schmäler, er ist auch nicht länger geworden; aber die Beschreibung desselben hat allerdings an Länge etwas zugenommen. Was in der ersten Auflage von S. 24 bis 44 behandelt wurde, kommt in der zweiten von S. 41—141 zur Darstellung, wobei allerdings die Vermehrung der Seitenzahl nur zum Teil von der wirklichen Erweiterung, zum andern von dem kleinern Format und den größern Lettern sich herschreibt. Durch die einem Vortrag gezogenen Grenzen jetzt nicht mehr gehemmt, habe ich S. 41—141 dem Ideal der Begründung und Verteidigung des Satzes „Gott ist die Liebe" näher zu kommen getrachtet; ich hoffe, daß die Beweisführung nicht bloß länger, sondern auch präziser und klarer geworden ist und nun auch solche zu überführen vermag, die der ersten Darstellung widerstanden. Das erste und das dritte Drittel des Traktats haben in der neuen Auflage keine erhebliche Veränderung erfahren. Die Begründung der großen Beilage, die ich

in Anlehnung an den Titel der Hauptabhandlung „Der Führer auf dem Weg zu Gott“ betitelt habe, findet der Leser S. 185—187.

„Der Weg zu Gott für unser Geschlecht“ ist von manchen herzlich und kräftig begrüßt worden; andere haben diesen Weg ganz ungangbar gefunden und die Zumutung, auf demselben zu gehen, mit Entrüstung zurückgewiesen; kühl ist niemand geblieben. Es scheint mir solches das erfreulichste Schicksal, das einem Buche werden kann.

Ganz ablehnend haben sich selbstverständlich die mehr oder weniger skeptischen Theologen verhalten. Den Reigen der Ablehnenden hat gleich der Korreferent in Frauenfeld eröffnet:

Mein ernstes Bemühen durch allen Nebel und Gegenschein hindurch in Gottes großes Vaterhaus hineinzublicken und mit unsern protestantischen Liederdichtern und Lehrern, mit Kirchenvätern und Aposteln, mit Propheten und biblischen Sängern „überall die Spuren der göttlichen Weisheit und Güte zu sehen“ verhöhnt er (vid. Verhandlungen der Predigergesellschaft 1898 S. 96) als „ein Stück der guten alten Zeit, wo man ‚sein irdisches Vergnügen in Gott‘ darin hatte“, eben diesen Spuren nachzugehen. „Die dominierende Stimmung unseres Geschlechts“, fährt er fort, „ist das jedenfalls nicht.“ Ich frage: Seit wann sind denn die herrschenden Stimmungen der Menge eine wissenschaftliche Instanz? Sind wir zu Dienern dieser Stimmungen berufen? Ist es nicht vielmehr die Aufgabe der Lehrer

und Hirten, die Menge zu führen, den Blinden die Augen, den Tauben die Ohren aufzuthun, und sie, wenn Gott Gnade giebt, von den Stimmungen frei zu machen und ihnen durch allen Nebel und Schein hindurch einen Einblick in den wirklichen Sachverhalt zu ermöglichen?

Wider meine Darlegung der Zweckmäßigkeit der Welt sagt der Korreferent S. 98: „Die Welt hinterläßt uns den geteilten und widersprechenden Eindruck wunderbarer Zweckmäßigkeit und weiser Leitung auf der einen Seite und erstaunlicher Unvollkommenheit und sinnloser Zufälligkeit auf der anderen". Wer zweifelt daran, daß uns die Welt diesen Eindruck hinterläßt, so lange unser Denken ungefähr die Höhenlage der in den platonischen Dialogen auftretenden Sophisten innehält? Ich nicht. Aber ich meine, es sei seit Platon und noch etwas länger her die Aufgabe der Wissenschaft, durch den widersprechenden Schein, der uns zunächst gefangen nimmt, hindurch in die Tiefe, in die wirklichen Verhältnisse hineinzublicken? Soll etwa von nun an nicht mehr Sokrates sondern Polos das entscheidende Wort haben?

Der Korreferent urteilt S. 92, das Problem der Wechselwirkung sei für den menschlichen Geist transscendent, das Problem — und daher selbstverständlich auch die Lösung. Aber wenn er auch in der Folge genötigt würde, anzuerkennen, daß alle Wechselwirkung der Weltteile nur durch eine sie alle in sich hegende Substanz möglich sei, so würde er „doch in keiner Weise einzusehen vermögen, was diese Einheitssubstanz der

Welt mit Gott zu schaffen habe, zu welchem wir in der Religion den Weg kennen und gehen." Wirklich nicht? Wenn es ein solches Wesen giebt, das alle Dinge in sich hegt und trägt, das in allen wirkt, das mit seiner Macht, Weisheit und Güte an jedem Punkt des Universums sich bethätigt, einen Herrn des Himmels und der Erde also, so hat doch dies Wesen mit dem Gott, den der Herr Korreferent anbetet, nichts zu schaffen? Ich frage: wie nennt man denn in der Kinderlehre die „Götter", die mit dem wirklichen Gott, dem allwaltenden Herrn des Himmels und der Erde, nichts zu schaffen haben?

Meinem Satz „das ganze Universum ist die Offenbarung Gottes" stellt der Korreferent S. 98 den andern gegenüber „Die Welt ist Gottes Geheimnis, in dessen Grund und Sinn keines Menschen Geist einzudringen vermag." Ein Trost für mich, daß ich mich in guter Gesellschaft befinde! Dem Apostel Paulus z. B. gilt die Welt nicht als Gottes Geheimnis, sondern als Gottes Offenbarung (Röm. 1, 20). Gott ist freilich für Paulus transscendent; aber seine Werke machen ihn seit der Schöpfung sichtbar, wenn wir dieselben nicht bloß mit dem Auge, sondern „mit dem Verstande anschauen" d. h. mit Nachdenken betrachten. Und zwar offenbaren uns die Schöpfungswerke nach Paulus nicht bloß Gottes Macht, sondern den Inbegriff seines göttlichen Wesens, also auch seine Weisheit, Gerechtigkeit, Güte. Dieser *eine* Vers sagt also dasselbe, was in meiner Abhandlung dahin formuliert ist, die Welt

werde unserer denkenden Betrachtung eine Theophanie; ja mein ganzer Gottesbeweis könnte als textgemäße Predigt über Röm. 1, 20 gelten. Und nächst Paulus stehen alle großen Gottesmänner der hl. Schrift mit Einschluß Jesu, stehen alle andern namhaften Lehrer der Menschheit (die Philosophen) auf meiner Seite. Ich habe also die Ehre, die heiligste Tradition der Menschheit im allgemeinen, der Christenheit insbesondere zu vertreten. Der einzige berühmte Philosoph, den die skeptisch gestimmten Theologen bis anhin noch halbwegs als ihren Heros betrachten konnten, Kant, kommt ihnen am Ende auch noch abhanden, dann nämlich, wenn Paulsen mit seiner Interpretation Kants Recht behielte. Paulsen sagt in seiner kleinern Schrift (Kant, der Philosoph des Protestantismus. S. 29): „In der inhaltlichen Bestimmtheit seiner Weltanschauung steht Kant Plato und Leibniz sehr viel näher als einem skeptischen Agnostizismus. Ja er steht ganz auf ihrem Boden." Er schließt in seinem Buch „Immanuel Kant" (2. Aufl. S. 280) das Referat über Kants Stellung in der Metaphysik folgendermaßen: „Man sieht, das ist die Platonisch-Leibnizische Philosophie. Kant hatte sie in dem Baumgartenschen Textbuch beständig vor Augen: die Wirklichkeit, wie der Verstand im Unterschied von der Sinnlichkeit sie denkt, ein System von Monaden, die durch prästabilierte Harmonie, durch influxus idealis, wie er zwischen den Teilen eines Gedankenwerks oder einer Dichtung stattfindet, zur Einheit verknüpft sind; der letzte Grund der Einheit der Dinge, ihre wurzel-

hafte Einheit in Gottes Wesen . . . Alle diese Gedanken hat Kant nie weggeworfen, er giebt ihnen eigentlich nur ein anderes Vorzeichen u. s. w." Ich bin kein harter Mensch; ich gönne den Skeptikern und Agnostikern auch einen starken Schutzpatron, um so mehr, weil sie einen solchen gar sehr nötig haben. Aber Paulsens Darlegungen wollen doch erwogen sein: es wäre mir doch angenehmer, mit Kant als gegen Kant zu kämpfen.

Mit etwas geteiltem Herzen hat Ragaz (Protest. Monatshefte, 1899, 8. Heft) zu meinem Traktat Stellung genommen. Seine Besprechung war meinem Herzen wahrhaft erbaulich als sittliche Leistung, weil er es fertig gebracht, ein Büchlein, dessen erkenntnißtheoretischer Standpunkt von dem seinigen so weit abliegt, so durchaus anerkennend und warm zu begrüßen. Nach der Anerkennung spricht er dann freilich sein „Ceterum censeo", dahin lautend, daß meine ihm materiell durchaus erfreulichen Darlegungen doch den Anspruch, streng wissenschaftliche Ausführungen zu sein, aufgeben müßten. Am Phänomen des „Glaubens" scheitere das ganze Unternehmen einer „exakt" wissenschaftlichen Theologie. „Aber" setzt er hinzu, „das Unternehmen darf in dieser Beziehung ganz ruhig scheitern; der Religion geschieht dadurch kein Schaden." Kann es? Darf es? Ragaz nimmt an, daß nach Wegfall dessen was er mein intellektualistisches Vorurteil nennt, der Inhalt meiner Darlegungen in allem wesentlichen doch bleiben könnte. Er übersieht dabei, daß ich ohne meine

Erkenntniszuversicht keine Zeile von allem geschrieben hätte, keine hätte schreiben können; das „intellektualistische Vorurteil“ hat das Ganze hervorgetrieben; ohne jene Zuversicht hätte ich mich nie mit theologischen Angelegenheiten befaßt. So steht's denn also, daß Ragaz sich über die Früchte freut und den Baum, an dem sie gewachsen, für entbehrlich hält. Da möchte ich ihn denn doch bitten, hier dem Evangelium zu glauben, daß man an den Früchten den Baum und seinen Wert erkennt. Ich traue ihm zu, daß er den Baum und seine Wurzel noch lieb gewinnt. Zur Zeit kultiviert Ragaz die Erkenntnis und den Glauben n e b e n einander: „Wir bedürfen sie beide, solange wir Menschen sind und in beide müssen wir unsere ganze Glut hineinlegen.“ Gewiß, wir bedürfen beide. Die Frage ist bloß, welche Stellung jedes in unserem geistigen Haushalt einnimmt, einnehmen soll. Mir scheint das „Erkennen“ Voraussetzung alles religiösen Glaubens zu sein. Oder kann mir jemand irgendwo religiösen Glauben aufzeigen, der nicht eine Thätigkeit des Vorstellungs- und Erkenntnislebens zur Voraussetzung hätte? Was ihnen ihre unzulängliche Erfahrung, ihr kindliches Erkenntnisleben, resp. was ihnen das kindliche Erkenntnisleben ihrer Propheten und Führer erschlossen hatte, darauf gründeten die Heiden ihr religiöses Leben, daran glaubten sie. Worauf sollen nun w i r unser religiöses Leben gründen? Doch nicht auf die unzulänglichen Erfahrungen und Erkenntnisse unserer heidnischen Ahnen oder überhaupt auf die Erfahrungen anderer. Wir wollen, wir

müssen mit unseren Augen sehen; was wir selbst von Gott erkennen, darauf wollen wir unser religiöses Leben stellen; daran können wir glauben. Aber das braucht doch nicht eine exakte Gotteserkenntnis zu sein, sagt Ragaz. Wirklich nicht? Wir moderne Menschen bauen kein Haus, ohne von einer Reihe exakter Kenntnisse geleitet zu sein. Und wir sollen das Haus unseres Lebens auf den schönen Regenbogen zimmern, sollen es vermögen? Ich bringe es nicht fertig mich nach Amerika aufzumachen ohne die exakteste Erkenntnis, daß es ein Amerika giebt. Und ich soll nach der Ewigkeit wandern und soll stündlich leben, als wenn ein Gott wäre, ohne je zu wissen, daß es einen Gott und eine Ewigkeit wirklich giebt. Ich gestehe, daß mir dazu die Kraft gebricht, und ich schreibe in erster Linie für diejenigen, denen sie auch gebricht.

Nächst der Ablehnung und der sehr bedingten Zustimmung hat das Büchlein auch fröhliche Zustimmung gefunden. Auffallend ist dabei, daß die wärmste Anerkennung und Zustimmung aus positiv-konservativen Kreisen kam. Wie soll ich mir das Faktum deuten? Etwa im Lichte von Matth. 21, 28—31? Gleich dem zweiten Sohn des Gleichnisses haben die freisinnigen Kreise zur freien Theologie dieses Jahrhunderts immer „ja" gesagt; aber nach diesem Jasagen hat man von der in der neuern Theologie beschlossenen Erneuerung des Kirchenwesens und des Lebens überhaupt nicht eben viel vernommen. Die konservativen Kreise lehnten die neue Theologie ab; aber gearbeitet im Weinberg Gottes

haben sie auf ihre Weise ziemlich fleißig. Vielleicht kommt nun auch bald der Tag, an dem sie zur neuen Theologie „ja" sagen und ihre in der alten Schule geübte Thatkraft in den Dienst der neuen Gedanken stellen. Groß wäre der Gewinnst. Wenn ein Saulus, ein durch die mächtigste Tradition gebundener Frommer aus dem Stamm Benjamin endlich mit Gottes Hilfe die Ketten bricht und seine stahlharte im Dienst des Alten geübte Energie dem Neuen dienstbar macht, dann wiegt und wirkt er mehr, als zwölf leichtgeschürzte Galiläer, die keine mächtige Tradition zu überwinden hatten.

Aber wird nicht die neuere Christologie den Sprung über den Graben den Positiven immer unmöglich machen? Ich glaube nicht an diese Unmöglichkeit. Mir scheint: die Christologie der freisinnigen Theologie war das Anstößigste nie; anstößiger war, daß hinter dieser Christologie keine das Verlorene reichlich ersetzende Gotteslehre stand, daß das Zeugnis von dem Vater, der mit unendlicher Macht, Weisheit und Güte das Kleinste und das Größte hegt und trägt, nicht deutlich und kräftig genug in die Gemeinde drang. Es war nicht immer ganz klar, ob der Gott der liberalen Theologie, menschlich geredet, auch Augen und Ohren und Hände habe. Wenn die Positiven uns erst abfühlen, daß wir die mechanistische Weltanschauung, den Darwinismus u. dgl. völlig verdaut haben, — wenn sie merken, daß der alte Christengott das ganze moderne Heidentum in uns überwunden hat, — wenn sie sich überzeugen müssen, daß

wir, sei's auch in neuen Zungen, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und den Vater Jesu Christi wiederbringen, — wenn sie uns zeugen hören von dem allgegenwärtigen Gott, ohne dessen Liebeswillen wirklich kein Haar von unserem Haupte fällt u. s. w., so werden sie um das Nicänum und die altkirchlichen Gedanken, die zum Nicänum hinführten, auf die Dauer nicht mit uns hadern; sie werden vielmehr, sei's auch zaudernd, mit uns die Gottheitsprädikate des Sohnes dem Vater zu Füßen legen, damit Gott sei alles in allem (1 Kor. 15, 28).

Welches ist denn das tiefste psychische Motiv, das zur altkirchlichen Christologie gedrängt hat? Antwort: Der aus dem Spätjudentum in die Kirche herübergenommene transscendente Gott drängte dazu. Lebendige Frömmigkeit bedarf eines gegenwärtigen, in der Welt erschienenen Gottes. Aus diesem Interesse zumeist dürfte, auch wenn noch andere „Gründe" und Motive anzuerkennen sind, die Lehre von dem im Fleisch erschienenen dem Vater gleichen Sohne erwachsen sein. Wenn wir nun einen Gott haben, dem die Welt immanent ist, — einen Gott, der nicht nur einmal in der Welt erschienen ist, sondern beständig in der Welt offenbar und uns mit seiner Macht, Weisheit und Liebe immer nahe ist, so ist ja dem psychischen Interesse, das zur altkirchlichen Christologie führte, völlig und überreichlich Genüge geschafft. Wenn unser Gott nicht nur einmal zu unserer Rettung im Fleische erschienen ist, wenn er vielmehr in der ganzen Welt erscheint und auf allen Wegen

unsere Rettung betreibt, wenn er die Funktionen „Gottes des Sohnes" und dazu „Gottes des Geistes" völlig übernommen hat, so werden doch endlich auch die Positiven Jesu reine Menschheit anzuerkennen vermögen.

Möge diese Schrift an ihrem Teil jenen Zeitpunkt herbeiführen helfen!

Basel, 10. November 1899.

A. Bolliger.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort . . . . V—XX

Einleitendes . . . . 1—19

Gotteserkenntnis als Voraussetzung und Postulat der Religion S. 1 f., das „Glauben" als Gegensatz zu Erfahren und Erkennen bei modernen Theologen und die Unhaltbarkeit ihrer widerspruchsvollen Skepsis S. 2—8, nicht „Glaubens"- sondern Erfahrungstheologie unsere Parole S. 8, die Tradition, ihr Wert und ihre Unzulänglichkeit, die Notwendigkeit eigener Erfahrung S. 9—12, protestantischer Traditionalismus und dessen Heterodoxie S. 12—14.

Der Gottesbegriff S. 15, alle Gottesvorstellungen der Menschheit stehen irgendwie auf Erfahrung, sind gewonnen durch Interpretation von Erfahrungen S. 16—18, Erfahren und logische, wissenschaftliche Interpretation des Erfahrenen ist für uns der einzig mögliche Weg zu Gott S. 18 f.

I. Teil.

Der Gottesbeweis für unser Geschlecht 19—141

1. Der Zusammenhang aller Dinge oder die Wechselwirkung als die eine große Erfahrung, deren Interpretation uns zur Erkenntnis eines allwirkenden Wesens führt 19

Seite
2. Das allwirkende Wesen muß Weltschöpfer sein . . . 26
3. Das Leben resp. der Geist der Kreatur beweist, daß das allwirkende, weltschöpferische Wesen Geist ist 27
4. Die Zwecksetzung der Kreatur resp. der Menschen als Beweis, daß der allwirkende Geist der Qualität nach zwecksetzende Vernunft ist 33
5. Der allwirkende Geist oder Gott ist weise Liebe . . . 41
a) Der Beweis der Liebe Gottes; in der Liebe der Kreatur und speziell des Menschen ist sie offenbar 41
b) Der Haß der Kreatur als scheinbare Instanz; Auflösung dieses Scheins 50
c) Interpretation der Welt von der erkannten (bewiesenen) Gottesliebe aus 62
α. Das Recht und das Unrecht im Postulat dieser Interpretation; der Beweis bleibt stehen, auch wenn mir die Interpretation mißlingt 63
β. Der Schein einer „widerspruchsvollen" Wirklichkeit und die Aufgabe des Denkens gegenüber diesem Schein 65
γ. Interpretation der „Güter" dieser Welt . . . 67
δ. Interpretation der menschlichen Leiden 74
1. Die Leiden des Daseins und das Menschengeschlecht 74
2. Die Leiden und der einzelne Mensch . . 117
3. Von dem innerhalb des irdischen Horizontes unauflösbaren Rest der Leiden 123
Anhang: Die Liebe Gottes in der Tierwelt 134

Ueberleitung vom I. zum II. Teil: . . . 141—147
Gotteserkenntnis ist nicht Religion und auch nicht einmal ein Teil derselben, Begriff des Glaubens S. 142, Gotteserkenntnis als Voraussetzung des rechten Glaubens S. 142 f., die Schwierigkeit des Glaubens auch bei klarster Erkenntnis 143—147.

Seite

II. Teil.

Die Christlichkeit der vorgetragenen Lehre 147—172

1. Christlich ist unsere Bestimmung des Verhältnisses von Erkennen und Glauben 149
2. Christlich ist unsere Gotteslehre 154
3. Christlich ist unser Erkenntnisweg 162

Schlußbetrachtung: . . . . 172—182

Die Frucht der vorgetragenen Erfahrungstheologie: sie macht uns in jeder Richtung tüchtig, Führer und Seelsorger des gegenwärtigen Geschlechts d. i. der modernen empiristisch gerichteten Menschen zu sein.

Beilage:

Der Führer auf dem Weg zu Gott.

Begründung der Beilage. Das Thema derselben: Welches sind die historischen Medien, durch welche uns unsere Erfahrungstheologie, die Deutung der Welt auf Gott hin möglich wurde? . . . . 185—187

I. Die Kirche: . . . . 187—204

1. Die Möglichkeit, vor andern Gott zu erkennen und an ihn zu glauben, ist Gnade. Die Gnade umfängt uns in Gestalt der Kirche 187
2. Umgrenzung der nichtoffiziellen Kirche, die meine geistige Mutter 190
3. Die moderne Naturforschung, durch die unsere Erfahrungstheologie so sehr gefördert worden ist, ist selbst eine Tochter der Kirche und christlicher als die „Schrifttheologie" 193
4. Nicht-empiristische Gedankenströmung in der offiziellen Kirche 202

Seite

5. Das weit überwiegende empiristische Verdienst der offiziellen Kirche: Sie hat ein klassisches Werk der Erfahrungstheologie zusammengestellt, erhalten und als Richtschnur unseres Denkens und Glaubens in unsere Hand gelegt in Gestalt der hl. Schrift 204

II. Die hl. Schrift: . . . . 204—218

1. Die biblischen Gottesmänner Repräsentanten und Klassiker der Erfahrungstheologie 205
2. Die biblische Reichshoffnung keine Instanz gegen den Empirismus der Schrift 205
3. Die biblischen Gottesmänner als Interpreten des ewigen Gottesworts (des Universums) unsere Erwecker und Lehrer 208
4. Gefahren der Schrift und Verlegenheiten aus unrichtigem Schriftgebrauch. Als Diener des neuen Bundes des Geistes entgehen wir den Gefahren und Verlegenheiten 211

III. Jesus Christus als Anfänger und Bahnbrecher unseres Erkennens, Glaubens und Handelns: . 219—276

1. Der historische Jesus 219
2. Anlage und Ausbildung 222
3. Jesu Gegensatz zu den Zeitgenossen 225
4. Jesu Stellung zu Gesetz und Propheten 229
5. Das Fundament dieser Stellung Jesu, sein Empirismus 243
6. Die Stiftung des neuen Bundes 248
   a) Jesu Lehrweise 249
   b) Jesu Verkehr mit den Jüngern 256
7. Jesus und die Gemeinde der Gleichgesinnten, der Geist der Wahrheit 266

Schlußwort: Nicht eine Trias, Jesus Christus vielmehr und sein in der echten Kirche, zumal durch die hl. Schrift fortwirkender Geist ist unser Führer auf dem Weg zu Gott 276

Welcher Weg führt uns zu Gott? Will sagen: Welches sind die Realitäten, die uns die Gewißheit, daß Gott ist, verbürgen? Dies unser heutiges Thema.*

Lohnt es sich, diese Frage gewissenhaft zu erwägen und eine redliche Antwort zu suchen? Ich denke, ja. Jede Religion mutet ja doch den Menschen zu, daß sie irgendwie Gott dienen sollen. Die christliche Religion, deren Anhänger wir sind, speziell ist zusammengefaßt in den Worten, daß wir Gott allein dienen, daß wir ihn lieben sollen von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften. Nun ist Dienen und Lieben in allen Fällen nicht leicht, auch dann nicht, wenn die Person, die unsere liebende Hingebung fordert, z. B. ein ehrwürdiger Vater, in greifbarer Wirklichkeit vor uns steht; auch dann nicht, wenn er uns seinen Willen

* Wir fragen in diesem Traktat nach dem Weg und nicht nach den Führern, die uns den rechten Weg finden und gehen gelehrt haben; wir fragen nach den Thatsachen, in denen uns Gott sich bezeugt, und nicht nach den Gehilfen und Interpreten, die uns diese Thatsachen auf Gott hin verstehen gelehrt haben. Die Frage nach den bahnbrechenden Männern und nach den Instituten, durch die für uns die Möglichkeit, Gott zu erkennen, geschaffen wurde, ist eine Frage für sich.

unmißverständlich in sonnenheller Klarheit kundgethan, und wenn wir aufs bestimmteste wissen, daß wir ihm unsern Gehorsam schuldig sind, und daß er unserer vollen Liebe wert ist. Einer Person zu dienen, deren Existenz uns nicht gewiß ist, ist uns vollends unmöglich. Eine Gottheit zu lieben, die in einem für uns unzugänglichen Dunkel thront, müssen wir dem Don Quixote und seinen närrischen Brüdern überlassen. Wir Kinder dieses Geschlechts sind zum Dienen und Lieben nicht unwilliger als frühere Geschlechter; aber das verlangen wir billigerweise, daß der Herr, der unser ganzes Herz und unser ganzes Leben in ungeteilter Hingabe für sich verlangt, auch so klar wie die Sonne am hellen Sommertag vor uns trete, und daß unsere Pflicht, ihm, ihm allein zu dienen, mit voller Evidenz uns kund und zu wissen sei. Für einen Herrn hinter dem Vorhang sind wir nicht zu haben; hinter dem Vorhang könnte leicht ein Betrüger, ein uns narrendes Nichts sein. Also wird ja wohl die Frage nach den Realitäten, in denen uns Gott offenbar ist, ernst zu nehmen sein.

Welche sind's? Eine zur Zeit mannigfach variierte Antwort lautet: Greifbare Realitäten, die uns Gott auf erfahrungsmäßige Weise verbürgten, wie uns die Dinge dieser Welt gegeben sind, gebe es nicht; hier gelte nicht Erfahren und Erkennen, sondern Glauben. So urteilt Lipsius (Dogmatik 3. A., S. 1 f.): „Das Gebiet der Wissenschaft ist die unserer — innern und äußern — Erfahrung zugängliche Erscheinungswelt. Das Gebiet des Glaubens dagegen (und dazu

rechnet Lipsius Gott und alle Gott betreffenden Dinge) liegt immer über die gegenwärtige Erfahrung, ja über jede unter den gegebenen Bedingungen unserer Erkenntnis mögliche Erfahrung hinaus." Und die erste Ausgabe fügte dazu noch mit verblüffender Deutlichkeit: „Der Glaube fängt genau dort an, wo die Wissenschaft aufhört." In gleichem Sinn sagt der Lehrer meiner Jugend, Hermann Schultz (Apologetik S. 38): „Gott kann nicht Gegenstand des Wissens, sondern nur des Glaubens sein." Als dritten unter diesen, deren Name zur Zeit Legion ist, nenne ich einen alten Freund, der einst mit mir auf der nämlichen Schulbank gesessen, der an meiner Seite den Phädon gelesen und sich von Sokrates hat beschwören lassen, nicht Misologe zu werden. Er ist es dennoch geworden; denn in der Bearbeitung unseres Themas, die er am Pfingstmontag dem vereinigten Konvent der Theologen von Basel-Land und Basel-Stadt vorgetragen, hat er den Gottesbeweisen abgesagt: „Falsch", sagt er, „sind alle die Beweise zum voraus, die aus den in der Natur gegebenen Erscheinungen, die genau genommen nur auf eine allgemeine höchste Kraft führen, die Wirklichkeit des lebendigen, persönlichen Gottes erschließen wollen, was immer nur durch einen Sprung und einen Fehlschuß geschehen kann," und an anderer Stelle sagt er: „Gott ist verborgen." Für dies Evangelium war der Pfingstmontag ein etwas schlecht gewähltes Datum. An Pfingsten feiert doch die Kirche das Fest des Geistes d. h. die Gewißheit, daß Gott nicht ein verborgener Gott ist, sondern daß

er sich bezeugt, sich zu erkennen giebt. Der Name des heiligen Geistes ist ja gar nichts anderes als der Name des sich offenbarenden Gottes, der mitten unter uns tritt und als ein lebendiger nicht hebräisch, sondern deutsch und deutlich zu uns redet. Ich meinte sonst immer, der Beweis des Geistes und der Kraft sei so stringent als irgend ein auf Erfahrungsthatsachen stehender Beweis, und muß nun zu meiner Verwunderung vernehmen, daß das höchste Fest der Christenheit, daß Pfingsten ein apokryphes Fest ist. Aehnlich habe ich vor Jahren an einem Sonntag nach Pfingsten von der Kanzel die Botschaft gehört: „Gott hat einst zu Abraham und den Propheten geredet; aber jetzt schweigt er. Ja, Gott schweigt." Diese Todesnachricht war mir recht betrübend; glücklicherweise wußte ich, daß Gott heute so deutlich redet als je in den Prophetentagen, und daß es nur an den Ohren fehlt.

Was thun wir mit diesem Geist, der unter der Form, Gott könne man nicht erfahren, nicht erkennen, nur glauben, Pfingsten leugnet? Ihm widerfahre, was jenem Geist Mc. 5, 8 ff. widerfuhr! Das Wort Jesu treibe ihn aus der Gemeinde des lebendigen Gottes aus und lasse ihn fahren in die, welche draußen sind, wo er hingehört.

Aber wie mag uns der Exorzismus im Namen Jesu gelingen? Ist's denn nicht einmütige Lehre seiner Kirche, daß in der Religion Glauben Parole ist? Ich antworte: Alles an seinem Ort. Dem Glauben, was dem Glauben gebührt (davon später), und dem Er-

kennen, was dem Erkennen gebührt. Wenn ihr dem Glauben gebt, was der Erkenntnis ist, so veruntreut ihr nicht allein der Erkenntnis redliches Teil; ihr verderbt auch den Glauben, verkehrt ihn in Aberglauben. Zwei Dinge vor andern sind der Kirche verderblich — und ich hasse sie, wie man das Arge hassen soll — der Glaube, der sich an die Stelle der That drängt, aber auch dieser andere Glaube, der sich an die Stelle der Erkenntnis setzt.

Allen unsern Theologen, welche so oder so Gotteserkenntnis leugnen und für ein Glauben im Gegensatz zum Erfahren plädieren, sage ich:

Erstens: Ihr bejaht doch den Satz „es ist ein Gott" und verwerft mit lauter Stimme den andern „es ist kein Gott." Wie kommt ihr dazu? Es muß doch in eurer Phänomenalwelt d. i. im Universum eurer Erfahrungen irgendwelche Elemente geben, die euch veranlassen, den Theismus zu bejahen und den Atheismus zu verwerfen. — Ihr verkündet: „es ist ein Gott" und verwerft den Satz „es sind viele Götter"; es müssen doch wieder irgendwelche Erfahrungsrealitäten sein, die euch zum Monotheismus und nicht zum Polytheismus führen. Ihr verkündet weiter: „Gott ist nicht ein ohnmächtiger und thörichter Pfuscher, sondern lenkt voll Macht und Weisheit die Welt", ihr sagt, er sei nicht ein neidvoller und willkürlicher Despot, sondern ein liebender Vater, sei nicht ein weichmütig schwächlicher Papa, sondern ein heiliger, gerechter Vater u. s. w. Es muß doch auf allen Punkten durch irgendwelche Er-

fahrungselemente bedingt sein, daß ihr gerade diese und diese Sätze bejaht und diese und diese andern verwerft. Kurz, es läßt sich gar nicht absehen, wie ihr die Giltigkeit aller eurer Gott betreffenden Aussagen auf etwas anderes als auf irgendwelche Erfahrungen abstellen könntet. Wenn eure Aussagen der Wegleitung der Erfahrung entraten, so weiß ich schon gar nicht mehr, warum wir euch ernst nehmen sollen; ich weiß nicht, woher ihr den Mut nehmt, eure Aussagen über Gott so energisch auszusprechen und die entgegengesetzten zu verwerfen; ich weiß nicht, was euch autorisiert, dafür Propaganda zu machen, und ihr wißt es auch nicht. Sobald ihr die Wegleitung der Erfahrung verwerft, weiß ich gar nicht, warum ihr nicht ebenso gut den Atheismus oder einen andern als den Christengott verkündigen solltet, und ihr wißt es auch nicht.

Zweitens: Ihr fühlt euch doch als Verehrer und Verkündiger des wahren Gottes. Unter dem wahren Gott aber versteht ihr den wirklichen im Gegensatz zu einem fingierten. Der wirkliche Gott aber ist ein wirkender; es ist seit Deuterojesaja (vid. besonders Buch Jes. Kap. 40 und 41) kein anderes Kriterium des Wirklichen erfunden worden als dies, daß er wirkt, und wird kein anderes erfunden werden. Als wirkender aber ist Gott ein sich bezeugender; was sich aber bezeugt, ist eine Erfahrungsgröße und damit Gegenstand des Wissens. Der wirkliche Gott ist also als solcher ein erfahrbarer Gott und damit Erkenntnisobjekt. Zu meinen, man rede vom wahren Gott, und gleichzeitig

zu verkünden, derselbe sei nicht Gegenstand der Erkenntnis, sondern nur des Glaubens, ist ein Widerspruch. Im Augenblick, da man Gott im Gegensatz zu den Erfahrungs- und Erkenntnisobjekten den transempirischen Größen oder den Glaubensobjekten zuweist, hat man ihn schon zu den Elilim, den Nichtigen, den Götzen versetzt.

Drittens: Ihr wollt doch eurem Gott das Leben weihen. Wie könnt ihr das, so lange er im Verdacht steht, zu den eingebildeten Götzen zu gehören und nicht als stahlharte Erfahrungsgröße ausgewiesen ist?

Viertens: Ihr wollt doch, daß das Christentum wachse, daß es auch die modernen Menschen und die höchstentwickelten derselben gewinne; ihr hofft, daß einst eine Herde und ein Hirte sein werde. Aber wie könnt ihr bei eurer Theologie, die von Gotteserfahrung nichts weiß, solches hoffen? Wohl wahr, daß die Menschheit in ihrem Kindheitsalter, obgleich von Erfahrungen ausgehend, doch eine große Befähigung hatte, die Erfahrungen phantastisch und abergläubisch zu deuten, sich eine Märchenwelt zu träumen und das Herz an fiktive Götter zu hängen; wohl wahr, daß diese Befähigung der Menschheit zur Zeit noch sehr groß ist. Aber gewiß bleibt dennoch, daß sie, wenn auch noch so langsam, aus dem Kindheitsalter herauswächst und mählich ablegt, was kindisch ist. Allem Meinen, Wähnen, Träumen ist unter uns modernen Menschen, wenn nicht immer thatsächlich, so doch prinzipiell der Krieg erklärt. Wir werden dazu erzogen, nur das als ein Wirkliches

anzuerkennen, was irgendwie gesehen, gehört, gefühlt, gemessen, gewogen, kurz, erfahren werden kann. Die Fähigkeit, das Ungreifbare anzuerkennen, wird unter uns nach Möglichkeit reduziert. Stellt man nun die Religion auf „Glauben," auf ein Glauben im Gegensatz zum Erfahren, so stellt man sie auf eine psychische Potenz, die notorisch in Rückbildung begriffen ist. Man stellt sie damit auf den Aussterbeetat, was sich mit jener Hoffnung auf die eine Herde und den einen Hirten schlecht reimt.

Wir lehnen also diese „Glaubenstheologen" ab, auch dann, wenn sie in Kants großem Schatten stehen; das kleinste Licht wäre uns lieber als der größte Schatten. Daß Kant einer die Erfahrung transscendierenden Metaphysik den Krieg erklärte, hat meinen vollen Beifall. Daß er die Objekte jener imaginären Wissenschaft (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit), nachdem sie für das Wissen verloren, als Glaubensobjekte wiederbrachte, erkläre ich für verlorene Liebesmühe. Wir können von transempirischen Dingen nichts *wissen*; wir moderne Menschen können auch nicht dran *glauben*. Also ist ja wohl Gott für uns eine verlorene Position? Welch ein Fehlschluß! Wenn ein Transscendieren der Erfahrungswelt durch Wissen wie durch Glauben gleich unmöglich ist, so ist nun doch zu untersuchen, ob wir Gott nicht etwa unter den empirischen Größen antreffen: Vielleicht tritt er uns, wenn wir nur Augen und Ohren öffnen wollen, als die gewaltigste Erfahrungsgröße entgegen. Erfahrungstheologie ist also unsere Parole.

Das kann auch christlichen Theologen, unter denen so viel von Offenbarung die Rede ist, keine anstößige Parole sein. Ist ja doch Erfahrung das Pendant zum Begriff Offenbarung! Was von Gottes Seite Offenbarung heißt, heißt von des Menschen Seite Erfahrung. Gott offenbart sich, heißt von meiner Seite: ich werde ihn inne, erfahre ihn.

Aber nachdem sie anerkannt, daß es Gottesoffenbarung resp. Gotteserfahrung gibt, werden nun viele der christlichen Theologen alsbald hinzufügen, es sei nun doch nicht jedermanns Ding, selbsteigene Erfahrungen zu machen. Nicht Erfahren, sondern Eingetauchtwerden in die Tradition der Kirche sei für den Einzelnen der Weg zu Gott.

Wider diese Bemerkung ist zunächst nichts einzuwenden. Der einzelne Mensch ist in keiner Richtung ein solitäres Wesen, das alle Erfahrung selbst zu machen und gar die Fülle geistiger Größen, die unsere Kultur ausmachen, selbst neu zu erzeugen hätte. Die Tradition der Väter, ihre Sprache, ihre Art zu denken und zu fühlen u. s. w. umfängt uns von Geburt an und wird als Erbe der Väter in den Jugendjahren unser Besitz; ja das Wichtigste dessen, was die Menschheit auf ihrem Entwickelungs- und Siegesweg errungen, wurde nicht erst nach der Geburt, sondern schon vorher im Mutterleib unsere Mitgift. Kurz, der Tradition im weitesten Sinne verdanken wir das Beste, was wir sind und haben, freilich auch das Schlechteste.

Was vom Ganzen gilt, gilt auch von der Religion

resp. der Gotteserkenntnis. Ordentlicher Weise ist die Tradition für jedes neue Geschlecht und jedes Glied desselben der Weg zu Gott. Als die Mutter uns beten lehrte, als die Großmutter uns auf dem Schoße hielt und uns zum Himmel aufblicken lehrte, als sie uns von einem allmächtigen Vater erzählte, der seine Engel sendet, die Kindlein zu behüten, der alles hört und alles sieht, was sie reden und thun, der Sonnenschein und Regen sendet und den Menschen Brot gibt, da hat die christliche Tradition von uns Besitz zu nehmen angefangen, und wenn wir Glück hatten, ist in den folgenden Jahren diese Besitzergreifung immer völliger geworden. Und das gilt nicht bloß vom Durchschnittsmenschen; die originalsten Geister, welche nachher Bahnbrecher neuer Gotteserkenntnis wurden, sind doch zunächst durch die Tradition der Väter zu Gott geführt worden.

Werden wir also nicht einfach sagen, die Tradition, die Wolke der Zeugen (inkl. heilige Schrift) sei für unser Geschlecht der Weg zu Gott, und damit unsere Abhandlung schließen?

Ja, wenn wir wenigstens eine starke, einmütige Tradition hätten! Aber wir haben sie nicht. Es gibt unter uns neben einer christlichen auch unchristliche Tradition mannigfaltiger Art; und diese unchristliche wirbt um die Völker so gut wie die christliche. Was noch schlimmer, die christliche Tradition selbst ist in der protestantischen Kirche so schwächlich und vom Zweifel angekränkelt, so unsicher, zerfahren, ja zerfasert, daß sie

nachgerade zur Konkurrenz mit andern jugendlich kräftigen Geistesströmungen ungeschickt wird.

Und wenn auch unsere kirchliche Tradition, wovon sie so weit entfernt ist, einmütig und stark wäre, so könnte sie doch ein letztes Wort nicht sein. Alle Tradition von Urteilen (z. B. in der Astronomie und Physik) steht jeweilen nur, weil und sofern sich diese Urteile verifizieren lassen. Die modernen Menschen stehen z. B. fest auf der kopernikanischen Tradition, weil sie wissen, daß, wenn sie es selbst nicht vermögen, doch Leute da sind, die jene Theorie zu begründen wissen. Nicht anders in Sachen der Religion; auch da genügt selbst eine starke, einmütige Tradition mündig gewordenen Menschen nur so lange, als ihre Urteile durch Gründe (resp. gegenwärtige Erfahrung) bewährt werden können. „Der verständige Mann bleibt da nicht stehen, wo ihn der Zufall der Geburt hingeworfen, und wenn er bleibt, bleibt er aus Einsicht, Wahl des Bessern." Und auch der Unverständige bleibt nicht stehen; er bleibt nur so lange, als ihn nicht der Wind anderer Lehre anderswohin treibt. Wer heute ohne Einsicht einer ungeprüften kirchlichen Tradition anhängt, ist trefflich disponiert, morgen ebenso kopflos einer unchristlichen Lehre anzuhangen.

Was thun? Eine schlechtberatene Kirche mag den Versuch machen, das kirchliche Volk in Unmündigkeit zu erhalten und das unmündige gegen den Wind fremder Lehre zu isolieren; das geht, so lange es geht, und hernach wird der Krach desto größer. Für uns andere

bleibt nur folgender andere Weg: Wir werden für eine kirchliche Tradition besorgt sein, welche die Prüfung nicht zu scheuen braucht, eine Tradition, die desto fester steht, je peinlicher nach ihrer Legitimation gefragt wird. Wir werden zweitens nach Kräften arbeiten, daß die Menschen wahrhaft mündig, wahrhaft urteilsfähig werden und als solche imstande sind, das Wertlose vom Wertvollen zu scheiden.

Wie aber werden wir eine religiöse Tradition, welche die Prüfung nicht zu scheuen braucht, schaffen? Dadurch allein, daß wir sie mit dem Urquell der Gotteserfahrung, der Gotteserkenntnis in Verbindung setzen. Das Wasser der Zisterne wird faulig, wenn es nicht aus unterirdischem lebendigem Quell stetsfort erneuert wird. Und die religiöse Tradition wird matt und untüchtig, wenn sie nicht aus dem Born unmittelbarer Gotteserfahrung sich je und je verjüngt. Suchen wir darum jene Quelle der Gotteserfahrung und Gottesgewißheit, aus der die Tradition einst selbst geflossen! Suchen wir jenen ursprünglichen Born, aus dem unser Geschlecht trinken muß, wenn es nicht mehr dürsten, wenn es seines Gottes wahrhaft gewiß werden soll! Wie die Dinge heute stehen, hilft uns keine Tradition; wir wollen, wir müssen an der Quelle trinken.

Wider solches Unternehmen werden nun allerdings unsere protestantischen Traditionalisten einwenden, das Postulat sei unerfüllbar. Es handle sich eben um Gottesoffenbarungen, die nur einmal in der Geschichte geschehen, zu denen wir nur indirekt durch die Tradition

Zugang hätten. Wir seien nun einmal Epigonen und als solche auf die Ueberlieferung, zumal deren vornehmstes Stück, die hl. Schrift, angewiesen, wie das schon vor der Reformation der Prediger Surgant in Basel formuliert hat: „Gott hat einmal in der Schrift geredet und wird sein Wort nicht wiederholen." (R. Stähelin, Zwingli I, 36 f.)

Gegen diesen Traditionalismus habe ich nur drei kurze Bemerkungen zu machen:

Erstens: Derselbe ist in sich widerspruchsvoll. Man lehrt einerseits mit der Schrift, daß wir in Gott leben, weben und sind, und daß er nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns; man lehrt, daß er mit unendlicher Macht, Weisheit und Güte die Welt regiert, mit allgegenwärtiger Liebe unser Leben hegt und trägt. Und anderseits lehrt man, wir wüßten von diesem Gott nur aus einem alten Buch. Wir sind doch für Liebe und Güte nicht so unempfindlich. Wenn ein schwacher Mensch uns nahe ist und uns Gutes erweist, so merken wir's, und wenn er uns Böses erweist, so merken wir's auch. Und es soll ein allmächtiges Wesen uns zu jeder Stunde mit seiner Liebe umfangen, — und wir sollen nötig haben, dies Faktum aus einem alten Buche zu lernen! Wenn solche Lehre nicht absurd ist, so weiß ich nicht, für welchen Fall wir das Prädikat der Absurdität reservieren müssen.

Zweitens: Es ist dieser Traditionalismus innerhalb der Kirchenlehre selbst heterodox. Die beste und älteste Tradition der Kirche weiß nichts von einem ein-

für allemal gesprochenen Gotteswort, vielmehr von einer immerdar fließenden Wahrheitsquelle. Die alte Kirche glaubt an den Parakleten, der uns in alle Wahrheit führt; sie glaubt, daß Christus bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende. Das sogenannte apostolische Bekenntnis lautet nicht „ich glaube an die hl. Schrift“, vielmehr „ich glaube an den hl. Geist“. Und auf den fünfzigsten Tag nach Ostern hat die Kirche nicht ein Bibelfest, sondern das Fest des hl. Geistes angesetzt. Die Theorie Surgants und all seiner „protestantischen“ Nachfolger ist weit jünger und ist heterodox.

Drittens und wichtigstens: Es wird sich zeigen, daß wir thatsächlich an der Quelle zu schöpfen vermögen, daß Gott so deutlich zu uns redet, als er je in der Vorzeit Tagen geredet hat, daß es in der Gemeinde des lebendigen Gottes keine Epigonen giebt. *Den Beweis der That wird man doch müssen gelten lassen.*

Gehen wir ans Werk! Wir wollen prüfen, ob die alte Tradition, daß Gott nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, und daß wir in ihm leben, weben und sind, eine Nachprüfung verträgt, unsere selbsteigene Erfahrung und taghelle Einsicht werden kann. Ueber den Weg, den wir zu gehen haben, wollen wir nicht ein Langes und Breites räsonnieren. Wir wollen den Weg, der sich mir seit Jahren als der rechte erwiesen, miteinander *gehen*. Dabei erbitte ich mir eine einzige Gunst: Ich bitte mir aus, daß Sie sich unterwegs nicht von dem Gedanken anfechten lassen, ob es ein

christlicher Weg sei. Passen Sie recht auf, ob es ein gangbarer, ob es ein redlicher Weg sei. Wer denselben angelegt, Moses und die Propheten, Jesus und die Kirche oder am Ende ich selbst, geht Sie jetzt gar nichts an. Sind wir erst am Ziel, so wollen wir dann in einer zweiten Untersuchung prüfen, ob der Weg ein christlicher heißen kann oder nicht.

Wir fragen also, ob Gott ist. Dabei setze ich voraus, daß wir über den Begriff der Gottheit im allgemeinen einig sind. Unter Göttern verstehen die Völker überall den Menschen überlegene geistige Wesen, von denen der Menschen Wohl und Weh abhängt. Was das Maß betrifft, um welches der Gott den Menschen überlegen gedacht wird, so wäre es angesichts der Fülle religionsgeschichtlicher Thatsachen verfehlt, wenn wir diese Ueberlegenheit im Gegensatz zur Schwäche des Menschen als unendliche bezeichnen wollten. Das Wort „bei Gott sind alle Dinge möglich" steht allerdings in den historischen Urkunden einer bestimmten Religion; aber das ist ein singulärer Fall. Im Polytheismus ist es schon selbstverständlich, daß die Macht des einzelnen Gottes begrenzt ist. Die Religionsgeschichte zeigt uns eine Skala von einer dem Normalmenschlichen nur wenig überlegenen Potenz aufwärts bis zu der unendlichen Machtfülle des Gottes, in dem und durch den und zu dem alle Dinge sind. — Ist Uebermenschlichkeit das Charakteristikum aller wie immer sonst beschaffenen Götter, so bietet dagegen die Religionsgeschichte keinen Anlaß, Ueberweltlichkeit und Ueber-

natürlichkeit zu einem Charakteristikum der Götter zu machen. Es ist angesichts des empirischen Sachverhalts unzulässig, mit Lipsius (Dogmatik 3. A. § 20) zu behaupten, die Religion sei in all ihren Erscheinungsformen ein persönliches Verhältnis zu einer überweltlichen und übernatürlichen Macht, oder gar mit Biedermann, zu einer übernatürlichen, überweltlichen, unendlichen Macht. Die sogenannten Naturreligionen sind doch auch da, nehmen den größten Raum ein; ja es ist vorerst noch die Frage, ob es, recht besehen, was anderes als Naturreligionen giebt. Und in diesen Naturreligionen werden doch die Erde und das Meer, Flüsse und Winde, Sonne und Gestirne verehrt, d. h. insgesamt Götter, an denen von Uebernatürlichkeit, Ueberweltlichkeit und gar Unendlichkeit nichts anzutreffen ist. Das Spätjudentum und der Kantianismus taugen nicht zum Maß aller Dinge.

Die Frage, wie und durch welche empirische Thatsachen die Völker der Erde allzumal zur Gewißheit, daß Gott ist (resp. daß Götter sind) geführt wurden, können wir im einzelnen nicht diskutieren. Gewiß ist Folgendes: Alle wie immer sonst beschaffenen Ueberzeugungen der Menschen haben zur Grundlage die Erfahrung. Wir bringen keinen fertigen geistigen Besitz ins Leben mit (vgl. Zeller, Vorträge und Abhandlungen II, 9); und wenn wir auch irgendwelche angeborene Vorstellungen und Erkenntnisse hätten, so müßten doch auch diese in irgend einer Form der Erfahrung uns zum Bewußtsein kommen. Erfahrung bleibt also in allen Fällen die einzige Quelle unserer

gesamten Vorstellungswelt; davon können auch die Gottesvorstellungen keine Ausnahme machen, und die Meinung, daß das Gebiet der Religion über die Erfahrung hinausliege, muß schon vor dieser elementaren Erwägung abdanken.

Freilich, die Erfahrung als solche gab den Menschen noch keine Götter. Die Erfahrung z. B., daß all ihr Wohl und Wehe von der Sonne abhange, machte unsern Ahnen die Sonne noch nicht zum Gott. Wir haben die Erfahrung vom Einfluß der Sonne auf unser Leben ja auch, haben sie klarer und umfassender als unsere Ahnen, und doch ist sie uns nicht ein Gott. Erst als sie die Sonnenwirkungen nach der Analogie menschlichen Thuns als die Auswirkung eines lebendigen geistigen Wesens interpretierten, war ihnen die Sonne zum Gott geworden. Steht jede Gottesvorstellung auf irgendwelcher Erfahrung, so kommt sie doch immer nur durch Interpretation des Erfahrenen zustande; und zwar ist Personifikation die Hauptform der hier in Betracht kommenden Interpretation. Es war ganz unvermeidlich, daß die Urmenschen die bewegten Naturdinge nach der Analogie des eigenen Wesens als belebt interpretierten. Darüber wollen wir uns gar nicht verwundern, wenn wir doch wissen, daß noch großen griechischen Philosophen die Bewegung der Gestirne als Garantie ihres Belebtseins galt, ja, daß noch Koryphäen moderner Naturforschung Leben und Bewegung konfundieren (ex. gr. Fick, Physiologie, S. 1: „Man versteht unter Leben den Inbegriff der den sogenannten

Organismen eigentümlichen Bewegungserscheinungen"). Wenn die Völker nebst Sonne, Mond, Sternen, Flüssen, Winden auch Tiere, Bäume, Steine, Traumbilder als Götter deuteten, so fehlte auch hier die empirische Unterlage nie; aber die Interpretation des Erfahrenen ist noch weit unlogischer, phantastischer, abergläubischer geworden als in der relativ gesunden Naturreligion.

Stehen alle Gottesvorstellungen der Menschheit auf Erfahrung resp. Interpretation von Erfahrungen, so wird es auch für uns keinen andern Weg geben. Die Frage kann nicht sein, ob es für uns einen neuen hyper- und transempirischen Weg zur Gottheit gebe, sondern nur die, ob es Erfahrungen gibt, die, wenn wir sie ohne die Phantastik unserer Ahnen als nüchterne logische moderne Menschen interpretieren, uns Gott enthüllen.

Die Durchschnittsweisheit unseres Geschlechts behauptet mit einiger Zuversicht, daß wir bei solcher Interpretation von Göttern nichts finden würden. Die logische Auslegung der wirklichen Welt führe zum Atheismus. Eine Gottheit finde man immer nur, sofern man in phantastischer, fälschender Auslegung so oder so die Erfahrung übersteige. Deß seien die Theologen selbst Zeugen, wenn sie wie Lipsius u. a. lehrten, daß das Gebiet der Religion dort anfange, wo die Erfahrung und damit alle Wegleitung der Erfahrung aufhöre.

Ich nun stelle Satz wider Satz und behaupte:

Eine nüchtern logische Interpretation der Erfahrung führt uns noch viel gewisser zu Gott als die mehr oder weniger phantastische unserer Väter. Ja in dem Maß als sich das Menschengeschlecht immer völliger der Phantastik entäußert und die Erfahrungswelt richtig (d. h. analytisch) interpretiert, wird es erst recht zum Gottschauen und zur rechten Gotteserkenntnis gelangen. Ja, die ganze Erfahrungswelt wird der nüchtern gewordenen Menschheit zu einer großen Theophanie werden. Der nüchterne Empirismus schien uns erst Gott zu nehmen; gewisser ist, daß er uns Gott erst recht wiedergeben wird.

Für diese Behauptung trete ich den Beweis an:

Es gibt nur *eine* Erfahrungsthatsache, in der sich uns Gott offenbart, aber es gibt eine. Sie heißt Wechselwirkung der Weltelemente, Zusammenhang aller Dinge.

Machen wir uns erst die Bedeutung dieser Wechselwirkung klar; interpretieren wir dieselbe sodann!

Wie immer wir die Bausteine dieser Welt denken, als tote Atome oder geistige Monaden, oder als tote Atome einerseits, geistige Monaden anderseits, oder wie immer, so ist so viel gewiß, daß sie verbunden sind. Gewiß ist zunächst, daß alle Teile dieser Welt mit mir, mit meiner sogenannten Seele verbunden sind; durch dies Verbundensein allein werden sie ja doch Teile meiner Erfahrungswelt. Wenn kein Band von denselben zu mir hinüberreichte, so wäre ja nie ein Anlaß noch eine Möglichkeit, sie zur Welt, zu *meiner*

Welt, zu rechnen. Wir wissen sodann, daß alle Teilchen dieser Welt nicht nur mit mir, sondern unter sich, jedes mit jedem andern in Beziehung stehen. Diese Beziehungen binden die einzelnen Teilchen eines Kieselsteins aneinander; sie hören an der Oberfläche des Steins nicht auf, sondern fesseln hier den Wassertropfen, der am Steine hängt; sie reichen weiter zu jedem Teilchen des Erdplaneten, dann zum Mond, zur Sonne, zum Sirius und jedem fernsten Stern. Wohl wissen wir, daß die Bande dieser Beziehung nicht zwischen allen Teilchen gleich straff gespannt sind; sie sind sehr verschieden. Und zwar ist der Wechsel der Beziehungen nicht irregulärer Willkür überlassen; die Beziehung ist umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung. Die Innigkeit der Beziehung nimmt also mit der Entfernung sehr ab, wird aber auch in tausendfacher Sternweite nicht gleich Null. Und wenn ein Regentropfen, der in Frauenfeld zur Erde fällt, plötzlich aus der Welt verschwände; wenn damit die Beziehungen seiner Teile zu allen Teilen des Universums ausgeschaltet würden, so würde der Polarstern und jeder fernste Stern aus seiner Bahn weichen; es würde ein Zucken durch das Universum gehen.

Ob die Beziehung der Weltelemente zu einander eine einige oder eine vielfältige ist, mag hier dahingestellt bleiben. Ich habe für mich die wohlbegründete Ueberzeugung, daß es nur e i n e Beziehung der Weltelemente gibt, daß Schwere, Kohäsion, Wärme, Licht, Magnetismus, Elektrizität und alle Formen des so-

genannten chemischen Geschehens immer nur Varianten eines einigen Geschehens, Resultanten der einen und einzigen Gravitation sind. Aber mögen doch der Beziehungen viele sein, hunderterlei zwischen den toten (resp. totgeglaubten) Weltelementen, hunderterlei zwischen den seelischen, und abermals hunderterlei zwischen den seelischen einerseits, den toten anderseits, so bleibt doch immer gewiß, worauf es mir hier allein ankommt, daß der ganze Weltprozeß, die kaleidoskopische Vielgestaltigkeit physischen und psychischen Geschehens, durch jene wie immer sonst beschaffene Wechselwirkung herbeigeführt wird. Von der Ellipsenbewegung eines Planeten und der Explosion einer Patrone bis zum Stoffwechsel im Pflanzen- und Tierleib und von da bis zu allen höchsten psychischen Erscheinungen im bestorganisierten Menschengeiste wird jedenfalls alles durch Wechselwirkung der Weltelemente herbeigeführt. Ein Traum wär's anzunehmen, daß unsere Seele als isoliertes Wesen ihren Vorstellungsablauf zu erzeugen vermöge. Wenn der Blutzufluß ins Gehirn, der Sauerstoffzufluß ins Blut aufhört, ists rasch mit all unserer psychischen Herrlichkeit vorbei. Mögen die Beziehungen meiner Seele zu Blut, Sauerstoff, Gehirn und der ganzen Materialität noch so dunkel sein, daß Beziehungen vorliegen, ist ganz gewiß, und daß alles sublimste seelische Thun bis zum Glauben, Hoffen und Lieben von jenen Beziehungen abhängig ist, steht für jeden, der durch Thatsachen belehrt werden kann, außer Zweifel. So fest wie irgend ein Satz moderner Wissenschaft steht also die Einsicht,

daß alles Weltgeschehen durch Wechselwirkung der Weltelemente herbeigeführt wird.

Wir schreiten zum Wichtigeren, zur Analyse der Wechselwirkung, deren universale Bedeutung wir uns zum Bewußtsein gebracht.

Wählen wir den einfachsten Fall: Zwei Elemente a und b stehen in Wechselwirkung. Wie müssen wir uns den Vorgang denken? Wenn a auf b wirkt, scheint doch etwas von a zu b übergehen zu müssen. Was ist's? Etwa ein drittes Element, das von a sich löst, um zu b überzugehen? Damit wäre nichts gelöst; denn nun läge das Rätsel der Wechselwirkung vervielfacht in der Frage, wie das dritte Element in b sich geltend zu machen wisse. Es muß wohl ein viertes Element vom dritten sich lösen und so hoffnungslos weiter in infinitum.

Weil mit dem Uebergehen eines Elements die Sache nicht verständlich zu machen ist, sucht man sie mit dem Uebergehen einer Kraft zu erklären. Aber auch dieser Versuch ist hoffnungslos. Wie soll die Kraft des Elements a von a sich lösen und sich in b einquartieren? Eine sogenannte Kraft kann doch immer nur als Zustand eines Elements gedacht werden, dessen Kraft sie eben ist. Die Annahme, eine Kraft löse sich von a und gehe zu b über, ist eine unvollziehbare Fiktion.

Wir müssen also darauf verzichten, die Wechselwirkung durch transitus verständlich zu machen. Was bleibt übrig? „Nur wenn der dem Element a immanente

Zustand für b ein hinlänglicher Grund ist, einen bestimmten Zustand in sich zu erzeugen, — nur wenn der Zustand des b ebenso als dem b immanenter Zustand genügt, das Element a zur Erzeugung eines bestimmten Zustandes zu veranlassen, kann Wechselwirkung oder was wir so heißen, stattfinden." (Lotze, Mikrokosmus I, 403, III, 486 ff.)

Aber dieser allein mögliche Modus der Wechselwirkung ohne transitus gebiert uns nun das weitere Problem, wie doch eine solch' wunderbare Wechselwirkung stattfinden könne. Wie mag es denn auch geschehen, daß der dem einen Wesen durchaus immanente Zustand für ein anderes Element zum Anlaß und Grunde wird, seinen eigenen Zustand zu ändern? Ist das Element b eine selbständige Größe und ebenso das Element a, so ist nicht abzusehen, wie das, was in dem einen geschieht, der Grund einer Veränderung in dem andern werden soll. „Was einander nicht angeht, kann nicht zugleich einander so angehen, daß das eine sich nach dem andern richtet." (Lotze, Mikrokosmus III, 486.)

Mithin sind die wechselwirkenden Elemente nicht isolierte, nicht von einander unabhängige Wesen. Würden sie als selbständige Wesen „verlassen im Leeren schwimmen", so könnte keine Beziehung von dem einen zum andern hinüberreichen. Mithin müssen die wechselwirkenden Elemente statt isolierte in einer realen Einheit verbundene Wesen sein. „Nur, wenn sie trotz ihrer relativen Sonderexistenz doch zugleich Teile einer einzigen, sie alle umfassenden, sie innerlich in sich

hegenden unendlichen Substanz sind, ist ihre Wechselwirkung auf einander, oder was wir so nennen, möglich." (Lotze, a. a. O.)

Mithin: Die Wechselwirkung ist nicht gewisser als das eine Wesen, das sie allein möglich macht. Eine wie immer beschaffene Welt, wofern nur ihre Teile mit einander in Beziehung stehen, was sie denn doch müssen, weil wir sie sonst nicht als Teile dieser Welt inne würden, ist im tiefsten Grund eine Einheit.

Sagten wir früher, daß alles Geschehen durch Wechselwirken der Weltelemente zu stande komme, so dürfen wir jetzt sagen, daß alles Geschehen nur durch die Allwirksamkeit eines alle Teile dieser Welt in sich hegenden Wesens wirklich werde.

Das haben die Weisen des Abendlandes von Xenophanes bis Giordano Bruno, von Bruno bis Lotze und Zeller immer klarer erkannt und besser formuliert. Auf das Universum hinblickend erkannte der gewaltige Xenophanes in dem Vielen der veränderlichen Welt das Eine; und sein ahnendes Erkennen hat die erlauchte Schar der großen Denker nie wieder völlig verlassen; sie haben im Zeitalter der exakten Wissenschaft die eleatische Ahnung zu exakter Erkenntnis hinangeführt. Sind solche hier, welche der Arbeit dieser Philosophen glauben entraten zu können? Warum die Ablehnung? Etwa weil diese Beweisführung nicht im Katechismus steht? Da steht doch wohl noch einiges nicht drin, was man doch endlich wird lernen müssen. Meint ihr, die abendländische Philosophie sei in Gottes Haushalt

ein Luxusartikel, auf den man ohne Schaden verzichten könne? Gott erzeugt keine Luxusartikel. Er, der nach eurer eigenen Ueberzeugung Algen und Regenwürmer und anderes unscheinbare Getier geschaffen, hat doch wohl auch die Philosophen geschaffen. Und sind nach seinem Rat die Regenwürmer dazu da, die Erde zu verdauen und fruchtbar zu machen, so haben doch vielleicht auch die Philosophen eine Mission in seinem Reich. Dienen jene den göttlichen Absichten mit ihrer gesegneten Verdauung, dann vielleicht diese mit ihrem Denken. In jedem der erlauchten Namen der Philosophiegeschichte ist etwas vom Logos Fleisch geworden, uns zu erleuchten und zu Gott zu führen; denn der fleischgewordene Logos — darin behält das Johannes-Evangelium Recht — bleibt in allewege der Führer zu Gott. Die Schlechtberatenen sehen freilich in der Philosophiegeschichte nur das Widersprechende, sehen bei jedem Philosophen ein neues auf demnächstigen Abbruch aufgeführtes Gebäude; die Einsichtigen erkennen in der Philosophiegeschichte trotz allem und allem eine große Kontinuität. Die Abneigung hört nur die Disharmonie, die Liebe aber eine über alle Dissonanzen hinausreichende Harmonie und die Kontinuität einer großen dem Heil der Menschen dienenden Arbeit. Und die Liebe ist besser. — Aber ihr, widerstrebende Brüder, meint vielleicht, euer Amt verpflichte euch, mit der Argumentation des Katechismus auszukommen. Dann kommt ihr mir vor wie Krieger, die in den Tagen des Repetiergewehres mit den Waffen der Pfahlbauzeit

auskommen wollen und es für Schaden achten, außer der heiligen Keule der Väter ein anderes Waffen in die Hand zu nehmen. Es sind auch in der Theologie etwas andere Feinde als die der Urväterzeit über uns hereingebrochen; alle aus dem Schoß der abendländischen Wissenschaft geborenen Bedenken und Zweifel sind über uns gekommen; und ihr wollt die Hilfe, die eben diese Weisheit uns bietet, ablehnen? Unser heutiges Thema gebietet uns doch zu zeigen, wie unser Geschlecht zu Gott geführt werden möge. Was ist's denn für ein Geschlecht? Es ist ein vom Geist der abendländischen Wissenschaft mehr oder weniger berührtes und durchdrungenes Geschlecht; unser Geschlecht steht im Zeichen des Empirismus. Es kann einen transempirischen Gott nicht anerkennen und kann Gott in der Empirie nicht finden. Was kann hier helfen, als daß wir den Empirikern Empiriker werden, daß wir ihnen, wenn möglich, den Star schneiden und zeigen, daß sie inmitten einer großen Gottesoffenbarung stehen. Vorwärts denn auf dem betretenen Wege ohne weiteres Parlamentieren!

Die gewonnene Erkenntnis, daß ein allwirkendes Wesen alle Weltelemente in sich hegt, deren Wechselwirken ermöglicht und so alles Weltgeschehen vom Fall einer Schneeflocke bis zum Hoffen, Glauben und Lieben eines Christenmenschen herbeiführt, erschließt uns die weitere Einsicht, daß all die sogenannten Weltelemente ursprünglich in dem einen Wesen ruhen müssen. Wären die Elemente etwas ursprünglich dem Einen Fremdes, so ließe sich nicht absehen, wie dasselbe dazu

gelangt sein könnte, Wechselwirkung zwischen den Elementen herzustellen und so jedem seine Bahn vorzuschreiben. Es müssen die Elemente original in dem Einen ruhen. Das eine muß ihre Existenz tragen, oder wie wir das in der Kindheitssprache der Menschheit ausdrücken: der Weltherrscher muß Weltschöpfer sein.

Wir fragen weiter, ob das weltschöpferische allherrschende Wesen eine geistige oder eine ungeistige Potenz sei. Die Welt muß von ihm zeugen:

Wie die große Mehrzahl der Weltelemente, die uns in Stein und Eisen, in Wasser und Luft, im Pflanzen- und Tierleib entgegentritt, beschaffen sind, ob sie etwas Totes oder Lebendiges, etwas Geistiges oder etwas Ungeistiges sind, das wissen wir zunächst nicht. Wir sehen nicht in deren Inneres und werden nicht inne, ob sie sich freuen und leiden, ob sie irgendwie wollen und denken; wir wissen auch nicht, ob sie, wenn nicht aktuell, doch unter gewissen Umständen, also potentiell lebendig sind.

Aber an einem kleinen Zipfel wenigstens sind uns die Elemente dieser Welt offenbar, nämlich in uns selbst. Und an diesem Ort, dem einzigen, wo wir die Dinge wirklich kennen, wo wir ihren Zustand als den unsern fühlen, geben sie sich als etwas Lebendiges, Geistiges.

In diesem uns bekannten Ausschnitte der Welt offenbart sich also das Eine, in dem alle Dinge ruhen, als Erzeuger eines Geisterreichs. Frage: Was ist dann das Eine selber? Ist es möglich, daß der Er-

zeuger des Geisterreichs selbst Ungeist, selbst tot ist? Weg mit dem Aberwitz! Gleiches kommt vom Gleichen. Der Schöpfer konnte der Kreatur nicht geben, was er selbst nicht hatte. Aus dem Abgrund des Todes quoll das Leben nicht. Das Eine, in dem die Welt ruht, und dessen allgegenwärtige Macht jedes Staubkorn lenkt, ist Geist. Und jetzt werden wir das Eine von Rechtswegen Gott nennen.

Unser Syllogismus lautet: Eine Partikel der in dem Einen beschlossenen Dinge ist ein Reich von Geistern; also muß das E i n e selbst Geist sein. Der Syllogismus ist gut. Aber erfreulicher wäre er doch, wenn er lauten könnte: Die Totalität der in dem Einen beschlossenen und wechselwirkenden Wesen ist ein einiges großes Geisterreich; also muß das Eine selbst Geist sein.

Bei unserem wirklichen Syllogismus bleibt der Großteil der Welt, der anscheinend Ungeist (tote Materie) ist, eine Art Skandalon. Wir fragen: Warum hat der Gott, der ein Geisterreich ins Dasein gerufen und der sich damit als Geist erweist, ein anscheinend so viel mächtigeres Reich geistloser Materie, ein Totenreich, geschaffen? Warum hat der Vater der Geister nicht lauter Geister ins Dasein gerufen? Warum ist der Gott der Lebendigen in dem Hauptteil der Welt, der Materie, ein Gott der Toten?

Auf diese Frage giebt es eine naheliegende Antwort: Das Reich der Materie sei eben ein Reich von Mitteln im Dienst der Lebendigen, der Geister. Unsere Seele bedürfe der Leiber d. i. eines Systems geordneter

Materie. Die Leiber ihrerseits bedürften der außerleiblichen Materie, Luft, Wasser und Erde, Sonne, Mond und Sterne; sie stünden im Interesse eines gedeihlichen „Seelenlebens" in Stoffwechselbeziehung zur ganzen Welt. Es sei also diese ungeheure materielle Welt ein Postulat der Seelen. Wenn Gott das Reich der Seelen wollte, so mußte er auch die Mittel wollen, also das Reich der Materie zum Dienst der Seelen hervorbringen.

Diese Antwort scheint plausibel. Aber genau besehen, taugt sie nichts. Wir haben da mit räsonnablen Gründen eine absurde Frage beantwortet. Unsere Frage und Antwort sind genau so viel wert wie die Frage: „Warum erscheinen die Gespenster nur um Mitternacht?" und die Antwort „Damit die Menschen nicht immer in Schrecken leben müssen." Die Annahme, daß überhaupt Gespenster erscheinen, und die andere, daß die Materie ein Totenreich sei, sind gleich unbegründete Vorurteile.

Ich frage: Woher wissen wir denn, daß die Materie tot ist? Leben heißt empfinden, fühlen; totsein heißt fühllos sein. Wer ist nun in der Lage zu behaupten, die Materie sei tot? Wer hat ihre Zustände von innen gefühlt? Antwort: Niemand weiß davon etwas. Es ist eine nackte Anmaßung, eine absolute Einbildung, daß wir wüßten, die Materie sei tot. Es hat für dies Dogma nie ein Mensch einen wirklichen Grund beigebracht, und es wird wohl so bald keiner einen solchen bringen. Es ist das Dogma vom Tod der Materie weiter nichts als

ein Vorurteil, das sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt.

Ein moderner Klassiker und Prophet dieses Vorurteils war Dubois-Reymond. Derselbe hat in seiner bekannten Leipziger Rede, die seitdem der Trost vieler Dunkelmänner gewesen ist, erklärt, daß wir nie begreifen würden, wie das Leben aus der toten Materie komme, und er hat darüber sein pathetisches „Ignoramus, ignorabimus" gesetzt, und dieser sonore Klingklang hat seitdem diejenigen, welche ohnehin nicht recht wach waren, vollends hypnotisiert. Seitdem sprachen sie in der Narkose bloß noch „Ignoramus, ignorabimus; gepriesen seien die Welträtsel und Dubois-Reymond, der Prophet des Nichtwissens!"

Zur Sache: Gewiß werden wir nie begreifen, wie aus der toten Materie das Leben hervorbrechen konnte. Aber etwas anderes werden wir sehr leicht begreifen, daß dies sog. Welträtsel nur eine von einem Vorurteil gezeugte Vexierfrage ist. Nämlich: Jene tote Materie ist kein Gegenstand der Erkenntnis weder Dubois-Reymonds, noch irgend jemands, sondern eine Einbildung, die ebenso zäh als unbegründet seit Demokrits Tagen herabwandert bis auf uns. Und nun steht Dubois vor dieser „toten Materie" und kann nicht begreifen, wie das Leben aus derselben hervorbricht. Woher die greuliche Verlegenheit? Er geht von einer Fiktion aus, als wär's eine Thatsache. Er setzt das schlechthin Unbekannte als ein Bekanntes, das schlechthin Problematische als ein Ausgemachtes und macht sich dadurch das wirklich

Gegebene und Bekannte d. i. das Leben zum Rätsel. Von Fiktionen ausgehend haben sich Dubois und seine Anhänger eine Vexierfrage geschaffen und sprechen über der selbstgeschaffenen Vexierfrage mit unsäglich tiefsinnigen Gesichtern die Formel des Mysteriums.

Gott sei Dank ist die Welt dort nicht mit Brettern vernagelt, wo sie Dubois-Reymond vernagelt glaubt. Die Bretter hangen anderswo.

Den Elementarregeln des Erkennens gehorsam müssen wir vom Bekannten ausgehen, um von da aus nach Möglichkeit das Unbekannte zu erhellen. Wirklich bekannt ist uns das Leben; was Selbstbewußtsein, was Freude und Schmerz, was Lieben und Hassen, kurz, was Leben ist, das wissen wir. Die Teile der Welt, die wir wirklich kennen, sind Geister, lebendige Seelen. Was sind jene andern Weltelemente, die wir zunächst nicht kennen, die Teilchen der Materie?

Das wird sich beantworten lassen, wenn uns die Beziehungen zwischen uns und der Materie offenbar werden. Ist es zufällig so, daß das Reich der Lebendigen aus jener sogenannten Materie hervorbricht, sich aus derselben rekrutiert, so kann freilich diese Materie nicht ein Totenreich, sie muß etwas mindestens potentiell Lebendiges, der Same eines Geisterreichs sein.

Diese Frage, ob die Lebendigen sich aus der Materie rekrutieren, beantworten wir mit der Entwickelungslehre: Alle Thatsachen der Erdgeschichte, der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie, der Embryologie u. s. w. bezeugen eine Bewegung der Lebendigen von einfachern

Formen zu höhern, feiner organisierten. Mag man sich auch über den Motor noch nicht hinlänglich verständigt haben, so ist doch die Bewegung selbst desto gewisser. Es gibt ein schlechthin überwältigendes Arsenal von Thatsachen, welches beweist, daß die ganze Organismenwelt sich bewegt, daß auch der Typus Mensch von tiefern Formen aus zur gegenwärtigen Bildung sich entwickelt hat. Ist das zugegeben, so ist schon gar kein Halt mehr, bis wir die Entwickelung der höheren Organismen und des Menschen selbst von einzelligen Urwesen aus anerkennen.

Aber wie nun das Leben in diese ersten Zellen kam, und zwar ein Leben, das sich aufwärts bis zu der im Menschen erreichten Höhe entwickeln mußte, soll angeblich ein ewiges Rätsel bleiben.

Ich an meinem Ort denke, daß diese ersten Zellen eine ganz imaginäre Grenze der Entwickelungstheorie sind. Und das Problem der Beseelung derselben, das angeblich so schwierige, woher kommt es? Doch offenbar nur aus jenem Allerweltsvorurteil, unserem vermeintlichen Wissen, daß die Materie eine tote sei. Ich schlage vor: Wir legen dies Vorurteil ins Grab. Der Gewinnst davon ist: Die Entwickelung der Organismen führt uns von den einzelligen Wesen als selbst schon hochentwickelten Wesen zu noch einfacheren Plasmaklümpchen, von da zu noch einfacheren Molekülen und endlich zu den Ur- und Bausteinen der Schöpfung, die wir Atome oder Monaden nennen mögen. Die sogenannten chemischen Elemente sind selbst nicht Urbestand-

teile; sie sind vielmehr die Erstlinge der im Kampf ums Dasein entstandenen Gebilde.

Die angeblich unüberbrückbare Kluft zwischen dem Organischen und dem Unorganischen, dem Lebendigen und dem Toten ist für uns mit dem Wegfall jenes Vorurteils beseitigt. Es führt eine kontinuierliche Entwicklungsgeschichte vom homo sapiens rückwärts zu den Ur- und Bausteinen der Schöpfung.

Was aber geziemt uns nun von diesen Urbestandteilen der Materie zu denken? Antwort: Wenn die Entwickelungslehre, konsequent zu Ende gedacht, uns lehrt, daß aus jener Materie nach all ihren Evolutionen auf unserem Planeten endlich menschliches Leben hervorgequollen, so kann die Materie selbst nicht ein Totenreich, sie muß selbst von Haus aus Geist, der Same eines aufwärts klimmenden Geisterreichs sein.

Was folgt daraus für Gott? Früher schlossen wir: Die uns bekannte Partikel der in dem Einen ruhenden Welt ist geistig. Also muß das Eine selbst Geist sein. Jetzt schließen wir: Die Totalität dieser in Entwickelung begriffenen aufwärts strebenden Welt ist ein einiges Geisterreich. Also muß freilich der Eine, der das Ganze geschaffen, und in dem und durch den alles lebt, webt und ist, Geist sein. Der Vater des ungeheuren Reichs der Lebendigen ist selbst ein lebendiger Gott.

Neue Frage: Ist der allwirkende, dem raumzeitlichen Universum allgegenwärtige Geist auch zwecksetzende Vernunft oder ist, wie Lessing gelegentlich hingeworfen, unsere elende Art, nach Zwecken zu denken, etwas, was

der Gottheit nicht ziemt? Unsere Methode verbietet, in Geschmacksurteilen zu deklarieren, was der Gottheit geziemt und nicht geziemt; wir müssen auch hier empiristisch verfahren.

Wie liegt die Sache? Ist etwa dies unser Problem, ob sich in der Welt neben den mechanischen Kräften noch ein Plus von zwecklich wirkenden Kräften, von Zweckursachen, verrate? Nein doch, das ist für die Unterrichteten kein Problem. Es ist uns ganz evident, daß alles, was geschieht, durch die sogenannten mechanischen Kräfte zu stande kommt, daß es dazu kein Plus braucht.

Was ist denn die Frage? Solches klar zu fixieren, blicken wir hin auf die Bedeutung des Zweckgedankens im Bereich des menschlichen Thuns. Analysieren wir ein zweckliches Menschenwerk, z. B. den Gotthardtunnel! Wie kam derselbe zu stande? Gewiß durch mechanische Kräfte, durch sie allein. Durch mechanische Kräfte hat jedes Steinchen gebrochen und weggeschafft werden müssen; der Zweckgedanke hat kein Lot gehoben. Und doch war der prämeditierte Zweck zum Zustandekommen des Tunnels nötig, nur nicht als ein Plus zu den wirkenden Kräften. Wie denn? Die letztern, die wirklich alles wirkten, standen im Dienst von Zweckgedanken, waren zwecklich ausgewählt.

Nicht anders steht das Problem im Bereich des göttlichen Wirkens, des Kosmos. Da ist nicht dies das Problem, ob es zu blindwirkenden mechanischen Kräften noch ein Plus von Zweckursachen gebe, vielmehr dies, ob der Mechanismus, dessen Bedeutung schlechthin uni-

versell ist, ein Diener göttlicher Zweckgedanken, ein Medium zur Vollendung prämeditierter Gotteszwecke sei.

Viele unserer tonangebenden Naturforscher glauben diese prämeditierten Zwecke im Kosmos leugnen zu müssen. Sie verkennen durchaus nicht, daß es eine stupende Fülle zweckmäßiger Gebilde giebt. Aber empedokleisch-darwinisch fügen sie hinzu, daß alles bloß a posteriori zweckmäßig sei. Im blinden Mechanismus des Weltgeschehens laufe jeweilen das Gebilde, das zufällig der Umgebung besser entspricht als die Konkurrenten, den letztern den Rang ab; es behaupteten sich ohne alle zweckliche Prämeditation auf allen Punkten die der Umgebung entsprechenden Gebilde, gelangten zur Fortpflanzung und vererbten rein mechanisch ihre günstigen Dispositionen dem folgenden Geschlecht, und rein mechanisch finde eine fortgesetzte Selektion nach dem Kanon der besten Anpassung statt. Die jeweiligen Sieger seien freilich a posteriori recht zweckmäßig. — Nach diesen Naturforschern dürfen wir immer nur folgendermaßen urteilen: Weil die Enten Schwimmhäute haben, so schwimmen sie, und weil die Schwalben Flügel haben, so fliegen sie; nie aber: Die Enten haben Schwimmhäute, damit sie schwimmen, die Schwalben Flügel, damit sie fliegen möchten. Ebenso: Weil die Menschen Augen haben, so sehen sie, und weil sie Vernunft haben, so denken sie; aber ja nicht: Die Menschen haben Augen, damit sie sehen, und Vernunft, damit sie denken möchten.

Dem gegenüber erwägen wir: Gewiß, der Vogel fliegt, weil er Flügel hat. Aber sollte nicht auch das

andere wahr sein, daß er Flügel hat, damit er fliegen möchte? Gewiß, wir denken, weil wir Verstand haben. Aber sollte nicht auch das andere wahr sein, daß wir Verstand haben, damit wir denken möchten? Universell gefragt: Steht nicht etwa der ganze Mechanismus dieser Welt, der a posteriori so viel Zweckliches hervorbringt, im Dienste göttlicher Zweckgedanken?

Ich nenne Ihnen alsbald den archimedischen Punkt, von dem aus wir jene den prämeditierten Zweck leugnende Weltbetrachtung aus den Angeln heben: Es gibt einen Bezirk der Wirklichkeit, wo unwidersprechlich nicht bloß Zwecklichkeit a posteriori vorliegt, wo vielmehr prämeditierte Zwecke sich des Mechanismus bedienen. Ich rede vom Bezirk des Menschenlebens. Der Mensch ist doch, was jene Naturforscher an diesem Ort vergessen, auch ein Stück der Wirklichkeit. Und der Mensch (das ihm verwandte Tier können wir jetzt aus dem Spiel lassen) läßt notorisch die mechanischen Kräfte seine prämeditierten Zwecke realisieren.

Nun ruhen wir Menschen mit all unserem Sein in Gott. In ihm leben, weben und sind wir. Und nun denken und arbeiten wir zwecklich. Mithin denkt Gott in uns und durch uns zwecklich, vollendet er in uns und durch uns prämeditierte Zwecke. Also ist Gott nicht ein Geist, dem Zwecksetzung ferne läge; er erweist sich in uns als zwecksetzende Vernunft.

Ist nun Gott im Menschen als zwecksetzende Vernunft offenbar, so wird er es auch dort sein, wo es bisher diskutabel schien. Daß in der ganzen Breite

der empirischen Welt eine Fülle zweckmäßiger Gebilde vorliegen, räumen die von Darwin inspirierten Naturforscher ja ein. Daß diese Gebilde von Gott hervorgebracht sind, ist in unserm früheren Beweis, daß Gott alles wirkt, eingeschlossen. Daß dieser Gott zwecksetzende Vernunft ist, habe ich jetzt, den Menschen interpretierend, ins Licht gestellt. Sonach hat ein Gott, der zwecksetzende Vernunft ist, all die Dinge, die a posteriori zweckmäßig sind, hervorgebracht; folglich sind sie auch prämeditiert. Denn von einer zwecksetzenden Vernunft hervorgebracht sein, heißt eben prämeditiert sein.

Aber noch bleibt der schlimmste Rest des Problems: Gott erweist sich uns als zwecksetzende Vernunft im Menschenleben. Er erweist sich als solche in all den Gebilden, die a posteriori (empirisch) zweckmäßig sind. Aber bleiben nicht daneben viele Dinge, die a posteriori (empirisch) nicht zweckmäßig sind, die es also wohl auch prämeditando nicht sein können? Von einem allwirkenden Wesen, das zwecksetzende Vernunft ist, müßten wir doch erwarten, daß es auf allen Punkten der Wirklichkeit schlechthin lückenlos das Zweckmäßige hervorbrächte. Muß nicht vor den unzweckmäßigen Erscheinungen unser Satz von dem allwirkenden Gott, der zwecksetzende Vernunft ist, abdanken?

Meine Antwort: Wir sind bis auf weiteres nicht in der Lage, das Faktum jener unzweckmäßigen Erscheinungen anzuerkennen. Daß vieles in der Welt unzweckmäßig *scheint*, ja daß der Schein des Unzweck-

mäßigen stellenweise ein fast überwältigender ist, muß freilich eingeräumt werden. Aber der Empiriker darf hier so wenig wie anderswo am Schein kleben bleiben. Leicht möglich, daß das Unzweckmäßige für uns immer nur besteht, so lange wir nicht als tüchtige Taucher in die Tiefe zu dringen und den wahren Sinn dessen, was erst unzweckmäßig schien, enträtseln gelernt haben.

Das Prototyp der Naturforscher und Philosophen, die uns von Unzweckmäßigkeiten in der Welt zu erzählen wissen, scheint mir jener philosophische Bauer in der Fabel, der über die Thorheit, daß an der starken Eiche so kleine Früchte wachsen und an der schwachen Kürbisstaude so große, räsonniert. Der Fall einer Eichel auf seine dicke Nase erleuchtet ihn. Hoffentlich ist auch für seine Brüder noch Erleuchtung zu finden. Harmlos sind die Bedenken, die der Philosoph Büchner gegen die allgemeine vernünftige Zweckmäßigkeit dieser Welt zusammengetragen hat. Er erinnert uns an die Pflanzen, welche Ranken haben, ohne doch zu klettern; an Nähte in der Hirnschale der Vögel, denen sie doch nichts nützen, weil sie hier bei keinem Gebärakt Erleichterung zu schaffen haben; an Schwimmfüße der Landgänse, die doch nicht schwimmen. (Er hätte auch erinnern können an das Gehirn vieler Menschen, die doch nicht denken.) Er erinnert an den Stachel der Wespen, der seinen Trägern fast nur schadet; an die Schilddrüse der Menschen, die den Kropf herbeiführt; an die Mandeln, die, ohne etwas zu nützen, schwere Entzündung bringen; an den Wurmfortsatz, der nichts

nützt, aber oft das Leben gefährdet; an den Schwanzknochen der Menschen und die männlichen Brustwarzen. Dieser Angriff auf die allgemeine Zweckmäßigkeit der Welt erscheint mir wie eine Apologie derselben. Wenn ein eifriger Sucher nichts dagegen zusammenzufinden wußte als diese Handvoll Armseligkeiten, so muß es um dieselbe vorzüglich stehen.

Von mehr Gewicht scheint das, was F. A. Lange in Sachen vorbringt. Es zeige sich in der Natur überall ein ungeheurer Aufwand von Mitteln zur Erreichung spärlicher Zwecke, eine unsägliche Verschwendung von Samen u. dgl. Die Natur sehe mit all ihren Veranstaltungen so aus, wie wenn man, um einen Hasen zu schießen, nach allen Richtungen eines Feldes Tausende von Gewehrläufen spannen würde. Das gleiche allem Möglichen, aber nicht der Zwecksetzung eines allweisen Geistes. Dieser müßte mit den genau entsprechenden Mitteln seine Zwecke erreichen.

Dagegen ich: Wenn jener Hase um jeden Preis geschossen werden muß, und es gibt kein anderes verläßliches Mittel als die Millionen Gewehrkugeln, so ist die Anwendung dieses Mittels höchst vernünftig. Sodann: Wenn der Herr der Welt sich jene Verschwendung gestatten darf, ohne sich zu erschöpfen, was geht es dich an, der du dir freilich solches nicht gestatten kannst? Endlich: Was weißt denn du, ob in den im Kampf untergehenden Individuen keine Zwecke erfüllt werden? Auch sie sind vielleicht, obgleich unterliegend, auf der Stufenleiter des Universums vorwärts

getrieben worden. Jedenfalls weißt du nicht das Gegenteil. — Kurz, Lange hat sich weit von der Wegleitung der Empirie entfernt. Er redet von einem ungeheuren Aufwand von Mitteln zur Erreichung spärlicher Zwecke. Ich meine: Durch die Selektion im Kampf ums Dasein wird doch augenscheinlich ein hoher Zweck erreicht, nämlich der Fortschritt der Lebewesen, der Progreß der Arten, die Entfaltung eines immer höheren Geisterreichs. Ist anders dies Ende erfreulich, so müssen wir auch die Aufwendung der Mittel d. h. den ganzen Selektionsprozeß eines weisen Gottes würdig halten.

Ist damit die Frage nach der allgemeinen Zweckmäßigkeit der Welt glücklich in bejahendem Sinne erledigt? Gewiß, wenn uns der Fortschritt der Arten resp. des Geisterreichs als ein so allgenugsamer Zweck gelten kann, daß wir im Blick auf denselben mit allen Hekatomben und aller Not des Daseinskampfes versöhnt sein können. Aber das ist nicht der Fall. Fortschritt ist kein Endzweck, so wenig wie Tugend oder Bildung. Wenn jemand Bildung für einen Endzweck halten wollte, so würden wir ihn fragen: Wozu die Bildung, wenn dabei weiter nichts herauskommt, als daß die Träger derselben wirklich gebildet sind? Wozu auf den Höhen der Menschheit wandeln, wenn die Luft auf diesen Höhen nicht erfrischender, die Aussicht nicht schöner ist? Nicht anders die Tugend. Auch nach ihr können wir nur streben, wenn uns hinter der Tugend ein höchstes Gut, eine Befriedigung der Seele winken, welche dem Laster nicht folgen. Nicht anders der Fort-

schritt. Auch einem allseitigen Weltfortschritt gegenüber bleibt das zudringliche „Wozu?"

Es gibt nur e i n e n hohen Namen, vor dem jedes Wozu? verstummt: er heißt Freude oder Seligkeit*; sie trägt das Wahrzeichen der Selbstgenugsamkeit. Wir sind fühlende Wesen, und in dieser unsrer Natur ist es begründet, daß uns nur die Freude und zwar die reine Freude, die nicht als Strafe Schmerz gebiert, als Endzweck gelten kann.

Als r e l a t i v zwecklich gelten uns die Schmerzen, welche der rechten Freude Bahn machen, die Schmerzen also, welche so oder so Mittel zur Realisierung der Freude sind. Und zweckvoll ist die Welt, wenn sie auf allen Wegen durch Not und Thränen hindurch schließlich der Freude resp. einem Reich der Seligkeit zugravitiert; wir können auch allen Fortschritt nur zwecklich finden, wenn er das genannte Ziel erreichen hilft.

Wenn wir nun zeigen könnten, daß die Welt auf allen noch so verschlungenen Wegen einem solchen Reich des Heils zugravitiert, so ist gewiß die Macht, welche die Welt lenkt, zwecksetzende Vernunft.

Wir können es. Aber wir können es nur in Zusammenhang mit der letzten Frage, ohne daß der Zusammenhang hier schon klar zu sein braucht.

Diese letzte Frage lautet: I s t d e r a l l w i r k e n d e G o t t d e r K r e a t u r w o h l g e s i n n t? I s t e r L i e b e?

---

* Vergl. A. Bolliger, Beiträge zur Dogmatik und Ethik S. 152—155.

Werden wir von den Gütern des Lebens aus diese Frage entscheiden können? Ich denke nicht. Wir wissen zwar ganz genau, daß der Allwirkende uns diese Güter spendet. Dennoch beweisen diese Güter, und wenn ihrer auch viel mehr wären, und wenn sie weniger von Uebeln überschattet wären, das Wohlwollen des Gebers noch nicht. Die Gesinnung des Gebers liegt nämlich in all den Gaben nicht unmittelbar zu Tage. Möglich, daß es Liebe ist; aber möglich ist bis auf weiteres auch etwas anderes. Was denn? Man denke an Sklavenhalter, die ihren Sklaven auch das zum Leben Nötige geben, ohne sie zu lieben. Will Gott, daß wir existieren, so muß er uns freilich das Existenzminimum zukommen lassen. Er muß sogar einige kleine Freuden als Zukost beilegen, den Reiz des Lebens in uns zu erhalten, damit wir nicht den Abschied nehmen. Wenn also Gott uns das zukommen läßt, was zu unserer Forteristenz unentbehrlich ist, und damit wir im übrigen den Mut und die Geduld behalten, in täglichem Hoffen und Harren ein Maximum von Uebeln zu ertragen, so erhellt daraus, daß er unsere Forteristenz will, aber noch nicht, daß er uns liebt.

Aber etwas sehr Erhebliches ist damit doch gewonnen: Beweisen die Güter unseres Lebens als solche Gottes Wohlwollen nicht, so beweisen nach gleicher Logik die Uebel nicht sein Uebelwollen, auch dann nicht, wenn ihrer noch zehnmal mehr wären; auch in den Uebeln ist die Gesinnung des Gebers nicht direkt offenbar. Wie das Zuckerbrot, das ein Vater dem Sohn gibt,

noch nicht beweist, daß er ihn liebt, so beweisen auch die reichlicheren Schläge, die er ihm zukommen läßt, noch nicht, daß er ihn haßt. Das vielgehörte Räsonnement, daß die Uebel dieser Welt einen liebenden Gott ausschlössen, ist logisch abgesetzt.

Was nun? Wir bedürfen auch hier eines archimedischen Punktes. Es ist uns vonnöten, an einem Ort direkt in die Gesinnung des Gebers hineinzublicken.

Zu diesem Einblick führ' ich Sie zunächst durch das goldene Thor der Dichtung. Gottfried Keller sagt im „Nachtfalter":

Ermattet von des Tages Not und Pein,
Die nur auf Wiedersehen von mir schied,
Saß ich und schrieb bei einer Kerze Schein,
Und schrieb ein wild und gottverleugnend Lied.
Doch draußen lag die klare Sommernacht;
Mild grüßt mein armes Licht der Mondenstrahl,
Und aller Sterne volle goldne Pracht
Schaut hoch herab auf mich vom blauen Saal.
Am offnen Fenster blühen dunkle Nelken
Vielleicht die letzte Nacht vor ihrem Welken.

Und wie ich schrieb an meinem Höllenpsalter,
Die süße Nacht im Zorne von mir weisend,
Da schwebt herein zu mir ein grauer Falter,
Mit blinder Hast der Kerze Docht umkreisend.
Wohl wie sein Schicksal flackerte das Licht;
Dann züngelt seine Flamme still empor
Und zog wie mit magnetischem Gewicht
Den leichten Vogel in sein Todesthor.

Ich schaute lang und in beklommner Ruh'
Mit wunderlich neugierigen Gedanken
Des Falters unheilvollem Treiben zu.

Doch als zu nah' der Flamme schon fast sanken
Die Flügel, faßt ich ihn mit schneller Hand,
Zu seiner Rettung innerlich gezwungen,
Und trug ihn weg. Hinaus ins dunkle Land
Hat er auf raschem Fittig sich geschwungen.
Ich aber hemmte meines Liedes Lauf
Und hob den Anfang bis auf weitres auf.

Ist's nötig, noch ein paar Worte zur Auslegung beizufügen? Der von der Not des Lebens abgehetzte Mensch sitzt in der Gnadenfrist zwischen der Drangsal des abgelaufenen und der des kommenden Tages bei trübem Kerzenschein am Schreibtisch und gießt den aus seiner Lebenserfahrung quellenden Unmut in ein wildes gottverleugnendes Lied. Umsonst liegt die herrlichste Sommernacht, wohlig und warm, über der Erde; umsonst schmiegt sie sich mit all ihren Mächten auch an des armen Dichters Herz. Ungerührt schreibt er fort an seinem Höllenpsalter nach der Melodie „Es ist kein Gott" und nach der verwandten „Die Welt ist etwas, was besser nicht wäre, und alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht." — Ein Nachtfalter kreist um die Kerze; in beklommener Ruhe beobachtet es der Dichter: In Ruhe; denn was geht's ihn an, und was kümmert's ihn, ob der Falter, ja ob alle Welt zu Grunde geht! Und doch beklommen: wider die klüglichen Gedanken, die von einer Beziehung zum Falter nichts wissen, drängt aus der Tiefe des Unbewußten ins dämmernde Bewußtsein die Ahnung, daß es ihn doch wohl etwas angeht, daß es ihn kümmern soll. — Die Unruhe überwindet die Ruhe: Der Dichter fühlt sich inner-

lich gezwungen, den armen grauen Falter zu retten, und gehorcht dem Zwang. Der Höllenpsalter aber wird sistiert. Warum? Der Dichter, der soeben noch Gott und Gottesliebe in der Welt vermißte, hat die vermißte Gottesliebe als innern Zwang in sich selbst erfahren. Die Macht, in der und durch die wir leben, nötigte ihn, den armen Falter zu retten. Wie weit trägt die Erfahrung, die er gemacht, den Dichter? Er schweigt; aber es ist ein beredtes Schweigen, das uns zum Denken Raum giebt. Was denken wir? Wir denken: Hat der Herr der Welt seine Werkzeuge, ein so unscheinbares Geschöpf zu retten, so werden auch andere Geschöpfe ihm nicht gleichgiltig sein, so darf vollends der Mensch sich nicht von seiner Macht und Liebe verlassen wähnen.

Die Dichtung hat uns herangeführt zu dem Beweis, den ich jetzt in nüchterner Prosa darzulegen habe:

Es ist in uns, auch wenn wir arg sind, etwas Wohlwollen gegen ein paar unserer Nächsten. Auch wenn wir über das sittliche Durchschnittsmaß nicht hinausragen, lieben wir doch unsere Kinder. Väter und Mütter lassen es sich nicht verdrießen, Tag für Tag für sie zu arbeiten und nach Kräften zu sorgen, daß sie an Leib und Seele gesund heranwachsen. Wenn's in unserer Macht stünde, würden wir sie bewahren vor der Erde Angst und Verderbnis, und wenn's nicht in unsrer Macht steht, so thun wir doch das Mögliche, sie an den Abgründen des Lebens vorbeizuführen, — das Mögliche, ihre Leiber und Seelen rein zu erhalten von dem,

was das Leben vergiftet, — das Mögliche, ihre Augen und Ohren und Herzen zu öffnen für die Quellen der wahren Kraft und Lebensfreude. Und unsere Liebe reicht noch etwas über diese Allernächsten hinaus: wir fühlen uns innerlich gezwungen, notleidenden Gemeindegenossen und Fremdlingen nach Vermögen zu helfen; wir speisen den Hungrigen, wir kleiden den Nackenden, wir trösten den Traurigen, wir weisen den armen Sünder auf den Weg des Heils. Und wenn es uns gelingt, irgend einem aus der Familie Adams, mit dem uns der Lebensweg zusammenführte, wohlzuthun, den Verzagten zu ermutigen, dem Suchenden ein Lichtlein anzuzünden, den Strauchelnden wieder auf feste Füße zu stellen, den umwölkten Blick eines Traurigen für die Quellen der Erquickung zu öffnen, so freuen wir uns. Wenn's dagegen geschieht, daß wir über einen Mitmenschen Leid bringen und gar seine Seele schädigen, so empfinden wir das als das Nichtseinsollende; es brennt in uns das Schuldgefühl; die Liebe, die wir verletzt, tritt als Klägerin wider uns auf.

Diese Thatsache interpretiere ich auf dem Boden des früher Gewonnenen in einem schlichten Syllogismus wie folgt:

Obersatz: In Gott leben, weben und sind wir, und wir können uns keiner Sache rühmen, die wir nicht von ihm empfangen hätten.

Untersatz: Wir lieben, sei's auch schwach und unzulänglich, einige unserer Mitmenschen.

Schlußsatz: Mithin liebt Gott in uns und durch

uns jene Menschen. Durch uns streckt er helfend, rettend, heilend seine Hand aus. Also ist er ein liebender Gott.

Er kann mir doch nicht geben, was er selbst nicht hätte. Die Liebe, die in mir glüht, muß ein Funke aus dem Urfeuer, muß ein Abglanz der Gottesliebe sein, wie das Mondlicht ein Abglanz des Sonnenlichts ist, oder bescheidener, wie der Glanz des Tautropfens, der im Mondlicht funkelt, durch des Mondes Vermittelung aus der Sonne stammt.

Und wenn diese Liebe in mir, in uns nicht in idealer Gestalt da ist, wenn sie je und je in bösen Stunden von andern Mächten überschattet wird, wenn sie an Reinheit, Kraft und Beharrlichkeit viel zu wünschen übrig läßt, so trägt doch auch diese mangelhafte Liebe jenen Schluß. Was besser ist, es giebt Menschen, in denen diese Liebe kräftiger sich bezeugt. Es wandeln Menschen über die Erde, und wer Glück hat, begegnet ihnen, die wie Sonnenstrahlen „jedes Zimmer erhellen, in das sie eintreten" und jedes Herz erwärmen, das in ihre Nähe kommt. Sie betrachten sich nicht als Eigentümer sondern als Verwalter ihrer Güter und helfen darum als Gottes Haushalter der Not bedürftiger Mitmenschen auf zarte Weise ab. Aber ihre Gaben sind das Beste nicht; ihre Worte vielmehr und der Geist, der in den Worten überquillt, sind das Beste: Sie richten die Sünde unerbittlich und sind doch nie hart gegen den Sünder; sie eifern für Gott und bleiben doch langmütig gegen den Schwachen und löschen den

glimmenden Docht nicht aus; sie haben jene herrliche Milde und Barmherzigkeit, vor der der alte Gram der Niedergedrückten und die alte Eiskruste von den Sünderherzen hinwegschmilzt. Sie wirken beharrlich und geduldig; werden sie heute unfreundlich abgewiesen, so klopfen sie morgen desto freundlicher wieder an; ernten sie Undank, so werden sie doch nicht bitter; sind ihre Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt, so bleibt doch vergrämtes Wesen und Verbitterung ihnen fern. Sie glauben und hoffen in ihrer zähen Liebe, wo nichts zu glauben und zu hoffen scheint, und darum siegen sie auch oft, wo schon alles verloren schien. Das alte Menschenherz, das so leicht zürnt und das Böse anrechnet, das sich so leicht verletzt fühlt und so schwer vergiebt, ist nicht mehr in ihrer Brust; sie ertragen das Böse und wissen, daß es nur durch Gutes überwunden werden kann, und handeln danach.

Wenn aber jemand so unglücklich wäre, daß ihm auf dem Lebensweg keiner von diesen Liebenden begegnet ist, so braucht er sich doch nicht weinend wegzustehlen; er kann doch immer Bekanntschaft machen und Gemeinschaft haben mit den liebenden Heroen der Menschheit. Die Geschichte malt ihm ja doch einige vor Augen, die nicht bloß ihre Allernächsten, sondern ihr Volk, ja das Menschengeschlecht mit lauterer Liebe umspannten, die nicht müde wurden, trotz Undank und Spott, Verachtung und Verfolgung in liebender Arbeit ihren Brüdern zu dienen. Und einer vor allen und größer als alle steht in der vollen Helle der Geschichte Jesus von Nazareth.

Mag am Bilde dieses Mannes noch so viel undeutlich und ungewiß sein; mag die Evangelienkritik noch so viel umgestalten, eines jedenfalls steht fest und bleibt, seine Liebe; und das genügt. Als die fleischgewordene Liebe wandert er durch die Jahrhunderte. Was der Apostel in seinem Hymnus der Liebe 1. Kor. 13 beschrieben, das steht in Jesu leibhaftig und lebendig vor uns. Wir wissen: ihn jammerte des Volks, und er hat sein Leben dran gesetzt, seinem Volk zu helfen. Wir wissen und sehen: er war barmherzig gegen die Aermsten, gegen die Sünder; er trat in Gemeinschaft mit ihnen, um sie aus ihren Banden frei zu machen. Er hat nicht sich selbst zu Gefallen gelebt, sondern hat den Menschen gedient, und er hat sich nicht gesträubt, in diesem Dienst auch sein Leben hinzugeben, um auf diese Weise vielen eine Gasse zu machen. Wir schauen in Jesu Leben die Liebe, die sich durch das Widerstreben der Feinde nicht erbittern läßt und das Böse nicht anrechnet, — die Liebe, die alles vergiebt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet, — die Liebe, die auch in der höchsten Versuchung, als das Volk und seine Verführer ihn verwarfen, und in den Schrecken des Verbrechertodes nicht aufgehört hat.

Kurz, als eherne Realität und Beweis der Liebe Gottes schreitet über die Erde dieser liebende Adel der Menschheit, an der Spitze der Herzog dieses Adels, Jesus von Nazareth. Warum haben wir denn nicht lieber, statt unsern Beweis der Gottesliebe auf den dürftigen Funken in unsern Herzen abzustellen, denselben von Anfang auf

diesen Adel der Menschheit, in welchem Gottes Liebe kraftvoll in die Welt hineinleuchtet, gegründet? Einfach darum nicht, damit unser Verfahren ein korrekt empiristisches sei. Wir mußten von dem ausgehen, was uns in unmittelbarer Erfahrung gegeben ist; und das ist der Funke der Liebe in uns. Und wir könnten auch die bessere Liebe der Heroen nicht sehen und nicht würdigen, wenn nicht etwas Gleichartiges in uns wäre. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es die Sonn' erblicken? Wär' nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken?" Aber nachdem wir erst den korrekten längeren Weg gegangen, ist nun freilich der Beweis der Liebe Gottes in der abgekürzten Form kräftiger: Welche Realität beweist, daß Gott uns lieb hat? Die Männer und Frauen, welche in dienender Liebe ihr Leben für die Menschen hingegeben haben und ferner hingeben, beweisen es.

Der nächstliegende Einwand gegen den dargelegten Beweis wird lauten: Wie mag man auch von einer Thatsache aus, die in der Welt ein so gar bescheidenes und fast verborgenes Dasein führt wie die Liebe, auf die Qualität des Herrn der Welt schließen? Mit eben dem Recht müßte doch folgender Schluß erlaubt sein: In Gott leben und sind wir. Nun hassen wir all das, was unserer Wohlfahrt im Wege steht, vornehmlich auch die Mitmenschen, die wir für Hindernisse dieser Wohlfahrt halten. Also haßt Gott in uns und durch uns die Hindernisse unserer Wohlfahrt und damit jene unsere Mitmenschen.

Dazu sage ich mit kaltem Blut: Der Schluß schreckt

mich nicht. Liebe ist nicht ohne Haß. Liebt Gott, so haßt er auch. Liebt er unser wahres Wohlergehen, so muß er hassen, was demselben im Wege steht. Und es ist ja auch eine alte Lehre, daß Gott alles Arge, was unser Leben verwüstet, daß er die Sünde haßt. Ich denke, daß es eine tröstliche Lehre ist.

Weniger tröstlich ist, daß wir Menschen nicht bloß das Arge und nicht immer das Arge hassen; am schlimmsten, daß wir Mitmenschen hassen. Ist's da nicht evident, daß in unserem Menschenhaß eine entsprechende Potenz in Gott offenbar wird? Und wenn in dem liebenden Adel der Menschheit Gottes Liebe am hellsten sich zu bezeugen scheint, so scheinen „die Monstren des Hasses, die kolossalen Bösewichter, wie etwa ein Cesare Borgia und ein Richard III.", ebenso kräftig die entgegengesetzte Potenz in Gott zu offenbaren.

Ich kann diesen Einwand nicht erledigen, ohne auf die Psychologie der Liebe und des Hasses einzutreten.

Verstehet erstens: Liebe ist nicht Selbstentäußerung, nicht Selbstverleugnung; alle Liebe ist vielmehr Selbstbejahung. Es kann kein Wesen aus sich selbst herausgehen; es kann kein fühlendes Wesen lieben, was jenseits seiner Sphäre liegt. Als fühlendes Wesen kann ich meinen Willen immer nur an etwas setzen, „dessen Verwirklichung mir in irgend einer Weise Befriedigung verspricht;" ich kann nur lieben, was so oder so für mich ein Gut ist.* Die Mutter liebt das Kind; sie

* Vergl. Sigwart „Vorfragen der Ethik," S. 5. Bolliger „Beiträge zur Dogmatik und Ethik," S. 161 f. —

könnte es nicht, wenn das Wohlergehen des Kindes nicht für sie selbst ein Gut, das Verderben des Kindes für sie selbst ein Uebel wäre; kurz, sie liebt das Kind, weil sie es als einen Teil von sich selbst empfindet. Der barmherzige Samariter kann dem unter die Räuber gefallenen Juden nur helfen, weil er ihn trotz der Nationalität als Fleisch von seinem Fleisch empfindet, weil seine Not ihm selber Not bereitet. Und Jesus konnte die argen Söhne seines Volks nur lieben, weil die Radien seines Herzens in ihre Herzen verlängert waren, weil er drum all ihr Elend als eigenes Elend empfand. Und Gott selbst kann uns nur lieben, weil er uns sozusagen als Teile von sich in sich hegt und trägt. Der Imperativ „liebe!" kann nicht verlangen, was psychologisch unmöglich ist, nicht Selbstverleugnung; die Aufgabe ist nicht, daß wir das Ich hinter uns lassen, vielmehr, daß unser Ich sich erweitere in die Herzen der Mitmenschen und wenn möglich bis an die Grenzen der Menschheit. Und nicht das ist der Fehler des „Ichlings", daß er sich nicht selbst verleugnen mag, vielmehr dies, daß sein Ich an der Oberfläche des eigenen Leichnams endet, daß er keine ins Herz der Mitmenschen verlängerten geistigen Nerven hat.

Also ist ja wohl der Imperativ „verleugne dich selbst!" eine ungereimte Zumutung? Nicht doch! Er ist nur eine mißverständliche Formulierung einer korrekten Sache. Die der Sache angemessene Formulierung müßte lauten: „Dein besseres Ich soll dein schlechteres Ich verleugnen!" Wäre der Mensch eine Einheit, so wäre frei-

lich der Befehl „Verleugne dich selbst!“ nach Form und Inhalt eine Thorheit.

Verstehet drum hier das zweite, was zur Psychologie der Liebe unentbehrlich ist: Der Mensch ist nicht eine Einheit, sondern eine Zweiheit oder vielmehr Vielheit; und daher gerade kommt die größte Not unseres Lebens, die Schwierigkeit des Ethos. Manche Ethiker zweiten und dritten Ranges glaubten etwas Großes zu thun, wenn sie die Formel „naturgemäß leben“ als Moralkanon hinstellten. Als wenn damit etwas Brauchbares gesagt wäre! Fleißig arbeiten ist sehr naturgemäß, nämlich gemäß einer veredelten spätgebornen Natur; aber auf der Bärenhaut liegen, ist es auch und ist es mehr. Selbstbeherrschung ist sehr naturgemäß, nämlich gemäß einer höhern relativ jungen Natur in uns; aber Schwelgerei und Zorn sind auch naturgemäß, nämlich gemäß einer ältern Natur resp. Entwickelungsschicht in uns. Die Tapferkeit ist sehr naturgemäß; aber Furcht und Ungeduld sind es auch und sind es mehr. Nicht „naturgemäß leben“, sondern „gemäß der bessern Natur leben“ ist das Problem.

Die Ethiker ersten Ranges — ich nenne Platon und Paulus — haben die Vielheit unserer Natur klar erkannt; und gerade aus dieser Vielheit entspringt ihnen die ethische Fragestellung und die Antwort. Nach Platon besteht des Menschen Seele aus drei Elementen, aus dem begehrlichen, dem zornmütig-thätigen und dem vernünftigen Teil; und die sittliche Aufgabe besteht darin, daß das vernünftige Element die beiden andern,

resp. daß das vernünftige mit relativer Unterstützung des zornmütigen das begehrliche Teil beherrsche (vergl. das prachtvolle Bild vom Wagenlenker und den zwei Rossen im Phädrus). — Dem Apostel Paulus hat aus guten Gründen eine Zweiteilung beliebt. Er stellt der Natur, wie sie sein soll, der gottgeborenen geistigen, alles andere, mag es auch in sich wieder eine Vielheit sein, als die psychische, choische, fleischliche Natur gegenüber; und das Problem ist für ihn, wie wir dahin gelangen, daß der fleischliche Mensch stirbt oder doch ein völlig lenksamer Sklave des geistigen wird.

Das ethische Problem ist von Paulus wie von Platon so richtig wie klar hingestellt. Etwas anderes ist die metaphysische Erklärung, die sie für die Vielheit unserer Natur geben. Sie versuchten diese Erklärung selbstverständlich mit den Mitteln, welche ihre Gesamtweltanschauung ihnen bot. Durch Gottes Güte sehen wir darin etwas besser. Und zwar ist hier wie in hundert andern Dingen die Entwickelungslehre das Licht, das da scheint am dunkeln Ort. Zur Sache:

In uns, die wir Christen sind, lebt jetzt das Bergpredigtideal: wir lieben auch den Feind, wir verzeihen, wir dulden, wir leisten dem Bösen nicht Widerstand und überwinden das Böse mit Gutem. Ueber den meisten schwebt solches freilich als ein fernes unkräftiges Ideal; in einigen aber ist es Fleisch und Blut geworden. — Unsere germanischen Ahnen zur Zeit Hermanns des Cheruskers kannten jenes Dulden und Verzeihen nicht einmal als erstrebenswertes Ideal, geschweige daß es

von ihnen verwirklicht gewesen wäre. Strenge Gerechtigkeit im Sinne der äquivalenten Vergeltung jedes Unrechts (Talio) war ihr Ideal. — Und hinter jenen lebte ein Ahnengeschlecht, in welchem auch das Ideal der Talio nicht geboren war; sie suchten eine der erlittenen Unbill weit überlegene Rache; Gewalt, Grausamkeit, das unbedingte Recht des Stärkeren konstituierten hier den Begriff des Ideals, dem man nachjagte. Und hinter diesen rücksichtslosen Gewaltmenschen der Vorzeit steht nach verläßlichen Indizien, die ich jetzt nicht darlegen will, ein noch brutalerer Urahn, der sehr träg und sinnlich gewesen sein muß.

Und nun bemerke! Das thatsächliche Gewordensein der pneumatischen Stufe, auf der die Nachfolger Jesu stehen, bedeutet nicht ein Abgestorbensein der früheren. Es giebt eine furchtbar zähe Vererbung im Seelischen wie im Leiblichen. Wie unsere leibliche Verfassung reichliche Reminiscenzen an brutalere Ahnen bewahrt hat, so sind auch die früheren Phasen unserer seelischen Entwickelung (wenn auch wohl mit langsam abnehmender Energie) in uns lebendig geblieben und konstituieren mit einander das, was wir den *alten* Adam nennen. (Er ist wirklich alt im schlicht zeitlichen Sinne des Worts. Der pneumatische Mensch ist der jüngstgeborne.)

Der Imperativ „verleugne dich selbst!" bekommt also einen ganz verständlichen Sinn. Es ist die Aufforderung an den zuletzt geborenen geistigen Menschen in uns, sich kräftig zu bejahen, die Leitung zu übernehmen und die Entwickelungsreminiscenzen, die uns in

Fleisch und Blut stecken, zu verleugnen. Kurz, der neue Adam in uns soll sich bejahen und den alten verleugnen.

So haben wir denn zweierlei erkannt: erstens, daß die Liebe Selbstbejahung ist; aber zweitens, daß sie Selbstbejahung der höchsten am Ende dieses Aeons gewordenen Entwickelungsphase gegen die in Fleisch und Blut fortwirkenden früheren Phasen ist. Der Mensch, dessen Herzensradien in die Herzen der Mitmenschen verlängert sind, der darum ihr Wohl und Weh als eigenes Wohl und Weh empfindet, bejaht in aller dienenden Liebe sich selbst und giebt jenen andern Menschen in sich, dessen Interesse an der eigenen Körperhaut oder doch innerhalb des nächsten Geschlechtsverbands endet, in den Tod. — Wie steht's denn mit dem Haß? Der Hassende bejaht auch sich selbst; aber er bejaht sich auf einer frühern Entwickelungsstufe; er bejaht das Ich, dessen engbegrenzte Sphäre das Wohl und Weh der Mitmenschen nicht kennt, und lehnt das bis zu den Mitmenschen erweiterte Ich, das auch in ihm geboren werden und wachsen will, ab. Er liebt sein engstes persönliches Behagen, mit dem das Wohlergehen der Mitmenschen in keiner Weise solidarisch ist; ja er bekämpft und vernichtet das Wohlergehen der Mitmenschen, sobald es zur Förderung seines Behagens notwendig ist oder notwendig scheint.

Die Liebenden und die Hassenden sind also, psychologisch betrachtet, nicht toto coelo verschieden; die erstern bejahen und verneinen, hassen und lieben wie die andern.

Es sind nur die Sphären ihres Liebens und Hassens verschieden.

Nachdem wir die Psychologie der Liebe und des Hasses erhellt, mögen wir nunmehr mit Aussicht auf Erfolg fragen, in welchen dieser Menschen, ob in den zur Zeit zahlreicheren mit der engbegrenzten Eigenliebe oder in den zur Zeit selteneren mit dem erweiterten Ich und der universalen Liebe Gottes Wesen offenbar ist.

Das läßt sich an der Hand der Entwickelungsgeschichte der Liebe auf unserem Planeten mit Sicherheit sagen. Ist auch der Meister, der uns diese Geschichte schreiben soll, noch nicht erschienen, so ist doch so viel völlig klar, daß der Weg, den Gott die Kreatur führt, von der beschränkten an der eigenen Körperhaut endenden Liebe zur universalen Liebe hindrängt. Blicken wir zunächst in die Tierwelt: Das Ich der niedrigstehenden Tiere, dessen Wohlfahrt sie suchen, endigt an ihrer Körperoberfläche; was ihren Leib und ihr augenblickliches Wohlergehen nicht berührt, berührt sie überhaupt nicht. Bei höherstehenden und später auf diesem Planeten erschienenen Tieren sind die Radien des Ichs gewachsen. Dieselben sind räumlich verlängert in die Herzen der Jungen; die Alten kämpfen und opfern sich für deren Leben und Wohlergehen. Ihr Ich ist auch zeitlich erweitert; will sagen: ihr Interesse klebt nicht an der Wohlfahrt des gegenwärtigen Augenblicks; sie sorgen für ihr Wohlergehen und das Wohlergehen ihrer Jungen am morgenden Tag. Bei höchststehenden Tieren ist die Erweiterung des Ichs räumlich und zeitlich noch be-

deutender: sie erstrecken ihre liebende Fürsorge auf die Herde oder den Schwarm; und sie sorgen nicht nur für die gegenwärtige Existenz ihrer Sippe, sondern für deren fernere Zukunft. — Und nun die Menschheit! Gewiß liebte der Mensch auf früherer Entwickelungsstufe nur sich selbst im engsten Sinn und dazu etwa Weib und Kind und auch diese mit sehr defekter, am Augenblick und den nächsten Bedürfnissen klebender Liebe. Die Radien seines Ichs wuchsen; er lernte seine Sippe, seinen Stamm und dessen zukünftiges Gedeihen lieben, lernte für denselben kämpfen, leiden, sterben. Und von da aus entfaltete sich die menschliche Liebe langsam und unter viel Rückfällen weiter, bis endlich jener höchste Typus erschien, der Mensch, der im ganzen Geschlecht Adams Fleisch von seinem Fleisch erkennt und liebt, der auch die Feinde und die Kranken und Minderwertigen umspannt, und der sie alle nicht einer vergänglichen Wohlfahrt, sondern einem ewigen Heil zuführen möchte und dabei willig ist, für diesen Zweck das eigene sinnliche Behagen zum Opfer zu bringen. Mag immerhin das Gros der Menschheit auf tiefern Stadien zurückgeblieben sein, so ist doch thatsächlich auch *der* Mensch erschienen, dessen Herzensradien sich bis an die Grenze der Menschheit erstrecken; und ihm folgt ein kleiner Heerbann von Gleichgesinnten. Und ist dieser Heerbann zur Zeit noch so klein, so steht doch zweierlei ganz fest: Die universale Liebe leuchtet in einem hellstrahlenden Pharus (Jesus und seiner echten Gemeinde) über die Erde. Und das andere: Diese Gemeinde lebt und wächst.

Nun urteile ich: Der Entwicklungsgang, den der Herr der Welt die Kreatur hinanführt, macht seine Gedanken offenbar. Es bejaht sich ja jede fühlende Kreatur und liebt innerhalb einer gewissen Sphäre, und insofern ist alle fühlende Kreatur ein Beweis der Liebe Gottes. Daß aber Gott das Reich der Lebendigen von der beschränkten Liebe zur universalen Liebe hinführt, zeigt uns, daß er die universale Liebe will und selbst universale Liebe ist. Verkennet doch nicht: Der in Liebe nach Möglichkeit allen andern dienende Mensch und die Gemeinschaft dieser Menschen oder die Gemeinde Christi sind nicht ein Entwicklungsprodukt der Urzeit, das seitdem durch einen stärkeren Typus abgelöst worden wäre. In der Urzeit lebte vielmehr der Gewaltmensch, der den Nächsten nach Kräften niederdrückte und für jede Unbill kräftige, zehnfache Rache nahm. Dieser rücksichtslose Gewaltmensch war früher da als der andere, der seine Rache einschränkte und für einen Zahn nicht das Leben, sondern nur wieder einen Zahn verlangte. Und abermals kein Zweifel: Der Mensch, der die aequivalente Rache verlangte und das jus talionis kreierte, war früher als der andere, der auf die Rache ganz verzichtete, der gelassen zu dulden und alles Unrecht mit Gutem zu überwinden anfing. — In dieser zeitlichen Succession nun tritt doch Gottes Wesen klar zu Tage; er treibt das Menschengeschlecht aus aller beschränkten Liebe zur universalen Liebe hin. Diejenigen unter uns, welche heute hassen resp. ihre liebende Fürsorge auf den

eigenen Leib und die nächsten Anverwandten einschränken wollen, wollen auf einem tieferen Entwicklungsstadium verharren; sie widersetzen sich dem tiefsten Drang der Entwicklungsgeschichte und damit den Intentionen Gottes; wer sich aber Gott widersetzt, der vergeht.

Es ist also der Einwand, daß im Haß der Hassenden (resp. der auf eine enge Sphäre beschränkten Liebe derselben) eine entsprechende Eigenschaft Gottes offenbar werde, erledigt.

Daß Gott universale Liebe ist, zeigt er auch in dem Segen, den er den Liebenden giebt. Wer sieht es nicht: es ist mit denen, die für ihr persönliches Wohlergehn im engsten Sinne besorgt sind, und die alles, was jenseits liegt, das Wohlergehn der Menschenbrüder, für nichts achten, ja mit Füßen treten, kein Segen. Wie vertrocknet z. B. das Lebensglück der Wucherer und Geizigen! Erst gönnen sie andern nichts und quälen sie bis aufs Blut; dann müssen sie zur Strafe sich selber quälen und sich selber nichts gönnen, und reines Menschenglück leuchtet nie aus ihren Augen. — Oder haben wir etwa Anlaß, die Gewaltmenschen und großen Bösewichter der Weltgeschichte selig zu preisen? Was er vom Glück dieser Menschen hält, sagt uns einer, der hinlänglich kompetent ist, sagt uns Shakespeare in Richard III., besonders in der Nachtscene vor der Schlacht bei Bosworth, wo er die Geister der Gequälten und Gemordeten dem König erscheinen und das Fazit seines Lebens ziehen läßt; das sagt er uns

in manch' einer grauenvollen Scene im Macbeth. Und wer das Glück des Cesare Borgia kennen lernen will, der kann in J. Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" das Nötige finden; die letzten Tage des großen Bösewichts, dessen Aussehen so scheußlich geworden war, daß er bei Tag nicht mehr ausgehen durfte, der von Furcht gehetzt und von Mordlust verzehrt wird, zeigen uns ein „Glück", vor dem das Haar sich sträubt.* — Wie anders diejenigen, welche in Liebe den Mitmenschen dienen; ihren Fußstapfen folgt Segen und Gelingen. Sie erfahren es auf Schritt und Tritt, daß Geben seliger ist als Nehmen, Dienen seliger als Herrschen, Verzeihen seliger als Rache nehmen. Ist ihre Lebensarbeit oft aufreibend und erschöpfend, so ist doch ihre Seele von einem Hochgefühle geschwellt, das die Gewaltmenschen auch in den Stunden des Triumphes nicht erreichen. Zwar werden diese Liebenden für ihre Bemühungen gelegentlich gehaßt, verfolgt, vergiftet und gekreuzigt, weil die Menschen ihr Wohlmeinen zunächst nicht verstehen. Aber deshalb sind diese leidenden Gerechten noch nicht elend; Sokrates und Jesus waren

* Menschen mit höchst entwickelter moderner Intelligenz und dabei mit der rücksichtslosen Gewaltnatur des prähistorischen Menschen sind trotz ihrer hohen Intelligenz Atavismen (Rückfallserscheinungen); es sind durch moderne Intelligenz und Machtstellung furchtbar gewordene Revenants eines frühern Typus. Cesare Borgia stellt einen Atavismus in praxi dar, und Friedrich Nietzsche, ein so zarter, gegen die Nächsten rücksichtsvoller Mensch, hatte die wunderliche Eitelkeit, gegen seine Natur auszuschlagen und wenigstens ein „Atavist der Theorie" zu werden.

auf der Anklagebank immer noch glücklicher als ihre Richter und Henker. Und das Leiden und Sterben der Gerechten ist gar kein Beweis, daß der Herr der Welt sich nicht zu ihnen bekennt; im Gegenteil, durch die Bluttaufe hindurch führt er sie zum Sieg. Wurden sie vor der Bluttaufe geringgeschätzt, so werden sie nach derselben geehrt wie Götter. Jetzt werden sie die Führer der Menschheit; Gott bekennt sich zu ihrer Sache und giebt die Fülle des Segens.

Unser Beweis der Gottesliebe steht also nach Erledigung eines erst gefährlich scheinenden Einwandes fest. Es bleibt dabei: In der Liebe der guten Menschen erweist sich Gott als der liebende.

Könnten wir nicht füglich hier schließen? Doch wohl nicht. Vielmehr: nachdem wir von einigen Punkten der Wirklichkeit zum Zentrum, zum Herzen Allvaters gedrungen, liegt uns nun ob, von diesem Zentrum aus zu den andern Punkten der Peripherie wiederzukehren und die ganze empirische Wirklichkeit nach Möglichkeit als Offenbarung der Liebe Gottes verständlich zu machen. Wenn der von uns gewonnene Satz, daß Gott ein liebender, richtig ist, so muß nun das ganze uns berührende Weltgeschehen als Auswirkung der Gottesliebe zu interpretieren sein.

Oder nicht? Früher wurde ja doch gezeigt: Gott ist der Allwirkende; alles Weltgeschehen ist sein Thun. Und nun: Dieser Gott ist Liebe. Beide

Sätze zusammen ergeben: Ein liebender Gott wirkt alles. Wenn ja, so muß alles Weltgeschehen als eine kontinuierliche Auswirkung seiner Liebe sich darstellen. Es bleibt auf dem Hintergrund der beiden Sätze kein Raum für das Wirken eines blinden Naturmechanismus, der absichts- und lieblos hie und dort das Glück der Kreatur verwirklicht und ebenso gedanken- und gefühllos wieder zerstört. Der Naturmechanismus muß sich, wenn unsere beiden Prämissen zusammen richtig sind, als die allgegenwärtige, allwirkende Hand eines liebenden Vaters interpretieren lassen.

Er muß sich also interpretieren lassen. Von wem denn? Von mir? Das ist nicht gesagt. Wenn ich von einigen Punkten der Peripherie aus zum Zentrum dringend Gott ganz richtig als die Liebe erkannt habe, so ist doch nicht gesagt, daß ich nun, vom Zentrum zur Peripherie kehrend, die ganze Wirklichkeit und alle Skandala derselben als Offenbarung der Liebe Gottes zu interpretieren weiß, nicht gesagt, daß ich es wissen muß. Wenn ich den rechten archimedischen Punkt gefunden, so ist damit doch nicht garantiert, daß gerade ich den nötigen Krafteinsatz habe, die Welt von dem festen Punkt aus zu bewegen. Eine Analogie: Wenn Newton, von großen Vorgängern angeregt, über sie hinaus zuerst zu einer richtigen Formulierung des Gravitationsgesetzes gelangte und dessen Giltigkeit in einer Fülle von Erscheinungen nachzuweisen wußte, so blieb doch immer möglich, ja selbstverständlich, daß er eine Fülle anderer Erscheinungen aus der Gravitations-

formel nicht abzuleiten wußte. Fiel damit das Gravitationsgesetz im Bereich dieser andern Erscheinungen um? Keineswegs. Es blieb nur die Aufgabe anderer Naturforscher, diese anderen Erscheinungen aufzuklären, resp. die Giltigkeit des Newton'schen Gesetzes in der Bewegung von Kometen, von entfernten Doppelfixsternen u. s. w. zu erhärten. Nicht anders in unserem Fall. Wenn der Newton der Gottesliebe, wenn Jesus von festen Erfahrungen aus klarer als alle Vorgänger in das Herz des Vaters blickte und ihn als den schrankenlos liebenden erkannte, so war er damit doch nicht ohne weiteres in der Lage, alle Skandale dieser Welt von der gewonnenen Position aus zu deuten. Hundert andere sind hernach denkend seinen Weg gegangen und haben es auch nicht völlig vermocht. Und wenn ich nächst den hundert von der maßgebenden Erfahrung aus wieder ins Herz des Vaters blickte und seine Liebe erkannte, so bleibt wieder von vornherein wahrscheinlich, daß ich einen großen Teil der Wirklichkeit von jener Liebe aus nicht zu deuten vermag. Das beweist dann immer nicht, daß meine erste Erkenntnis eitel; es beweist nur, daß mein Können nicht reicht, und daß bessere Männer sich der Sache annehmen müssen. Und wenn diese bessern Männer es zur Zeit alle nicht vermöchten, so bleibt es eben die Aufgabe kommender Männer.

Soviel, um falsche Folgerungen abzuwehren, wenn etwa bei Aufhellung des Weltganzen mein Unvermögen offenbar werden sollte! Die Erkenntnis, daß Gott die Liebe ist, wird von der kleineren oder größeren Vir-

tuosität, mit der ich die letzte Aufgabe löse, nicht in Mitleidenschaft gezogen.

Im übrigen habe ich solches nicht geltend gemacht, um mich irgendwie der großen Aufgabe zu entziehen. Es liegt uns wirklich ob, das Ganze der uns berührenden Wirklichkeit als Offenbarung eines liebenden Gottes verständlich zu machen. Denn ich weiß ganz gut, wie die Dinge zur Zeit stehen: Soweit uns jene Interpretation nicht gelingt, ist das gegenwärtige Geschlecht nicht geneigt, das Unvermögen meiner individuellen Schwäche zur Last zu legen; es wird vielmehr den Grund in der Unlösbarkeit der Aufgabe selbst suchen. Man wird nicht, wie die Logik erheischt, sagen: Deine Kraft reicht nicht, um von dem festen archimedischen Punkt aus die Welt zu bewegen; aber es wird schon ein anderer kommen, der es besorgt, und bis dahin bleiben wir getrost dabei, daß Gott Liebe ist. Man wird vielmehr sagen: Du weißt die Welt von dem „archimedischen Punkt" aus nicht zu bewegen; also ist der angebliche archimedische Punkt imaginär. Ohne Bild: Deine Prämisse ist unrichtig. Es giebt keinen liebenden Gott.

Da hilft denn nichts. Hic Rhodus, hic salta! Es gilt hier unsere beste Kraft einzusetzen und dem gegenwärtigen Geschlecht seiner Gemütsverfassung entsprechend zu dienen.

Zur Sache denn! Schauen wir der Wirklichkeit in die Augen: Der Weltlauf bringt der Kreatur und speziell dem Menschen Freuden, aber auch unsägliches

Leib. Der Weltherrscher läßt seine Sonne aufgehen über Guten und Bösen und spendet ihnen Leben und Gedeihen durch dieselbe; aber er läßt die Sonne auch untergehen über Bösen und Guten und läßt sie verderben. Er läßt regnen über Gerechten und Ungerechten; aber er läßt auch über Gerechten und Ungerechten hageln. Er giebt den Vögeln des Himmels ihre Speise; aber er läßt sie gelegentlich auch verhungern. Er schmückt die Lilien und kleidet die Bäume in des Frühlings Brautgewand; aber er tötet auch die Blüten zu Millionen durch den Frühlingsfrost. Es fällt kein Sperling ohne seinen Willen vom Dache; aber oft ist's sein Wille, daß nicht nur Sperlinge sondern auch Menschen in des Lebens Maienblüte zu Tausenden in des Todes Rachen fallen. Er giebt uns durch den Naturmechanismus, der uns als die allwirkende Hand des Weltherrschers verständlich geworden, Gesundheit, aber auch Krankheit. Seine Hand macht lebendig, aber sie tötet auch.

Wo bleibt angesichts einer so „widerspruchsvollen“ Wirklichkeit die allwaltende Gottesliebe? Ich antworte: Wäre die Wirklichkeit widerspruchsvoll, so bliebe die Sache hoffnungslos. Aber es ist doch immer möglich, daß sie widerspruchsvoll nicht ist, sondern nur scheint. Wir wollen doch nie vergessen, daß, seit Sokrates und Platon die am nächstliegenden Schein klebenden Sophisten dialektisch behandelt haben, es bis heute und bis auf weiteres die Aufgabe des Denkens bleibt, Schein zu zerstören. Kopernikus und alle großen Naturforscher haben Schein zerstört. Folgen wir ihrem Vorbild auf

dem Gebiet der Theologie und der Ethik! Vielleicht wird dann die „widerspruchsvolle" Wirklichkeit mit all ihren Gütern und ihren Uebeln sich in Harmonie auflösen.

Leicht ist die Diskussion der Güter. Sofern die allwirkende Hand Gottes oder der Naturmechanismus uns Angenehmes bringt, finden wir die Sache in Ordnung. Das gerade erwarten wir von der Liebe des Weltherrschers. Wir verstehen, daß Gottes Liebe in jedem Sonnenstrahl zu uns kommt, daß sie uns in jeder Pulswelle durchflutet, daß wir Nacht und Tag und Korn und Wein und Freuden aus ihrer Hand empfangen. Darüber wäre also weiter nichts zu sagen, und wir könnten sofort zur Diskussion der Leiden und Skandala dieser Welt übergehen.

Es wäre nun dennoch psychologisch verfehlt, wenn wir mit so nonchalanter Eile an diesen Gütern vorbeieilen wollten; ich muß bitten, dieselben etwas ernstlicher anzusehen. Es wäre eine schlechte Vorbereitung für die Diskussion der Leiden, wenn wir die Güter wie eine Handvoll Nüsse einsteckten, um uns alsbald auf die Uebel zu stürzen.

Hier liegt der primäre Fehler der Pessimisten: Statt die Welt erst dort anzusehen, wo sie wie ein wohleingerichtetes Vaterhaus aussieht, stürzen sie sich sogleich in das irdische Spittel und in die Kloaken hinein und muten mir zu, ein Gleiches zu thun. Wenn's mich treibt, für all seine Wohlthaten den Vater der Güte zu preisen, so sprechen sie: „Sieh' dir doch diese Mühseligen und Geplagten an, die für einen Hunger-

lohn des Lebens schwerste Bürden tragen, die sich nie ordentlich satt essen können, in deren Wohnungen nie ein Sonnenstrahl dringt, die an Leib und Seele verkümmern und freud- und hoffnungslos zum frühen Grabe eilen! Sieh' diese Kranken, die in der Mühe und Not des Lebens sich die Schwindsucht erworben und nun schwitzen und frösteln, hüsteln und spucken, bis die arme Lunge ausgehüstelt und ausgespuckt ist!" Hernach, meine Herren! Zunächst aber steh' ich mit eurer gütigen Erlaubnis bei der Beobachtung, daß ich mich in meinem Leben zehntausend und einige Male satt gegessen; ich beobachte, daß ungezählte andere in meiner Lage sind. Ich sehe, daß Gott seine milde Hand aufthut Tag für Tag und durch seinen Naturmechanismus unendlich vielen Kostgängern spendet, was sie bedürfen, ihnen spendet, auch wenn sie ihm nicht danken. Ich sehe, daß er sein herzerfreuendes liebliches Licht neidlos über die Erde ausgießt, und sehe nicht, daß er die Mehrzahl oder überhaupt jemand in die sonnenlosen Löcher der Großstädte verbannt hat. Ich sehe weiter, daß Schwindsucht und Kranksein überhaupt nicht das Reguläre auf Erden ist. Ich stehe vielmehr vor dem unausdenklichen Wunder, daß regulärerweise jedes der Millionen Rädchen der menschlichen Leibesmaschine, vom Naturmechanismus d. i. von Gottes Hand geführt, seine Pflicht thut, und daß als Endergebnis unser Wohlsein herauskommt; ich sehe Kinder mit roten Wangen und leuchtenden Augen, höre sie jubeln und singen und so unbewußt ihren Schöpfer

loben; ich sehe Jünglinge und Männer mit Mark in den Knochen und Blut in den Adern, mit überschäumendem Gesundheits- und Kraftgefühl, mit Mut und Schaffensfreudigkeit; ich sehe Jungfrauen und Frauen, gesund und fröhlich, schön und gütig, in ihrer ganzen Erscheinung ein Loblied des Schöpfers.

„Aber sieh' doch zu, wie Väter und Mütter ihren unerzogenen Kindern wegsterben, wie wackere Männer, von allem Erfolg verlassen, bei ihren besten Bestrebungen zusammenbrechen, wie andere durch des Lebens Not zu Verbrechern werden!" Hernach, meine Herren! Vorerst bin ich dabei, es mit offenen Augen und redlichem Herzen zu konstatieren, daß der Herr der Welt durch liebende Väter und Mütter sich der Kleinen annimmt und durch sie bis zum Alter der Mündigkeit ihnen das Nötige giebt; ich bin dabei zu beobachten, wie die, welche auf Gottes Wegen wandeln, regulärerweise nicht vor der Zeit zusammenbrechen, wie ihnen vielmehr die Kraft erneuert wird Tag für Tag; ebenso beobachte ich, wie viele in der Not des Lebens nicht zu Verbrechern, sondern zu M ä n n e r n werden, die in der Versuchung bewährt sind.

„Aber besieh' dir doch die Epileptischen und die Wahnsinnigen, besieh' dir die idiotisch geborenen Kinder, die ärmer sind als das armseligste Tier, sich selbst eine Plage und anderen Menschen ein Grauen; besieh' dir überhaupt alle mit schweren Fehlern erblich Belasteten, und dann rede wieder, wenn du leichtfertig genug bist, von der allwaltenden Gottesliebe!" Ich muß wieder

um Geduld bitten. Vorerst konstatiere ich, daß die Menschen regulärerweise nicht epileptisch und nicht wahnsinnig sind. Ich stehe andächtig vor der Thatsache, daß der Herr des Lebens in der Regel nicht Idioten hervorbringt, daß er ein wunderbares geistiges Leben in uns aufblitzen läßt und uns, mit dem achten Psalm zu reden, nur wenig unter die Götter gethan hat. Die geistigen Thaten des Menschen, der die Gesetze des Himmels und der Erde erforscht und erkennend zum Herzen Allvaters bringt, geben keinen Anlaß, von der Menschen Vernunft geringschätzig zu reden, wohl aber nötigen sie, den Vater des Lichtes, der Licht von seinem Lichte in uns angezündet, zu preisen. Und staunend steh' ich auch vor der Vererbung, indem ich sehe, daß durch sie die Tüchtigkeit der Eltern als eine heilig große Mitgift auf Kind und Kindeskind übertragen wird, — staunend und anbetend auch vor der Thatsache, daß zwei Zellen genügen, um das ganze Erbe zu vermitteln und das Wunder des Geistes nach der Aehnlichkeit des elterlichen in den Erzeugten aufleuchten zu lassen.

Und was ich mit andächtigem Staunen betrachte, sollten die Weltpessimisten auch sehen. Ich mute ihnen vorerst nicht zu, daß sie mit unsern protestantischen Liederdichtern d e n Gott erkennen, der a l l e s so herrlich regieret, in dessen Königreich a l l e s recht und a l l e s gleich ist, der a l l e s wohl bedacht und a l l e s, a l l e s recht gemacht, — d e n Gott, dessen Liebe ohne Ziel und Ende und der n i e m a l s was versehn und a l l e s zum guten Ende führt; ich verlange nur, daß sie die

Partikel, die Oase in der „Weltwüste", den Strom des Heils im dürren Lande sehn. Mit offenen Augen diese Partikel zu sehen, ist der Anfang der Weisheit. Dann allein ist es möglich, weiter zu kommen; dann allein ist Aussicht, daß euch endlich auch alle Leiden in Gottes Liebe versinken, und daß ihr auch angesichts aller Not des Daseins sagen könnt, daß er alles, alles recht gemacht.

Kauft euch drum Augensalbe! Wenn die Erneuerung (die Palingenesie) der Welt kommen soll, so müssen jedenfalls vor allem unsere Augen erneuert werden; dann sehen wir des Guten alsbald so viel, daß uns der Rest nimmer erdrücken kann. Wenn doch die Pessimisten lernen könnten, mit Goethes redlichen Augen in die Welt zu sehen! Welch' eine Herrlichkeit und welch' ein Friede ruhen z. B. über dem Stück Welt, das er uns im „Wanderer" vor Augen malt. Ich zitiere nicht gern Goetheverse, als wenn es sich um einen altbabylonischen Schriftsteller handelte. Aber es ist kaum überflüssig. Zwar haben sie am 28. August die Wiege des Propheten bekränzt; aber die Werke des großen Tagmenschen liest und liebt das Eulengeschlecht ja doch nicht:

Im Schatten eines Ulmbaums hat der Wanderer, ein Altertumsforscher, eine junge Frau getroffen, den saugenden Knaben auf dem Arm. Ihr Glück ist eng begrenzt: Sie ist nicht reich. Brot und Wasser ist alles, was ihre herzliche Gastfreundschaft zu spenden vermag. Eine aus eines Tempels Trümmern gebaute Hütte, ein Acker, ein

Ackersmann als Gemahl und Mühe und Arbeit an seiner Seite, ein gesunder Leib, ein Säugling an der Brust, eine ungetrübte Erinnerung an den Vater, der in ihren Armen starb — das sind die Bausteine ihres Glücks. Der Wanderer preist Kind und Mutter selig:

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig atmet.
Du geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!

Und hernach:

Natur! Du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbteil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrat
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhab'ne Trümmer
Für dein Bedürfnis
Eine Hütte, o Mensch,

Genießest über Gräbern! —
Leb' wohl, du glücklich Weib!

* * *

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vom Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß' mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

So Goethe. Und Augen nach seiner Art hatte auch der Größere, von dem uns das Evangelium erzählt. Jesus war so wenig wie Goethe blind für den Jammer des Menschenlebens; er sah ja seine Mission gerade darin, diesen Jammer zu wenden. Aber erst sah er die Liebe eines allmächtigen Vaters in hundert Offenbarungen, und nur weil er das erst sah, war er hernach geschickt, des Jammers sich anzunehmen.

Lernen wir von beiden! Dann erst sind wir geschickt, uns mit der Erde Weh zu befassen.

* * *

Wir wenden uns zur Erörterung der Leiden, und zwar werden zuerst die Leiden und das Menschengeschlecht, sodann die Leiden und der einzelne Mensch und drittens der innerhalb des irdischen Horizonts unauflösbare Rest uns beschäftigen. Anhangsweise mag ein Wort über die Leiden der Tierwelt hinzukommen.

1. Die Leiden des Daseins und das Menschengeschlecht. Wir sind schon früher darüber einig geworden, daß uns die Schmerzen als relativ zwecklich gelten dürfen, wenn sie der Freude Bahn machen; und zweckvoll erscheint uns die Welt, wenn sie auf allen Wegen, sei's auch durch ein Meer von unvermeidlichen Thränen hindurch, einem Reich des Heils oder der Seligkeit zugravitiert. Wenn der Allwirkende zwecksetzende Vernunft und Liebe ist, so erwarten wir von ihm, daß er uns jenem Ziel zuführe, und verlangen, daß er die Mittel, den Schmerz und die Thränen, wenn sie nötig sind, uns nicht erspare.

Was wir so von vorneherein hypothetisch gutheißen, entspricht der Wirklichkeit: Gott führt als ein weiser und gütiger Vater, als allwaltende Vernunft und Liebe, die Menschheit einem Reich des Heils entgegen. Ich gehe daran, solches zu beweisen; ich thue es mit Hilfe der Entwicklungslehre wie folgt:

Die Menschheit bewegt sich. In welcher Richtung? Die Richtung und das Ziel treten uns aus dem empirisch vorliegenden Fragment der Menschheitsgeschichte deutlich entgegen. Die Erfahrung zeigt uns ja allerdings, daß die Menschheit zur Zeit in schweren Wehen liegt und

aus tausend Wunden blutet. Unzulänglich ist zur Stunde ihr Intellekt, schwach und unzuverlässig ihr Wille, vielfältig und groß die Depression ihres Gemütslebens. Aber wenn auch, so ist doch nicht zweifelhaft, in welcher Richtung und nach welchem Ziele sie sich bewegt: Die Menschheit gewinnt jeden Tag an Intelligenz, sie gewinnt an gutem Willen, sie gewinnt an Eudämonie.

Der Beweis: Die einzelnen und die Völker mehren im Kampf ums Dasein, im täglich erneuten Versuch, über alle Hindernisse hinweg den Weg der Wohlfahrt zu finden, notwendig das Kapital ihrer Intelligenz. Die intelligenteren Individuen laufen den weniger intelligenten den Rang ab, erobern das Erdreich, schaffen sich Raum, ihre überlegenen geistigen Qualitäten an Kinder zu vererben u. s. w. Dieser Prozeß der Selektion der Intelligenteren vollzieht sich jeden Tag und muß ganz unvermeidlich einen Progreß des menschlichen Intellekts zur Folge haben.

Gleiches gilt auf dem Willensgebiet. Der schwache, schwankende, träge Wille ist als solcher der unterliegende; der starke, beharrliche Wille als solcher der siegreiche. Die starkwilligen Menschen laufen auf allen Punkten den schwachwilligen den Rang ab, erobern das Erdreich und mehren sich. Die Schwachen, die sub specie momenti handeln, werden besiegt von den Stärkeren, die sub specie temporis handeln, die Genußmenschen also, welche Knechte der Augenblicksreize sind, von den erwerb- und machtbegierigen Naturen. Aber auch diesen

erwächst ein Stärkerer, ich meine die Ewigkeitsmenschen, die sub specie aeterni handeln.

Selbstverständlich ist bei dieser Betrachtung die Isolierung von Intellekt und Wille nur sehr relativ berechtigt. Der trefflichste Intellekt schafft da, wo der Wille erweicht ist, nichts. Und der kräftigste Wille, welcher seine Wegleitung nicht von einem hellen Verstande empfängt, vergeudet seine Mühe. Erst der vom bessern Intellekt geleitete thatkräftigere Wille ist der wahre Sieger. Es findet in der Menschheit eine unabläßige Selektion statt nach dem kombinierten Kanon der bessern Intelligenz und des kräftigeren Willens.

Also geht's ja wohl in der Menschheit durchaus nach dem Gesetz, daß der Stärkere siegt und Recht behält? Ganz gewiß. Aber wo bleibt da die liebe Moral? Ganz einfach. Die ist selbst jenem Gesetz, daß jeweilen der Stärkere siegt, subsumiert. Sie ist selbst nur eine interessante Formulierung des Gesetzes der Macht.

Zweifelt hier jemand daran? Seht zu: Lautet denn etwa jenes Gesetz dahin, daß die besten Zähne und Krallen, die stärksten Muskeln und die rücksichtslos brutalste Gesinnung das Stärkste in der Welt sind und dem Besitzer zum Siege verhelfen? Mit nichten. Die Formel sagt nur, daß der Stärkste wirklich siege, läßt es aber ganz offen, was unter den jeweiligen Umständen die größte Stärke ausmache.

Danach fragen wir jetzt. Blickt in die Tierwelt! Sind da etwa die Tiere mit den stärksten Zähnen und

den größten Giftdrüsen in allen Fällen siegreich? Wir wissen empirisch das Gegenteil. Tauben, Schafe, Rinder und andere sanftmütige Geschöpfe haben sich im Kampf ums Dasein weit stärker erwiesen. Gerade der Raubtiercharakter, der egoistisch-brutale, macht schwach. Wenn der letzte bengalische Tiger und die letzte Klapperschlange das Zeitliche gesegnet haben werden, werden die Rinder, Schafe, Tauben noch alle am Leben sein. Es gilt schon in der Tierwelt, daß die Zahmen, Sanftmütigen das Erdreich besitzen werden. Warum gedeihen die genannten zahmen Tierarten? Weil sie vielen nützen, dienen. Die Pflanzen und Tiere, die andern am meisten nützen, am meisten dienen, sind eben hiedurch die stärksten.

Vollends gilt das in der Menschenwelt. Da gab es ja wohl eine Zeit, in der die stärksten Muskeln und eine rücksichtslos gewaltthätige Gesinnung dem Inhaber den Sieg versprachen. Aber bald lernten die Menschen einsehen, daß List stärker ist als Armes Kraft und Waffen. Das war schon dem homerischen Zeitalter klar. Nicht die Gewalt des Telamoniers und nicht die Tapferkeit des Peliden, die List des Odysseus vielmehr bezwingt die Stadt. Und nicht Ares, der Gott der tobenden Feldschlacht, Pallas Athene vielmehr und ihr Geist führen die Hellenen zum Sieg.

Mit der fortschreitenden Menschheit verändert sich stetig, was stark macht. Was gestern den Sieg verlieh, verleiht ihn heute nicht mehr. Eine zeitlang war die Summe jener Qualitäten, die den römischen Nationalcharakter ausmachten, das Stärkste in der Welt. Aber

hernach schlugen die Germanen das Römerreich in Trümmer, und heute sind wohl die Juden noch stärker als die germanischen Nationen. Aber stärker als römische Cäsaren, germanische Heerführer und jüdische Geldbarone erweist sich — langsam zwar, aber sicher — der Erstling eines neuen Menschentypus, der Ewigkeitsmensch aus Galiläa. Stärker als die römischen Legionen und der germanische Heerbann und die Großmacht der Börse erweist sich der Heerbann jenes galiläischen Herzogs, der seinen Siegeszug auf Erden begonnen. Diejenigen, welche in hingebender Liebe vielen und wenn möglich allen dienen, haben gerade darin die starken Wurzeln ihrer Kraft und die Anwartschaft des Sieges. Und es siegt in unaufhaltsamem Progreß der Menschentypus, der vielen andern auf die zur Zeit beste Weise dient. Und Jesus selbst ist nur darum und gerade darum zum König der Menschheit berufen, weil er gekommen ist zu dienen und auf die höchste Weise der Menschheit gedient hat.

Das Gesetz des Kampfes ums Dasein, wonach der Stärkste siegt, und unsere Moral stehen also in keinem Konflikt; die Moral selbst war ja auf keiner Stufe der Menschheit etwas anderes als eine Anweisung zum Siegen; und die Makarismen der Bergpredigt und alle höchsten Worte Jesu sind nicht etwas dem Gesetz des Kampfes ums Dasein Entgegengesetztes, vielmehr eine sublimste geniale Formulierung dieses Gesetzes selbst. Selbst das Wort „wer sein Leben verliert, wird es lebendig machen (gewinnen)“ fügt sich zwanglos hier ein.

Es ist ja wahr, daß die Besten, die ihren Brüdern auf die höchste Weise dienen, sie aus der Höhle, von der Platon redet, ins Licht führen wollen, oft verkannt, gehaßt, getötet werden. Wenn diese, dem Dienst der Wahrheit treu bleibend, ihr Leben in die Schanze schlagen müssen, so scheint's wohl so, daß das Dienen zum Untergang und nicht zum Siege führe. Aber so scheint es immer nur ein Weilchen; thatsächlich wurden die, welche beim Dienen auch ihr Leben nicht schonten, dadurch erst recht Sieger. Die Karfreitagspredigt, die durch die Jahrhunderte klingt, ist jeweilen mit einer Osterpredigt verbunden.

Es ist also nicht so, daß das Dienen nur bis zu einem gewissen Punkte sich empfiehlt und jenseits dieses Punktes schwach macht, also schädlich ist. Der Mensch, der mit allem, was er ist und hat und allenfalls mit der Hingabe des Lebens den Brüdern dient, ist der stärkste. Der Raubtiertypus in der Menschheit dagegen prosperiert immer weniger, und er muß endlich aussterben gleich den vierfüßigen Raubtieren. Das Loblied, das Fr. Nietzsche der starken blonden Bestie gesungen, ist ein Anachronismus. Jene blonde Bestie war einmal der stärkste Menschentypus. Aber das ist lange, lange her. Sie ist durch einen weit stärkeren Typus abgelöst. Der christliche Menschentypus, den Nietzsche als die Inkarnation alles Gemeinen und Schwächlichen gebrandmarkt hat, ist thatsächlich — die Geschichte beweist es — stärker als jene blonde Bestie; diese war einmal und kommt nicht mehr. Und welche Bürgschaft haben wir,

daß sie nicht mehr kommt? Genau dieselbe wie dafür, daß Mammut und Höhlenbär nicht mehr kommen. Die Geschichte läuft nie rückwärts. Die heute lebenden Tiere sind stärker als die des Diluviums, sind im Kampf des Daseins bewährt. Ist einmal ein Typus überwunden und durch einen stärkeren abgelöst, der Riesentiertypus der Diluvialzeit z. B. durch den in seiner Kleinheit stärkeren Typus der Gegenwart, so kann der schwächere nie wiederkehren. So mag denn auch Nietzsche das Christentum als eine Revolte von Sklaven und Sklaveninstinkten brandmarken; thatsächlich ist die Revolte eben geglückt, und alle Thränen, die er „dem Herrlichsten, was bis jetzt die Sonne gesehen", dem Römerreich, nachweint, ändern es nicht, daß die „revoltierenden Sklaven" das Reich der römischen Gewalt und der römischen Virtus überwunden haben. Seitdem sind jene Sklaven d. h. Menschen nach der Aehnlichkeit Jesu, die lieben und dulden und dienen und verzeihen und dem Bösen nicht Widerstand leisten, der stärkste Menschentypus, den die Konkurrenz auf diesem Planeten hervorgebildet, und wer unter den Starken der Größte und Stärkste sein will, kann es nur durch immer besseres und allseitigeres Dienen erreichen. Das formale Gesetz, daß die mit dem besseren Intellekt und Willen ausgestatteten den anderen den Rang ablaufen, hat sich also materiell dahin aufgehellt, daß der den Mitmenschen auf die beste Weise dienende Wille die Form der Selbstbehauptung ist, die schließlich jede andere aus dem Felde schlägt.

Es kann endlich trotz allen Nöten des gegenwärtigen Kulturstadiums nicht zweifelhaft sein, daß auch die Wohlfahrt der Menschheit eine wachsende Größe ist. Woher diese Gewißheit? Ist nicht vielmehr das andere naheliegend, daß, wer Intelligenz und Wissen mehrt, den Schmerz mehrt? Sind nicht nach der Versicherung der Reisenden die in der Kultur tiefstehenden Nationen und vollends die sogenannten Naturvölker die relativ zufriedenen? Genügt nicht schon der unter den Kulturnationen häufiger werdende Selbstmord zum Beweis, daß steigende Kultur das Elend mehrt? — Ich antworte: Wenn wir Repräsentanten tiefer stehender Nationen oder auch nur Bilder derselben betrachten, so wird's uns doch recht schwer, an das größere Glück derselben zu glauben. Wie viel Stumpfheit der Gesichtszüge! Mögen dieselben dafür bürgen, daß die Wilden die Tiefe größten Leids, in das sensible Kulturmenschen etwa versinken, nie ermessen, so verbürgen sie noch gewisser, daß sie große reine Freude nie gesehen. Und welch' ein unruhiges Auge, fast dem Auge der wilden Tiere ähnlich, ein Zeuge der Furcht, nicht des Friedens und Behagens! Wer mag's glauben, daß die Nationen, unter denen Raffael, Tizian und Rubens die Urbilder ihrer strahlenden Frauen fanden, unglücklicher seien als die Wilden? Ist nicht die Schönheit selbst ein unverdächtiger Bürge des Glücks? Nimmer hätte Schönheit bei überwiegender Depression des Gemüts sich entwickeln können. — Beachtenswert ist in Sachen auch folgende Thatsache: Wir sehnen uns doch

alle nach Glück. Friede, Seligkeit ist das Höchste und Letzte, was wir suchen. Aber wer versucht durch Herabsteigen auf eine untere Kulturstufe diesem Ziel der Sehnsucht näher zu kommen? — Der unter Kulturvölkern oder, besser gesagt, im Übergangsstadium unserer Halbkultur so häufige Selbstmord beweist allerdings, daß unter uns die Pendelschwingung zwischen größtem Glück und größtem Leid weit größer ist als unter Wilden; er beweist, daß wir sensibler geworden sind; er beweist, daß zum Wettbewerb unter Kulturvölkern weit mehr Intelligenz und Wille nötig ist als unter Wilden, und daß diejenigen, welche dieser nötigen Mitgift ermangeln oder sie durch irgend ein Mittel der Willenslähmung, wie z. B. den unter uns in Strömen fließenden Alkohol, reduzieren, unter Kulturvölkern weit leichter über die Schwelle des Lebens hinausgedrängt werden. Der Kampf des Lebens wird unter uns mit immer schärferen Waffen gekämpft; es sind Methoden der Ausbeutung und Knechtung der Schwachen erfunden, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Wenn auch, wie zuvor dargelegt, der Raubtiertypus in der Menschheit der stärkste Typus nicht mehr ist, so ist er doch noch sehr stark und vor allem sehr verbreitet. Und wenn die „blonde Bestie“ mit den rohen Mitteln der Gewalt nicht mehr siegen kann, so hat sie deshalb doch nicht friedlich zum Abdanken und Sterben sich entschlossen; sie ist nur in moderner „feiner“ Gestalt mit raffinierten Mitteln der List und Gewalt auf den Kampfplatz des Lebens getreten. Das moderne Gewaltmenschentum vernichtet mit

großer Virtuosität und „Feinheit" die Schwachen und macht die Mitmenschen zu Sklaven.

Aber zeigt sich nicht gerade darin das Unvermeidliche, daß steigende Kultur der Wohlfahrt der Völker verderblich ist? Die steigende Kultur kommt ja doch durch wachsende Intelligenz und Willen. Gerade dadurch aber wird der Wettbewerb so heftig und blutig. Muß also nicht gerade infolge jenes Wachstums von Intelligenz und Wille die Wohlfahrt für viele oder die Mehrzahl immer ferner gerückt werden?

Es wäre so, wenn das, was wir bis jetzt beobachtet, das Ganze wäre. Aber wir haben gerade das Wichtigste bis jetzt nicht in die Wage gelegt. Es ist folgendes: Wenn der Gewaltmenschentypus unter uns seinem Ideal zugravitiert, so hat das auf Seite der Schwachen einer entsprechenden Reaktion gerufen; sie haben angefangen, sich solidarisch zu fühlen und sich zu Schutz und Trutz zu vereinigen. Mächtig wie noch nie tönt der Ruf zur Sammlung über die Erde, und alle Schikanen und Listen werden es nicht hindern, daß die wirtschaftlich Schwachen sich die Hand reichen, um den wirtschaftlich Starken zu trotzen. Die Koalition der Schwachen, welche in früheren Tagen Gewaltmenschen und Tyrannen überwand, wird wohl auch mit der neuesten Auflage derselben fertig werden. — Freilich müßte man am endlichen Siege der alliierten Schwachen doch noch zweifeln, wenn ihnen nicht die Stärksten der Starken und ihr Geist zu Hilfe kämen. Jener ideale Gewaltmensch der modernen „Kultur" ist nämlich, wie

schon an anderer Stelle konstatiert wurde, nicht der letzte und stärkste. Es wächst neben ihm und über ihn hinaus der Typus des liebenden und dienenden Menschen. Wo dieser auf den Plan tritt — und er ist da in leibhafter Wirklichkeit — da wird der Kampf ums Dasein nicht mehr mit den raffinierten Mitteln der Ausbeutung und Übervorteilung ausgefochten, es wird derselbe vielmehr eine Konkurrenz des Dienens, der gegenseitigen Hilfeleistung. Diese Konkurrenz aber kann die Menschheit unmöglich von ihrer Wohlfahrt wegtreiben; wo der Wille zuhöchst darin besteht, einander auf die beste Weise zu dienen, muß die Menschheit trotz allen zeitweiligen Verdunkelungen und allen dermaligen Nöten der Wohlfahrt näher kommen. Wenn andere mit umwölktem Blick in der Menschheit nur die immer raffinierter werdende Konkurrenz von Raubtieren sehen und dadurch zu sehr pessimistischen Betrachtungen geführt werden, so ist es der Sehenden Sache, darüber hinaus jene siegreiche Konkurrenz gegenseitigen Dienens zu sehen.

Es ist nun gar keine Frage, daß jene alliierten Schwachen von diesen andern, den Nazarenern und ihrem Geist, mächtig unterstützt werden. Aber das Höchste ist mit dieser Unterstützung keineswegs erreicht. Das Höchste und Beste bestünde darin, daß jene wirtschaftlich Schwachen sich vom Geist der Nazarener durchdringen ließen, und daß ihre Bundesgenossenschaft ein christlicher Bruderbund würde. Wenn die verbündeten Schwachen Christen würden, würde ihnen das Größte nicht mehr unmöglich sein.

Einstweilen sind nun freilich die echten Nazarener immer noch eine „kleine Herde"; aber das Beste braucht zur Entfaltung immer die längste Zeit. Die annoch kleine Zahl kann's dem Einsichtigen nicht zweifelhaft machen, daß sie doch endlich als die stärksten der Starken den Sieg davontragen müssen.

Sie müssen? Woher die Bürgschaft für dies Müssen? Könnt's nicht doch geschehen,* daß die kraftvollen Gewaltmenschen zu Herren auch über die Dienenden und Liebenden würden, und daß nach Ueberwindung der Liebenden die Gewaltmenschenkonkurrenz und alle darin beschlossene Not allein übrig bliebe? Die Befürchtung ist gerade so unbegründet wie die, daß Unkraut und Raubtiere unter uns wieder siegreich werden und unsere Kulturflora und Kulturfauna verdrängen könnten. Wie der Weizen und das Rind durch die Dienste, die sie ungezählten Millionen leisten, stark sind und gar nicht befürchten müssen, durch die Distel und den Löwen überwunden und verdrängt zu werden, so gewinnen die Dienenden und Liebenden durch die Vorteile, die sie den andern gewähren, Schritt für Schritt Boden in den Menschenherzen und damit Boden und Macht auf Erden. Denn wer vermöchte ihnen in Gewinnung der Menschenherzen den Rang abzulaufen? Wer aber die Herzen der Menschen hat, der hat auch ihre Hände und damit den Sieg.

---

* Vgl. die Worte des Kritikers, der mit Augen der Liebe die erste Auflage gelesen, aber hier zu einem Bedenken Anlaß nimmt (Protestant. Monatshefte 1899. Seite 314).

Bewiesen ist also, daß jene Nazarener, die wir als das letzte und höchste Entwicklungsprodukt auf Erden getroffen, nicht aussterben, sondern als die Stärksten sich behaupten. Damit aber ist auch schon bewiesen, daß die Entwicklung der Menschheit, an deren Spitze die Nazarener wandeln, einem höhern Glück oder dem Heil zugravitiert. Man besehe doch das Glück dieser Christen, wobei es für jetzt ganz gleichgiltig ist, in welcher Breite und Zahl sie vorhanden sind; es genügt, daß sie wirklich da sind, wär' auch ihre Zahl einstweilen noch so klein:

Sie haben Gott erkannt, den allmächtigen, allweisen, alliebenden Herrn der Welt, und ruhen fest und selig in seinen Armen. Wer sonst könnte sich solcher Ruhe, solchen Friedens rühmen! — Sie genießen die guten Gaben, die ihnen der Weltlauf bringt wie andere Menschen; aber sie genießen dieselben doppelt und dreifach in dem Bewußtsein, daß in diesem sog. Weltlauf eines großen Vaters Güte sich auswirkt. Es wird ihnen jede Gabe verklärt und erhöht durch das Gefühl: „der Vater gab sie mir; dieser warme Sonnenstrahl war gerade auf mich berechnet, diese goldene Traube gerade für mich gereift.“ So schlingt sich denn Lob und Dank um ihr Alltagsleben und damit die Seligkeit des Dankgefühls. — Weil sie in Gottes starken Armen ruhen, ist aus ihrem Herzen verbannt der Uebel erstes und größtes, dessen Schatten breit und dunkel über der übrigen Menschheit lagern, die Furcht. Wovor sollten sie sich fürchten? Vor dem blinden, herz-

losen Zufall? Sie kennen keinen solchen; ihr Gott regiert das Größte und Kleinste. Oder vor dem herz- und verstandlosen Naturmechanismus? Sie kennen einen solchen nicht und anerkennen ihn nicht; sie haben diesen „herzlosen Mechanismus“ mit andern Stücken der modernen heidnischen Halbkultur zum Orkus geschickt; sie wissen, daß dieser Mechanismus die allmächtige Hand eines weisen Vaters ist, der durch seine Hand lückenlos das vollendet, was den Menschen frommt. — Oder sollten sie sich vor Menschen fürchten? Sie wissen, daß auch diese in Gottes Hand sind und bei aller Feindschaft nichts thun können, als was Gott in seiner Liebe zuläßt und ihnen heilsam ist. — Oder vor der eigenen Vergangenheit? Sie wissen, daß Gott auch diese Vergangenheit mit seiner Liebe umfaßt und größer ist als diese Vergangenheit; sie wissen, daß er alle Schuld tilgen und von alten Banden lösen kann. Und so wird ihnen die Schuld zu einer culpa felix, ein Anlaß zu mehr Dank und Liebe und damit ein Grund zu höherem Glück. — Oder vor dem Tod? Sie wissen, daß Gott ein Gott von Lebendigen ist und nicht von Toten; sie wissen, daß alle Kreatur des ewigen Schöpfers den Abglanz seines ewigen Wesens trägt, und so haben sie die Furcht, sterbend in ein Totenreich zu versinken, mit andern Elementen heidnischer Denkweise begraben. Oder werden sie endlich sich vor Gott selbst fürchten? Sie wissen allerdings, daß Gott für alles sündige Wesen ein verzehrendes Feuer ist und teilen nicht den Wahn, daß der dreimal Heilige des alten Bundes, seit wir ihn

unsern Vater nennen dürfen, etwas von seiner Heiligkeit eingebüßt habe; aber sie wissen auch das Größere, daß seine Liebe über alle menschliche Gebrechlichkeit und Sünde hinüberreicht, und daß seine Treue gegenüber unsrer Untreue nicht wankt noch bricht. Und so treibt Gottes unwandelbare Liebe und Treue die letzte Furcht aus. Wohlverstanden: die Furcht kommt wohl auch über die Christen, weil dieselbe wie andre Gefühlszustände des alten Adam ihnen in Fleisch und Blut steckt. Wenn uns z. B. ein Kind schwer erkrankt, so zittert in uns jener alte Mensch, das Residuum eines Urahns, der nichts vom rechten Gott wußte und beständig in Furcht lebte. Aber der neue Adam in uns reckt sein Haupt über Sturm und Wellen und genießt Ruhe an der Brust des Gottes, der alles wohl macht, und er bringt endlich als Sieger auch Fleisch und Blut, jenen alten zappeligen und furchtsamen Menschen zur Ruhe.

Suchen wir das Glück dieser Gottesmenschen weiter auszumessen: Sie hangen von ganzem Herzen an Gott und wandeln dementsprechend in seinen Wegen. Damit aber verschließen sie all dem Unheil, das die Menschen auf andern Wegen finden, den Zugang: Gottes Wege liebend, jagen sie nicht mehr heißhungrig nach Genuß und Behagen; damit aber werden sie der verzehrenden, nie völlig zu stillenden Sehnsucht ledig; und auch die schlimmen Folgen des Genußlebens, die sich in breiten Strömen über die Erde ergießen, erreichen ihre Hütte nicht. Weiter: Ihrem Gott, der Liebe ist und Liebe

will, gehorsam, hassen sie nicht mehr, nicht den Nächsten und nicht den Feind; drum verzehrt sie nicht mehr das Feuer des Hasses und Grolls. Seit Gott ihr höchstes allgenugsames Gut geworden, beneiden sie niemand mehr; also nagt an ihnen nicht mehr der Wurm des Neids. Seit Gott ihr einziger Herr, dienen sie nicht mehr dem Mammon; darum plagt sie nicht mehr die Habsucht und nicht die Sorge und nicht der Kleinmut. Seit Gott ihre Sünden vergeben, ist auch die alte Qual unfruchtbarer Reue von ihnen gewichen. Kurz, sie entgehen auf Gottes Wegen schwersten Leiden, denen die andern bloßgestellt sind.*

Sie hangen mit ungeteilter Seele an Gott, stellen ihren Leib und ihre Gaben, ihre Zeit und ihr Geld in seinen Dienst und machen so ihr Leben zu einem ungeteilten Gottesdienst. Welch' ein Glück, eine ungeteilte Seele zu haben und nicht mehr zwiespältigen Motiven gehorchen zu müssen! Wie tritt doch das Alltagsleben, das, als profanes gelebt, so schwer war, in freundliche warme Beleuchtung, seit es als Gottesdienst ausgelebt wird! Wie wird doch alle Mühe jetzt leicht! Wir tragen ja jetzt die nämlichen Lasten und oft noch größere. Aber es ist ein Unterschied, ob ein harter Fronvogt uns zwingt, eine schwere Last über den Berg zu tragen, oder ob wir es thun, um einer Geliebten oder einer Mutter eine Freude zu machen. So hier. Wenn der

* Vgl. A. Bolliger „Die Botschaft vom Gottesreich“, Seite 85—98: „Das glückselige Erdenleben Jesu“.

Fronvogt Hunger, wenn des Lebens Not oder der Ehrgeiz uns zwingt, uns abzumühen, so ist das Leben ein Abmüden; ist's dagegen der Vater im Himmel, dem wir dienen dürfen, so wird die nämliche Last uns leicht. Die größte Befriedigung fließt hier aus dem Bewußtsein, daß uns kein unfruchtbarer Gottesdienst zugemutet wird, daß wir vielmehr in all unserem Dienst, ob wir nun den Kehrbesen führen oder die Feder, den Acker bauen oder das Evangelium verkünden, als Gottes Mitarbeiter mitwirken dürfen an der Mehrung seines Reichs; unser ganzes Leben bekommt damit eine völlig andere Gangart; alle Arbeit, die vordem verächtlich und widerwärtig schien, wird groß und schön, wenn wir sie verrichten im Bewußtsein, daß wir vom Herrn des Himmels und der Erde gewürdigt werden, als Maurer und Handlanger an seinem großen Tempel zu bauen. Und wenn wir jetzt ein vorgestecktes Ziel nicht erreichen, so werden wir nicht wie ehedem verzagt, grämlich, bitter. Es ist ja nicht mehr unsere, sondern Gottes Sache; also soll er Rat schaffen. Er wird's zu seiner Zeit schon hinausführen. Und so können wir ohne Traurigkeit gelassen warten, bis seine Stunde und damit das Gelingen kommt.

Wir sind noch nicht am Schluß: Der rechte Gottesdienst impliziert, daß wir, den Intentionen Gottes gehorsam, die Erde und all ihre Kräfte uns unterthan machen. Damit aber leiten wir einen Strom von Gütern ins Leben hinein; wir überwinden Schritt vor Schritt die Armut und verbannen so vielfältiges Leid. Zugleich werden wir dabei mit dem Hochgefühl des

Siegers erfüllt, daß uns vergönnt ist, so Großes zu erreichen, die Natur uns unterthan zu machen.

Unsere Mitarbeit an Gottes Reich impliziert weiter, daß wir in innige Gemeinschaft mit den Mitmenschen treten, damit wir so im Bunde die schweren Steine heben, die der einzelne nicht zu heben vermag; und so wird wieder viel Leid überwunden und viel positives Glück geschaffen. Unser Gottesdienst impliziert vor allem, daß wir in Gemeinschaft mit den Menschen treten, um sie aus dem Elend herauszuführen und aus Banden zu lösen; daß wir sie thatkräftig lieben auf jede Weise. Liebe aber ist begleitet von einem nie versiegenden Glücksgefühl: der Liebende kann nicht aufstehen ohne das freudige Bewußtsein, daß er heute als Sendbote Gottes Liebe üben darf; er kann sich nicht niederlegen ohne den Jubel, daß er heute in seinen Grenzen und Bereich den Vater der Liebe hat verherrlichen dürfen; und so fließt denn das von der Liebe unzertrennliche Glück als ein nimmer versiegendes Brünnlein durch seinen Lebenstag. Und die Freude quillt ihm nicht bloß aus der Liebe, die er giebt, sondern auch aus der andern, die er empfängt. Die kleinere oder größere Gemeinde von Liebenden, der er verbunden ist, umfängt, stützt, trägt, fördert ihn. Sie spendet ihm, was er zum Gedeihen seines Lebens bedarf, das Wort, wenn sein inneres Leben darbt, das Brot, wenn er im äußern Mangel leidet. Und so kann er sich täglich freuen und danken, daß Gottes Liebe durch die Gemeinde der Liebenden ihm nahe ist und ihm wohlthut.

Das Dargelegte zeigt im Leben dieser Nazarener einen Reichtum stetigen Glückes, wie es sonst niemand unter der Sonne aufweisen kann. Daß das Leid aus ihrem Leben verbannt sei, sage ich nicht. Schwerste Anfechtung kommt ihnen z. B. je und je daher, daß ihr neues Leben an den Leib und seine Schwächen gebunden ist; und so sehnen sie sich denn wohl nach Erlösung von ihrem Todesleib. Aber sie haben Gottes Güte so tief erfahren, daß sie in Hoffnung die volle Erlösung vorausnehmen und unterdessen ohne Murren auf die Stunde der vollen Befreiung warten können.

Sie erfahren auch viel anderes Leid; aber über all der erfahrenen Gottesliebe ist Freude und Dank ihr dominierendes Gefühl geworden, so daß sie Tag für Tag als Hallelujamenschen das kleine und das große Leid in Lob und Dank versenken können. Auf dem Felsengrunde der erfahrenen Gottesgüte stehend, leben sie der Zuversicht, daß ihnen Gott auch im Leid nur Gutes zuwendet, daß ihnen alles zum besten dienen muß. Es kann kein Leid der Erde auf die Dauer ihren Frieden stören; es wird ihnen alles und auch das Schwerste in ein Gutes verwandelt. Wenn die Pessimisten Fässern mit Essigstich gleichen, in denen alles, was hineingegossen wird, auch der süßeste Most und der edelste Wein sich in Essig verwandelt, so gleichen die Christen wunderbaren Gefäßen, in denen auch das Saure und Bittere süß wird.

Kurz, die Christen sind durch kein Leid mürbe zu machen; und wenn sie gar gewürdigt werden, um Gottes

willen als seine Zeugen recht Großes und Schweres zu leiden und so sein Reich zu mehren, so tragen sie diese Leiden als einen Ehrenkranz und leben der Gewißheit, daß alle Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an ihnen soll geoffenbart werden.

Die objektive Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Zuversicht ändert nichts an der Thatsache, daß sie das in der Zuversicht beschlossene Glück haben und genießen. Auch wenn's objektiv ein Irrtum wäre, so bleibt doch die grandiose Thatsache stehen, daß es solche Menschen giebt, denen alles Schwerste sich in ein Gutes verwandelt, — Menschen, die in einer Freistatt leben, in der sie kein Uebel tötlich verletzen kann.

So haben wir denn durch eine dreifache Erörterung hindurch das nächste Ziel erreicht: Wir haben erkannt, daß die Menschheit stetig und mit Notwendigkeit einem idealen Zustand des Intellekts und des Willens zugravitiert, und daß durch die Medien des besseren Intellekts und des guten Willens auch das Glück oder das Heil den Zugang in unser Leben findet. Einen idealen Zustand des Denkens, des Wollens und der Gemütsverfassung nennen wir mit uraltem Namen G o t t e s r e i c h. Diesen Reichsbegriff aber haben wir nicht aus der Tradition entlehnt; das kommende Reich ist uns rein empiristisch garantiert. Wir haben erkannt, daß Gott die Menschheit auf dem Weg der Entwicklung dem Gottesreiche zuführt. Dasselbe kann freilich nicht heut' oder morgen vollendet dastehen; es ist mitten unter uns und kommt jeden Tag mehr. Gottes Thaten

sind eben allzumal nicht Augenblicksthaten; auf Flügeln der Zeit schwebt sein allmächtiges Werde. Er bildet kein Weizenkorn und keine Traubenbeere im Nu, noch weniger das Gottesreich. Die Hauptsache ist, daß dasselbe wirklich wächst, und daran ist nicht zu zweifeln: Jene Menschen, die wir als das höchste Produkt der Entwicklungsgeschichte erkannt, die erkennenden, wollenden, seligen, sind nicht eine tote Masse, sondern ein lebendiger Sauerteig, der, ob auch noch so langsam, die Menschheit durchdringt und nach seiner Aehnlichkeit umbildet. Die Heilsgemeinde muß wachsen; denn weil alle Menschen sich nach Glück sehnen, können sie an jener Gemeinde, in der ein so großes Glück wirklich ist, auf die Dauer nicht achtlos vorbeigehen, sondern müssen sich anwerben lassen, um des nämlichen Glücks teilhaftig zu werden. Es ist also aus rein psychologischen Gründen gewiß, daß ein immer größerer Prozentsatz der Menschheit in den Genuß all der Güter, die wir in der Heilsgemeinde verwirklicht sehen, gelangen muß. Freilich bleibt ebenso aus psychologischen Gründen gewiß, daß das Wachstum der Heilsgemeinde ein langsames bleibt; denn es geht durchs Sterben; und lange sträuben sich die Menschen, den vollen Preis zu bezahlen und durch Sterben aus trüben Erdengästen fröhliche Gotteskinder zu werden. Aber, ob auch langsam und zaudernd, sie kommen doch vom Morgen und vom Abend, vom Mittag und von Mitternacht, um zu Tische zu sitzen im Reiche Gottes und zu genesen von aller Erdennot.

* * *

Wie steht's nun? Wenn Gott die Menschheit einem solchen Reich des Heils zuführt, so erwies er sich damit gewiß als zwecksetzende Vernunft und Liebe zugleich; und wenn wir an früherer Stelle die Frage nach der durchgehenden Zwecksetzung in der Welt zurückstellen mußten, so ist uns diese Frage jetzt gelöst, da wir den materialen Weltzweck in einem Reich des Heils erkannt und den ganzen Naturmechanismus und die Entwicklung als Mittel und Weg zur Realisierung jenes Liebeszwecks Gottes zu begreifen angefangen haben. Die Leiden können uns kein unüberwindliches Skandalon mehr sein. Denn wir sagen uns: Wenn Gott jenen Liebeszweck mit der Menschheit erreichen will, so muß er auch die sämtlichen Mittel wollen, also die Leiden, wenn sie dazu dienen. Daß die Leiden des Daseins für die Menschheit die Bedeutung haben, sie von der Phase großer Trägheit und Stumpfheit Schritt vor Schritt zu jener Phase der beschriebenen Gotteskindschaft hinan- und damit in ein Reich des Heils hineinzuführen, zeige ich jetzt, indem ich einige der vornehmsten Formen des irdischen Leids diskutiere:

Wollen wir mit Gott hadern, daß er uns die vielfältige Bedürftigkeit, voran den immer drängenden Hunger ins Leben mitgegeben? Ich denke, dieser Hunger sei der große Motor der Menschheit, der sie von Stufe zu Stufe weiter getrieben hat. Derselbe zwang die Menschheit, immer neue Wege der Nahrungszufuhr zu suchen und zu öffnen. Bei solchem Thun mußten leibliche und geistige Tüchtigkeit stetig wachsen. Was eine

Generation an leiblichem und geistigem Kapital erworben, vererbte sie der nächsten; diese erwarb sich ein neues Differential des Könnens, vererbte Kapital und Zinsen dem nächsten Geschlecht, und so ging es weiter durch die Jahrhunderte. So schritt die Menschheit ihren Kultursiegesgang zur Zähmung von Tieren und Veredlung von Pflanzen, zu Viehzucht, Ackerbau, Gartenbau und immer höheren Formen derselben. Weil zu unserem Glück über jede Befriedigung hinaus das Bedürfnis wuchs und sich verfeinerte, so rief es in hundert Richtungen einer immer ingeniöseren Entwickelung der Technik, es rief der Teilung der Arbeit u. s. w.

So darf denn heute ein Kulturvolk nur mit Dank und Anbetung auf den Weg der durch das Bedürfnis vermittelten göttlichen Liebeserziehung zurückblicken. Der einst wilde Boden ist kultiviert und trägt uns reichlich Früchte. Das einst unwirtliche Klima ist durch die Kultur des Bodens selbst freundlicher geworden. Und wenn das Klima noch Unbilden genug hat, was ficht es uns an? Wir haben uns gegen dieselben salvieren gelernt. Wir haben dank den Bemühungen vieler Geschlechter Häuser bauen gelernt, in denen wir uns sicher fühlen wie in Abrahams Schoß. Was ficht uns die Kälte an? Wir wissen treffliche Oefen und gute Kleider zu machen. Was thut uns die Nacht? Wir wissen sie taghell zu lichten. Was schiert uns des Raumes Kluft? Wir fliegen mit Windeseile nach allen Richtungen und können demnächst, ohne vom Schreibtisch aufzustehen, mit jedem Menschenbruder an jedem Punkt des Erdplaneten sprechen.

Aber sind nicht wenigstens die irregulären „natürlichen Uebel“ wie Hagelschlag, Ueberschwemmung, Frühlingsfrost, Fehljahr, Hungersnot u. dgl. schlechthin skandalös und ein Protest gegen die Liebe Gottes? Im Gegenteil; durch diese „Uebel“ führt Gott die Menschheit erst recht zu dem Ziel, das er ihr in seiner Liebe vorgesteckt. Und wie das? Diese irregulären Uebel nötigen mehr noch als schon die regulären den einzelnen Menschen aus seiner Isolierung herauszutreten; hier ist die Selbsthilfe des einzelnen unzulänglich. Da hat denn die Not, die Mutter aller Künste, uns genötigt, uns zu verbinden und durch soziale Thätigkeit jene Uebel zu überwinden. Gerade durch diese Uebel spricht der Herr der Welt sein Wort über die Erde hin: „Ich will nicht, daß der Mensch als isoliertes Wesen gleich den Raubtieren dahinlebe. Ich will, daß er sich als soziales Wesen vollende; ja ich will, daß die Menschheit zu Schutz und Trutz eine einzige große Gemeinde werde.“ Dies Stück der göttlichen Erziehung der Menschheit ist freilich noch weit vom Ziel. Aber erfreulich ist schon das, was da ist. Ein reiches Netz sozialer Beziehungen ist doch schon über die Erde ausgespannt. Der soziale Mechanismus vermittelt die Güter, die ein Volk im Ueberfluß produziert, dem andern, das daran Mangel hat. Von einer Hungersnot, dem Schrecken der Unkultur, können kultivierte Völker nicht mehr heimgesucht werden. Die Verwüstungen des Feuers, des Wassers, des Hagels u. dgl. haben durch gegenseitige Versicherung aufgehört, ein schweres Uebel der einzelnen zu sein. Es

sind nur Anfänge; aber was wir erreicht, ist eine Bürgschaft für das, was wir erreichen können. Am Horizont winkt uns ein Ideal sozialer Beziehungen der Menschheit, bei dessen allmählicher Verwirklichung all unser schwerstes Weh zum Orkus entweicht. Und die Menschheit klimmt, von der Not dieser Welt resp. von Gottes Liebeserziehung genötigt, stetig jenem Ziel entgegen.

Wird man zum Schluß dieser Betrachtung sagen, schöner wäre es doch gewesen und der Liebe Gottes mehr angemessen, wenn er uns von Anfang an in eine Welt hineingestellt hätte, wo es all der Mühe nicht bedurft hätte?

Wie kurzsichtig wäre das! In diesem Falle wäre uns gerade das Höchste verloren geblieben, nämlich die geistige und moralische Virtuosität, die wir in Arbeit und Kampf im Laufe der Geschlechter erlangt haben. Diese Virtuosität ist nicht ein unansehnlicher Nebeneffekt, der bei jenem Kampfe beiläufig erzielt wurde. Genau umgekehrt: Diese unsere psychische Verfassung ist der gottgewollte Haupteffekt, und Arbeit und Kampf sind die Mittel zur Erreichung desselben. Nicht das ist das Erfreulichste unserer Kultur, daß uns die Natur relativ unterthan worden und täglich mehr unterthan wird; das vielmehr ist das Erfreulichste, daß hiebei das Heroische im Menschen, Intellekt und Wille und seine soziale Natur zur Entfaltung gekommen sind. Wir selbst mit unserem Wissen, Wollen, Können und mit den ins Herz der Brüder verlängerten Radien unserer Seele d. i. mit unserem Lieben sind das relativ erfreuliche vorläufige

Endprodukt der Entwickelung. Die Menschheit ist der Herakles, der in unablässiger Ueberwindung widerstrebender Gewalten zum Heros, zum Gottessohn heranreift. Und die Freude, daß wir es so weit gebracht, soll uns kein Nörgler verderben. Denn der Siegesweg, den wir an Gottes Hand bisher durchschritten, bürgt, daß wir auch zum Ziele kommen werden.

Werden wir auch das Phänomen des modernen Pauperismus als ein Mittel, durch welches Gott die Menschheit höher führt, zu interpretieren vermögen? Wird hier nicht die Rede von der besten der Welten zum Hohn? Es ist ja wahr, daß da und dort Hunderte hungern und, weil sie nie sich ordentlich satt essen können, langsam verhungern. Es ist wahr, daß in den Städten Tausende bei eintöniger Arbeit und ungenügendem Lohn in luft- und sonnenarmen Wohnungen an Leib und Seele verkümmern. Es ist wahr, daß der arme Lazarus als Legion vor den Thüren der Reichen liegt. Aber die „Enterbten" haben deshalb noch kein Recht, ihr Angesicht anklagend gen Himmel zu heben und zu sagen, daß Gott ihrer vergessen habe. Er streut mit vollen Händen seine Güter über die Erde. „Aber ihr ergreift dieselben nicht. Hat denn er euch Luft und Sonnenschein entzogen, hat er euch in den Armenvierteln der Städte zusammengesperrt, hat er euch Spaten und Pflug weglegen und das Erstgeburtsrecht, den Boden zu bebauen und seiner Früchte zu genießen, um geringen Preis verkaufen heißen? Und wenn ihr jetzt nicht gedeiht, seid ihr denn mit Pfahlwurzeln auf dem bösen Boden fest-

gewachsen? Lernt von Storch und Schwalbe! Ihr nennt sie unvernünftige Tiere, und doch ziehen sie, wenn ihr Futter kärglich wird, jeweilen über Länder und Meere dorthin, wo sie ihre reichliche Nahrung finden. Seht doch, groß ist Gottes Erde, und seine Sonne und sein Regen fällt darauf; und der Acker wartet an so vielen Orten auf den Menschen, der ihm ein reichlich Brot abgewinnen und dabei des Lebens froh werden könnte." Darauf werden die Armen zunächst antworten: „Dein Rat hilft uns nicht; denn wir sind viel hilfloser und ärmer als Storch und Schwalbe. Wir haben nicht Flügel, die uns in das bessere Land tragen; wir haben keine Mittel, unsern Wohnort zu wechseln. Dazu sind wir durch die Arbeitsteilung, durch jahrelange Ausübung einer einzigen Fertigkeit unfähig geworden, eine andere Arbeit zu ergreifen und mit Erfolg zu betreiben. Vollends fehlen uns die Mittel, uns ein paar Morgen eigener Erde zu erobern. Und so sind und bleiben wir an unsere Galeere gebunden und müssen als Knechte der wirtschaftlich Starken bei dem kärglichen Existenzminimum, das sie uns zumessen, unsere freudlosen Tage vollenden." „Müßt ihr das wirklich? Ihr seid nur darum so unvermögend, weil ihr nicht in den von Gott gewiesenen Wegen gewandelt seid. Ihr seid nur darum schwach, weil ihr wider sein Gebot isolierte Menschen geblieben seid. Seit Jahrtausenden läßt er euch predigen, daß ihr einander lieben und eine Gemeinde von Brüdern werden sollt. Als isolierte Menschen werdet ihr vielfach ausgebeutet; als Verbündete würdet ihr der

Macht des Mammons die Spitze bieten und alles ertrotzen können, was ihr bedürft."

Das haben denn die wirtschaftlich Schwachen auch längst zu begreifen angefangen, daß sie arm und hilflos nur so lange sind, als sie isoliert bleiben; darum haben sie sich zu Gewerkschaften, Vereinen, Bünden zusammengeschlossen; so haben sie schon Großes erkämpft und blicken mit noch größeren Hoffnungen in die Zukunft. Freilich leisten diese Vereinigungen der wirtschaftlich Schwachen zur Zeit bei weitem noch nicht, was sie leisten sollten, weil dieselben noch nicht sind, was sie sein sollten. Wo der Hunger, der Groll und der Haß die überwiegenden konstitutiven Kräfte dieser Bünde sind, kommt kein kräftiges Gebilde zustande; es sind in diesem Fall die hemmenden und schädigenden Kräfte innerhalb dieser Vereine zu groß. Erst wenn aus diesen Bünden Bruderbünde werden, deren Glieder durch Liebe vereint und zu allem Thun entflammt werden, vermögen sie das Größte zu leisten. Aus welchem Material aber soll ein solcher Bruderbund geschaffen werden? Gewiß aus einem solchen, das dazu taugt. Menschen mit ungebändigten Leidenschaften taugen dazu nicht. Communio sanctorum ist die Parole; nur eine solche ist möglich und nur sie kann das Ziel erreichen. Wenn wir also allen Armen und Mühseligen sagen: Ihr müßt, um eurer Last ledig zu werden, euch zu einem Bund zusammenschließen, so sagen wir ihnen zugleich, daß sie jene Höhe ethischer Kultur erstreben müssen, die sie zu einem Bruderbund tauglich macht; und dieser Bund

braucht nicht erst gegründet zu werden; er ist in der communio sanctorum oder der echten christlichen Kirche schon mitten unter uns, sei's auch als ein immer noch sehr kleines Gewächs. Wie nun dieser Bruderbund, sich intensiv und extensiv entwickelnd, den Pauperismus in all seinen Gestalten überwinden kann und wird, darüber habe ich schon meine bestimmten konkreten Vorstellungen, und ich denke, daß diese meine Vorstellungen mit den Gesetzen der Wirklichkeit und zumal der Psychologie mehr rechnen als z. B. die Utopien der Sozialdemokratie und die kommunistische Christengemeinde im 4. Kapitel der Apostelgeschichte. Aber es ist nicht angezeigt, hier im Vorbeigehen diese Angelegenheit aufzurollen, respektive meine konkrete Meinung darzulegen. Ich muß es hier bei dem allgemeinen Satz, daß der wohlorganisierte Bruderbund oder die rechte Kirche den Pauperismus überwindet, bewenden lassen.

Was wir hier brauchten, ist erreicht: auch der Pauperismus zeigt sich als ein Medium, durch das die Menschheit höher, einem Ideal der Verbrüderung näher geführt wird. Derselbe erweist sich also als ein zweckvolles Mittel zur Realisierung von Gütern.

Wir werfen unseren Blick auf ein neues Blatt menschlicher Leiden, die Krankheiten. Werden auch diese dahin ausgelegt werden können, daß sie Gott braucht, die Menschheit aufwärts dem höchsten Gut entgegen zu führen? Ich denke, ja.

Wir wissen, daß die schlimmsten dieser Krankheiten

durch kleine Lebewesen erzeugt werden. Ist nun die Menschheit im Kampfe mit Feuer und Wasser, mit Raubtieren und Giftschlangen stark und groß geworden, so ist uns sofort klar, daß der noch schwierigere Kampf mit jenen Mikroorganismen die Menschheit abermals höher hinan führen muß. Es wächst die Menschheit mit der Größe der ihr zufallenden Aufgaben.

Daß durch die Krankheiten eine fortwährende Selektion, eine Erwählung der Bessern und eine Verwerfung der Untüchtigeren und damit ein Fortschritt der Menschheit erzielt wird, ist handgreiflich.

Fassen wir die Krankheit ins Auge, die wegen ihres zugleich überaus schmerzvollen und langsamen Verlaufs als die gräßlichste aller Plagen gelten kann, den Aussatz! Als vor ein paar Jahren ein Basler Arzt seine Habilitationsvorlesung über den Aussatz hielt und dabei in Bildern die grauenvollen Verwüstungen, die derselbe im Menschenleib anrichtet, demonstrierte, raunte mir ein Kollege höhnisch ins Ohr: „Recht niedliche Dokumente für die Erfahrungstheologie zum Beweis der Liebe Gottes!“ Mir scheint der Fall nicht so verzweifelt. Seht zu! Wir erquicken uns alle an dem Worte Jesu „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Es ist einer der am hellsten strahlenden Krondiamanten der Menschheit. Aber welche Erziehung der Menschheit war nötig, bevor ihr solch' ein Wort gegeben werden konnte! Sie mußte erst aus dem natürlichen Schmutz und der natürlichen Trägheit heraus. Dazu bedurfte es kräftiger Antriebe; der Aus-

satz war einer der kräftigsten. Vor denen, die Herzensreinheit predigten, mußten wohl andere sprechen: Wascht eure Leiber, haltet eure Speisen, eure Kleider, eure Häuser rein und schafft alles, was unrein und ansteckend ist, hinaus aus dem Lager! Und sie mußten diese Vorschriften dem Volk als heilige Gottesgebote einprägen. Und wenn nun die Glieder jenes Kulturvolks, das wirklich auf der Höhe der Menschheit wandelt, ich meine die Glieder des echten Christenvolks, tadellos und lauter als makellose Gotteskinder ihren Lebenstag vollenden, so werden sie die Erziehungsmittel, durch die Gott diese Möglichkeit geschaffen, nicht lieblos nennen.

Und gleich dem Aussatz sind auch die andern Seuchen göttliche Erziehungs- und Selektionsmittel, also Förderungen der Menschheit; durch jede derselben spricht Gott ein gewaltiges Wort zu ihrem Heil. Spricht er durch die eine „Ich will ein reines Volk haben," so spricht er durch die andere „Ich will ein nüchternes Volk haben und will nicht, daß ihr durch Gifte den Leib und die Seele verwüstet." Und abermals „Ich will keine lüsternen Menschen; wer nach unreifen Früchten greift und die Kraft der Jugend vergeudet, den werfe ich weg." Und wiederum „Ich will kein stumpfes, dummes, träges Volk. Wer auf den Weg des Lebens nicht merken will, geht unter." „Ich will auch keine Sorgenmenschen; wenn ihr, vom Sorgen- und Mammonsgeist und der Streberei gehetzt, eure Arbeitskraft erschöpft und den heiligen Schlaf euch versagt und dabei nicht ordentlich eßt und trinkt, so sende ich euch als Zu-

kost die Tuberkeln und die Nervenschwäche, damit ihr wie alle, die meinen Weg verlassen, aus dem Land der Lebendigen ausgeschieden werdet." Kurz, Gott verwirft unerbittlich alle die, welche nicht auf seinem Lebensweg wandeln; und die Krankheiten sind's, durch die er seine Selektion vollzieht. Daß diese permanente Ausscheidung der Thörichten und Minderwertigen der Menschheit förderlich ist, also sich als göttliche Liebeserweisung darstellt, wird man nicht verkennen.

Gleiches wie von den Leibeskrankheiten, die wir bis jetzt im Auge hatten, gilt auch von den Geisteskrankheiten. Es ist keine Frage, daß in den Geisteskrankheiten im allgemeinen ein Abweichen vom Wege des Lebens offenbar wird; in den meisten Fällen liegt's auf der Hand, daß die Kranken selbst oder ihre Eltern gesündigt haben. Ob nun die Schuld eine persönliche oder eine solche der Eltern und Großeltern ist, so wird durch die Geisteskrankheiten jedenfalls eine Ausscheidung der Minderwertigen vollzogen, was also der Menschheit und ihrem Fortschritt zu gute kommen muß.

Ist damit das Phänomen der Krankheiten erledigt? Wenn das Heer der Elenden und Mühseligen, der halb- und ganz gebrochenen Todeskandidaten an uns vorbeizieht, findet dann unsere Seele im Gedanken der heilsamen Ausscheidung der Thörichten und Minderwertigen vollen Frieden? Wenn wir den Gewalthaufen der Schwindsüchtigen, dann denjenigen der Trinker mit all ihren Gebrechen, sodann die Opfer der sexuellen Verirrungen, weiter die Neurastheniker und nach ihnen die

Idioten, die Epileptischen, die Irrsinnigen und noch manch' einen Haufen unter der Fahne des thörichten und verlorenen Lebens vorbeimarschieren sehen, kann uns dieser grauenvolle Totenmarsch durch den Gedanken der Selektion in hinlänglich erfreuliche Beleuchtung treten?

Ich meine, es macht sich alsbald über den durchaus berechtigten Selektionsgedanken hinweg noch etwas anderes in uns geltend. Es pocht und fragt: Mußte es denn also sein? War denn all diese Verwüstung unvermeidlich? Brauchten denn zehn oder noch mehr Prozent des Volks in den Jahren der Kraft an der Schwindsucht zu Grunde zu gehen? War niemand da, diesen Armen zu genügendem Brot, zu Luft und Licht zu verhelfen, niemand, sie vor aufreibender Arbeit und Sorge, vor thörichter Lebensweise und allerlei Kraftvergeudung zu bewahren und so dem Todesbazillus die Verwüstung in ihrem Leibe zu verwehren? — Und wie steht's mit dem komplizierten Leid der Alkoholiker? Waren all diese Unglücklichen mit dem kranken Magen und der kranken Leber, mit krankem Herzen und kranken Nerven, mit dem immer brennenden Durst und der schlaffen Seele, waren all diese zerrütteten und verarmten Familien und all diese minderwertigen Kinder der Trinker, war dieser ganze grausige Sumpf, durch den die Menschheit zur Zeit watet, unvermeidlich? War's unumgänglich, daß die „Kulturwelt" mit diesem ungeheuren Strom des gefährlichen Stoffs, der den Großen und Starken bis an die Knie, den Kleinen und Schwachen bis an den Hals geht, überschwemmt wurde? Mußte das Ge-

tränk an jeder Straßenecke angeboten und durch hundert Kanäle in die Häuser geführt werden? Gab's denn keine Gesellschaft, kein Milieu der starken aufrechten Brüder, die Schwachen zu umfangen und vor der Knechtschaft des Trinkens und der Trinksitten zu bewahren? — Und der Anblick derer, die in der Jugend Leib und Seele befleckt und geschwächt, die, seit sie im Geheimen sündigten, immer etwas zu verbergen haben, die hinter dem sonst erreichbaren Maß von Manneskraft und Mannesmut und Mannesfreiheit weit zurückgeblieben sind, drängt uns die Frage auf: Mußte es denn also sein, daß die solitäre Wollust so viel Opfer an Menschenkraft und Menschenglück fordern durfte? War es unvermeidlich, die liebe Jugend in den Jahren, da jede Ader nach Vergnügen lechzt, so allein die gefahrvolle Straße ziehen zu lassen? Hatte niemand den Mut, die Knaben und Mädchen über die sexuellen Dinge völlig aufzuklären und ihnen hernach mit beständig wachsamer Seelsorge und nimmermüder Liebe über die bösen Jahre hinüberzuhelfen? — Und der Anblick jenes betrübten Heeres der Neurastheniker oder Erschöpften weckt auch unser Gewissen: War's unvermeidlich, daß so viele in des Lebens Kampf und Not, in Unwissenheit und Sünde ihres Lebens Kapital vor der Zeit verbrauchten? Mußten so viele schon als schwache Menschen zur Welt kommen? Wo blieb die Gesellschaft, die mit heller Einsicht und kräftiger Liebe sich der Brüder angenommen, die belehrt und gewarnt und die Quellen der frühzeitigen Erschöpfung verstopft hätte? — Und ähnliche Fragen wieder-

holen sich gegenüber Epileptischen, Idioten, Irrsinnigen? Sofern in diesen wie in andern Gebresten weniger Schuld der Betroffenen als ihrer Erzeuger vorliegt, lautet die Frage: Gab es denn keine sittliche Macht, die Eheschließung und Eheführung heilsam beeinflussen und so die Erzeugung so vieler minderwertigen Kinder hätte verhüten können?

Genug des Fragens. Es ist in alledem eine ungeheure Schuld der Gesellschaft offenbar. Ich will die Sünden der einzelnen nicht verkleinern; aber daß die einzelnen mehr in einem korrumpierenden als in einem bewahrenden, hebenden und fördernden Milieu aufwachsen müssen, konstituiert die Schuld der Gesellschaft.

Doch seien wir gegen diese Gesellschaft auch nicht ungerecht! Die soziale Entwickelung ist unter uns so weit, daß wir all jene Schädigungen als gemeinsame Schuld zu empfinden anfangen; es fühlt denn auch die Gesellschaft sich verpflichtet, sich all jenes Elends anzunehmen. Sie wird dabei nicht nur von der Barmherzigkeit, sie wird wirklich auch vom Schuldgefühl angetrieben. So entstehen denn Spitäler und Trinkerasyle, Heilstätten für Phthisiker und Epileptische und Schwachsinnige und Geisteskranke; alle diese Anstalten mehren sich rasch, und die Gaben der Barmherzigen fließen denselben immer reichlicher zu.

Wenn man nur auch eine ungeteilte Freude daran haben könnte! Das ist leider nicht möglich. Die Menschheit ist leider im ganzen noch so unverständig, daß es leichter ist, ihr tausend Franken aus den Taschen

zu locken, um entstandenes Uebel zu heilen, als fünfzig Franken, um der Entstehung des Uebels vorzubeugen. Der Mensch kauft als Epimetheus um schweres Geld Pflaster für Geschwüre, die er als Prometheus mit dem zehnten Teil des Aufwandes und etwas Verstand und Liebe hätte verhüten können.

Was thut uns not? Es thut uns not eine Gemeinde von einsichtigen, liebenden Menschen, die entschlossen sind, die Quellen all des Unheils zu schließen, nicht erst die überschwemmten Felder trocken zu legen. Wir brauchen einen Bund von Menschen, die willig sind, das Uebel an der Wurzel anzufassen. Ist damit nicht zu viel verlangt? Ich denke: Das Wort „unmöglich" gehört nicht ins Wörterbuch Gottes und darum nicht ins Wörterbuch derer, die ihm vertrauen und seine Befehle ausrichten. Diese Gemeinde wird mobil machen gegen das große Uebel; und ist der Volkskörper vom Scheitel bis zur Fußsohle krank, so ist das für sie kein Grund zum Verzagen, sondern nur, desto mehr Liebe und Weisheit dran zu setzen.

Sie wird die Heilung der Tuberkulose unternehmen, nicht mit Koch'scher Lymphe oder einem ähnlichen Präparat. Sie weiß: das Brot und das Wort sind das rechte Medikament. Etwas Rechtes in den Magen, etwas Rechtes in Kopf und Herz; das ist das rechte Heilmittel der Schwindsucht. Drum wird denn jene Gemeinde ihre Energie dran setzen, daß mehr und mehr jedem Menschenbruder bei seiner Arbeit das Brot im weitesten Sinne d. h. genügende Nahrung und ordent-

liche Wohnung, Luft und Sonnenschein, Schlaf und Erholung zukommen; sie wird sodann als eine priesterliche Gemeinde, welche die seelsorgerlichen Pflichten nicht dem Pfarrer überbunden hat, jeden Menschenbruder nach Möglichkeit in innigen Kontakt setzen mit dem Wort der Weisheit, damit er durch dies Wort vor Sünde und Thorheit und Kraftvergeudung bewahrt bleibe. Damit ist ein siegreicher Krieg gegen den Tuberkelbazillus eröffnet.

Diese Gemeinde, erfüllt von den höchsten Idealen, begeistert ohne Weingeist, wird auch allein geschickt sein, den Alkoholismus zu besiegen. Sie wird sich vor allem erbarmen der Jünglinge, die kein wohnlich Heim und kein Vaterhaus haben und vor allem aus diesem Grunde ihre Zuflucht im Wirtshaus suchen; sie wird ihnen so oder so eine Zuflucht öffnen, wo es ihnen wohl und warm werden kann ohne Alkohol*; und sie wird ver-

* Mit gemischten Gefühlen sehe ich da und dort monumentale Kirchen aus der Erde wachsen: mit fröhlichen, weil jedes Haus, in welchem das Wort des Lebens verkündigt werden kann, ein Gewinnst ist, und weil mein Auge am Schönen und Monumentalen sich erquickt; aber mit bedrückten, weil ich mir sage, daß unser Volk durch monumentale Schönheit nicht gesund wird, und daß aus dem Geld, das solch eine Kirche erfordert, mit weit mehr Nutzen drei Vereinshäuser hätten können gebaut werden. Ist's nicht ein Jammer, daß unsere philanthropischen Bestrebungen von den Wirten abhängig geworden sind? Ist's nicht ärgerlich, daß viele unserer religiösen und pädagogischen Vorträge, in denen wir die Zuhörer für höchste Bestrebungen gewinnen wollen, bei Bier und Tabak gehalten

suchen, die Jugend trunken zu machen ohne Wein, indem sie neue Ideale in Kopf und Herz entzündet und dadurch das Leben erst lebenswert macht. Und zwar winkt solche Arbeit nicht nur solchen, denen Erziehung zur Totalabstinenz als der einzige Weg des Heils gilt; für diejenigen, denen aus physiologischen, psychologischen und historischen Gründen immer noch als wahrscheinlich gilt, daß trotz den ad interim rascheren Erfolgen der Totalabstinenz die große und bleibende Arbeit nach wie vor der langsamern und zur Zeit vielverhöhnten Schwester Temperenz zufällt, wird die Aufgabe, die Jugend zur Nüchternheit in der Freiheit zu erziehen, erst recht groß.

Die Gemeinde der Liebenden wird sich mit Weisheit, Mut und, soweit möglich, allgegenwärtiger Liebe

---

werden? Ist's nicht tragikomisch — immerhin mehr tragisch als komisch — daß man nachgerade auch beim Alkohol darüber tagt, wie wir uns des Alkohols erwehren sollen? Wenn uns etwas notthut, so sind's Vereinshäuser mit einem großen Saal und einem halben oder ganzen Dutzend Annexen d. h. kleinen und mittelgroßen Sälen für Jünglings- und Jungfrauenvereine, für Männer- und Frauenvereine, für ethische, pädagogische, philanthropische Bemühungen aller Art, die jetzt, wie kirchlich sie auch sein mögen, in keiner Kirche eine Stätte finden und darum im Wirtshaus Unterkunft suchen. Luxuriöse Kirchen mit Türmen und Glocken und e i n e m mächtigen Raum, der zur Verkündigung des Worts sehr mäßig und zu allem übrigen fast gar nicht taugt, sind wahrlich heute das dringendste Bedürfnis nicht. Der Kirchenbau ist noch zum Teil von Motiven geleitet, die nicht mehr in aktuellen Lebensinteressen wurzeln; und darüber kommt die Pflege der wirklich aktuellen Interessen zu kurz. Indessen siegt auch hier langsam aber sicher das Bessere.

der Jugend annehmen, um sie vor sexuellen Verirrungen zu behüten. Wie das im einzelnen zu machen, kann ich jetzt nicht ausführen. Gewiß ist dies, daß die Liebe, die alles glaubt und hofft, auch hier kein „Unmöglich“ kennt; sie sucht und findet ihr Ziel. Nur eine konkrete Bemerkung: Wenn wir die katholische Ohrenbeichte für ein Uebel halten, so ist unser protestantisches Nichts deshalb noch nicht etwas Gutes. Ein großer Teil aller Thorheiten der Jugend könnte vermieden werden, wenn es zu unsern festen Ordnungen gehörte, daß jeder junge Mensch — und wir bleiben ziemlich lange jung — einen väterlichen Berater und Beichtiger nach eigener Wahl hätte, haben müßte.

Einer ähnlichen sozialen Liebesthätigkeit muß die Neurasthenie, müssen die Geisteskrankheiten u. s. w. rufen. Vor allem wird die Thatsache, daß ein großer Teil dieser Uebel auf Erbschaft beruht, das Solidaritätsbewußtsein immer kräftiger wecken und zunächst der bahnbrechenden Thätigkeit der mehrgenannten kleinen Gemeinde rufen, der dann mehr und mehr die Thätigkeit einer großen Zahl folgen wird. In der Gemeinde der Liebenden zunächst wird jeder es als seine heilige Pflicht empfinden, im Interesse der zukünftigen Kinder den Leib und die Seele rein zu bewahren; er wird mit heißer Liebe die noch nicht Geborenen umspannen und sich hüten, durch Schädigung seines Leibes und seiner Seele ihnen ein Leid zuzufügen. Erfüllt von dieser Liebe für die kommenden Geschlechter wird die kleine Gemeinde als ein Sauerteig alles Volk zu durchdringen,

sie wird vor allem einen heilsamen Einfluß auf Eheschließung und Eheführung auszuüben suchen und es den Menschen auf jede Weise einprägen und einbrennen, daß die Ehe wirklich ein Sakrament höchster Ordnung ist. Man giebt sich so große Mühe, aus allen Gezeugten durch Erziehung etwas Rechtes zu machen; aber wichtiger als die Erziehung ist die Erzeugung. Da wird denn gewiß die Gesellschaft, die in unsern Kulturländern die Erziehung und Schulung aller Kinder zu einer ihrer Hauptangelegenheiten gemacht hat, mit der Zeit auch die Erzeugung viel ernstlicher in heilsamer Weise zu beeinflussen suchen.

So schreit denn all unsere Krankheitsnot nach dem großen Heilmittel, d. i. nach einer Gemeinde der Guten, die als lebendiger Sauerteig nach und nach den Volkskörper durchdringt, heiligt und der Genesung entgegenführt. Und ist diese Gemeinde ein Bedürfnis, so wird sie auch kommen; denn das Bedürfnis, die Not, ist immer die Mutter aller guten Dinge. Wichtiger ist, daß die Gemeinde dieser liebenden Menschen schon da ist, sei's auch in Unkraft und kleiner Zahl. Die Größe der Krankheitskalamität wird ihr Wachstum fördern. So werden also die Krankheiten zu einem Mittel, durch das wenn nicht der einzelne Mensch, der uns hier noch nicht beschäftigt, so doch die M e n s c h h e i t eine Stufe höher, einem Ideal sozialen Fühlens und Handelns nähergeführt wird.

Die Krankheiten stellen sich also unter beiden Gesichtspunkten, unter dem der Selektion wie dem des

sozialen Fortschritts als etwas der Menschheit Ersprießliches dar.

Besprechen wir rasch noch einige der Uebel:

Ist nicht das Wegsterben trefflicher und den ihrigen unentbehrlicher Menschen schlechthin skandalös? Ein schweizerischer Dichter hat mich, um mich von meinem Optimismus zu heilen, u. a. ans Sterbebett einer Mutter gerufen, die infolge einer Schwergeburt von drei unerzogenen Kindern und dem eben geborenen Säugling wegstirbt. „Das Unsinnigste," schreibt er, „ist doch gewiß dies: einem Kinde in dem Augenblick, in dem es ins Leben gesetzt wird, dasjenige holde, einzige Wesen wegnehmen, das des Kindes bester, liebendster Hüter, Beschützer, Freund gewesen wäre, — die Mutter." Das ist nun freilich die Mutter, wie sie im Buch steht; aber in den Büchern stehen hie und da kleine Ungenauigkeiten. Man hat Beispiele, daß das „einzige Wesen" am Leben blieb; aber eine Amme säugte das Kind, ein Kindsmädchen reinigte und pflegte es, eine Köchin kochte ihm, eine Schneiderin oder zwei kleideten es, eine Gouvernante erzog es, so daß es mich je und je wundert, warum solche Mütter nicht auch noch das Gebären der Kinder den dienstbaren Geistern überlassen. Die rechte Mutter ist nun freilich der Inbegriff alles Lieben und Guten, was einem Kinde zu teil werden mag. Aber „das einzige Wesen" ist doch auch sie nicht. Gewiß, wenn jungen Mäuschen oder Kätzchen die Mutter stirbt, gehen sie zu Grunde; aber wir Menschen sind nun eben durch Gottes Güte über

die Lage der Tierheit hinausgelangt und sollen noch viel weiter gelangen. Die Mutter ist nicht mehr das einzige Wesen, an dem alles hängt; und der Geschlechtsverband (die Familie) ist nicht mehr die höchste Form menschlicher Gemeinschaft; es giebt eine höhere und leistungsfähigere, die christliche Gemeinde; diese ist so beschaffen und soll es immer mehr werden, daß das Wegsterben einer Mutter, ja sogar eines Vaters und Ernährers ausgeglichen wird. Die christliche Gemeinde überragt nicht nach meinen Einfällen, sondern nach Wort und Geist des Neuen Testaments die Familie an Bedeutung weit; und soweit diese Gemeinde wirklich geworden, dürfen sich auch Mütter und Väter aufs Sterbebett legen, ohne zu sorgen. Daß diese Gemeinde zur Zeit nicht nach Millionen zählt und ein schwächlich dürftig Dasein führt, weiß ich wohl; aber daß sie kommt in Kraft, und daß ihr die Zukunft gehört, weiß ich auch. Und auch jetzt schon zeigt sie sich in gewissen Grenzen wahrhaft lebendig und kräftig. Ich stand vor kurzem am Sterbebett eines Vaters, der ohne Sorge von seiner großen Kinderschar wegstarb, voll der Gewißheit, daß es einen himmlischen Vater giebt, der durch sein Organ, die christliche Gemeinde, für Witwen und Waisen sorgt; und er hat sich nicht getäuscht. Und was in diesem und andern Fällen wirklich ist, das muß Wirklichkeit, wohlorganisierte Wirklichkeit werden über die ganze Erde hin. Wir sehen, daß es kommt. Das angeblich so schlechthin unsinnige Geschehen ist also doch nicht so ganz unsinnig; denn es treibt die Menschheit

auf eine höhere Stufe sozialer Organisation, erweist sich also insoweit als etwas Gutes.

Ein anderes: Ist es nicht anstößig und läßt uns die Liebe Gottes vermissen, daß so viel tausend Jungfrauen, die er mit liebebedürftigem Herzen und allen Gaben der Ehefrau und Mutter ausgestattet, dennoch ehelos, ungeliebt und kinderlos durchs Leben gehen müssen? Die Frage ist groß und kompliziert, und sofern das persönliche Schicksal der einzelnen in Frage kommt, rühre ich es hier nicht an. Ich diskutiere die Frage hier wieder aus dem Gesichtspunkt der Menschheit und frage: Ist es denn unvermeidlich, daß Jungfrauen, die niemand oder doch nicht der Rechte zur Ehe begehrte, ihr Herz und ihre Liebe an Kanarienvögel, Kaffeekannen und Katzen hängen? Oder ist es unumgänglich, daß sie für ihr Cölibat an den Mitmenschen Rache nehmen, indem sie, weil sie ihre Stellung im Privatleben nicht gefunden, sich auf störende und schädliche Weise mit irgend einer öffentlichen Angelegenheit befassen? Nein doch! Es ist auch das andere möglich, daß ihre Liebe, die sie keinem einzelnen schenken durften, sich jetzt erst in aller Kraft und Schönheit entfaltet, — daß sie als gute Geister mit allgegenwärtiger Güte in den Häusern ihrer Verwandten wirken, daß sie als Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen sich in einem reichen gesegneten Wirkungskreis ausleben, daß sie sich in seelsorgerlicher Weisheit und Liebe vieler annehmen, Irrende zurechtführen, Tote zum Leben erwecken. So werden die Unfruchtbaren Mütter vieler Kinder. Es hat also auch

diese Jungfrauschaft zur Folge, daß vielen das Herz recht groß wird, und daß ein sozialer Typus höherer Ordnung in der Menschheit entsteht, resp. sich mehrt. — Es ist doch wohl auch nicht zufällig, daß ein sehr großer Prozentsatz der Männer, die in der Welt eine große Mission hatten, ledig geblieben sind, von Jesus und Paulus bis auf Newton, Leibnitz und andere Kulturträger, und ebensowenig zufällig, daß andere, „die es auch einmal so gut haben wollten" wie die Verheirateten und darum im vierten oder fünften Jahrzehnt ihres Lebens noch in die Ehe traten, doch das Größte ihres Lebenswerks vor der Zeit ihrer Verheiratung vollbrachten, so Luther, Zwingli, Lessing.

Auch Kinderlosigkeit braucht die Herzen der Betroffenen nicht klein und eng zu machen; es ist möglich, daß sie ihre Herzen recht groß werden lassen und, vom Familienegoismus ungehemmt, Vielen Väter und Mütter werden; und so entsteht der Menschheit wieder ein Gewinn.

Genug des Exemplifizierens. Man wird mir das „Uebel" nicht nennen, durch das die Menschheit nicht gefördert würde; es muß ihr alles zum besten dienen. Sofern wir nicht den einzelnen Menschen sondern die Menschheit ins Auge fassen, bleiben die sämtlichen „Uebel" auf dem Fundament „Gott ist die Liebe" recht wohl verständlich.

2. Die Leiden und der einzelne Mensch. Noch bleibt ein großer Teil des Anstoßes. Wohl wahr, so wird man jetzt sagen, daß durch jenen Kampf mit

den Uebeln die Menschheit ihrem hohen Ziel entgegengeführt wird; wohl wahr, daß die unerbittliche Selektion das Menschengeschlecht stetig fördert. Aber die Individuen würden dabei verbraucht als Mittel, seien Träger der Schmerzen, ohne das erfreuliche Ziel zu erreichen. Es bleibe ein schlechter Trost, daß die Menschheit zur Höhe hinanklimme, wenn der einzelne in den Leiden ersticke und die Gottesliebe in seinem Leben vermissen müsse.

Dagegen sage ich: Ihr verkennt doch wohl die Thatsachen, wenn ihr annehmt, daß der einzelne als bloßes Mittel verbraucht werde. Zugegeben, daß oft genug der Liebeszweck im Einzelleben nicht völlig realisiert erscheint (dies Faktum wird uns hernach unter 3 mehr beschäftigen), so wird damit der einzelne noch nicht zum bloßen Mittel. Erreicht Gott mit dem einzelnen den Liebeszweck nicht völlig, so treibt er ihn doch demselben näher.

Erwäget: Gott fördert, wie wir zuvor festgestellt, durch all die sogenannten Uebel die Menschheit. Nun ist doch die Menschheit der Inbegriff der einzelnen, hat nur in den einzelnen Wirklichkeit. Wie könnten ihm dann die einzelnen gleichgiltig sein? Führt er die Menschheit durch die Leiden zu dem hohen Ziele hinan, das er in seiner Liebe sich vorgesetzt, so kann er das doch immer nur thun, indem er die einzelnen von Stufe zu Stufe führt; nur weil seine Mittel den einzelnen fördern, können dieselben die Menschheit fördern. Gott erreicht seinen Zweck mit der Menschheit in kleinen

Differentialen, indem er die einzelnen läutert und durch Freundlichkeit und Strenge zu erkennenden, redlich wollenden und wahrhaft sozialen Menschen heranbildet.

Und dieser etappenmäßigen Erziehung muß alles dienen. Gottes ganze Thätigkeit ist eine einzige große Heilsgeschichte wie für die Menschheit als ganze so für die einzelnen oder, besser gesagt, für die einzelnen und nur darum für die Menschheit. Hunger und Pestilenz sind ein integrierender Teil dieser universalen Heilsgeschichte nicht minder als die Sendung Jesu und das Evangelium. Gottes weise Liebe wirkt sich den jeweiligen Umständen angemessen aus. Die Sendung Mosis ist Offenbarung vollkommener Gottesliebe mit Rücksicht auf den bestimmten Zweck, den Gott damit erreichen wollte; aber Sonnenschein und Regen samt dem Weizenkorn sind zur Beseitigung unseres Hungers und zur Erhaltung von Leben und Wohlsein eine weit tauglichere Gottesgabe als Moses und Propheten.

Aber vergreift sich Gott nicht doch gelegentlich in den Mitteln? Ist er nicht oft zu hart in der Züchtigung der Sünder? So meinen viele. Ich frage sie: Meint ihr, daß er die Sünder mit lauter Zuckerbrot und Evangelium zurechtbringen könne? Glaubt ihr, er hätte den verlorenen Sohn in der Equipage beim Bacchanal seines thörichten Lebens abholen sollen? Nein doch, der rechte Weg führte den Sünder zu den Schweinen, zum Darben und Hungern, zu Traurigkeit und Buße. — Andere muß Gott durch Krankheiten zurechtbringen. Das Evangelium hilft nicht, die Rute muß es thun.

Was ist das Evangelium einem Trinker und Roué? Aber Wassersucht und Herzleiden, lues und tabes, das ist ihm etwas. Das bringt ihn, wenn je etwas, zur Besinnung. Was ist die Freundlichkeit Gottes einem trägen Taugenichts? Aber Hunger und Blöße können ihn zur Umkehr bringen. Und wenn ein Mensch lange in ungetrübtem Sonnenschein durch blumige Auen wandern durfte, wenn in der Behaglichkeit eines allzu mühelosen Daseins sein Wille zu erweichen droht, dann kann ihm Gott keine bessere Gnadengabe senden als ein ordentliches Maß von Mühe und Leiden. Die Eiche gedeiht nicht im Glashaus, und der Mensch nicht in der Gemächlichkeit; Arbeit und Leiden erst wecken den Helden in uns.

Diese Gedanken wird man nun wohl gelten lassen, um schließlich einige Formen des Leidens als schlechthin anstößig zu bezeichnen:

Wo bleibt die Liebe Gottes, wenn das Nichtwissen eines Menschen ebenso und gar noch härter bestraft wird als die Bosheit? Warum läßt der Weltlauf d. i. Gottes Weltregierung unsere Entschuldigung „ich meinte es gewiß gut und wollte es aufs beste machen" nicht gelten? Daß dies Nichtgeltenlassen dem Menschengeschlecht förderlich ist, liegt auf der Hand. Wenn die Unwissenden und Thoren ihr Thun ungestraft fortsetzen könnten, wäre eine Selektion zu Gunsten der Aufgeweckten nicht möglich; die Menschheit würde stehen bleiben oder gar rückwärts marschieren. Aber eben, ist das nämliche nicht aus dem Gesichtspunkt des einzelnen,

der es nun einmal nicht besser wußte, nicht sehr anstößig? Ganz gewiß nicht; denn dadurch erzieht Gott den einzelnen zum Aufmerken. Unser Nichtwissen und Fehlgehen kommt doch in der Regel daher, daß wir in hundert früheren Fällen nicht ordentlich aufgemerkt haben; Dummheit ist kapitalisierte Trägheit, auch dann, wenn sie ererbt ist; es giebt ja auch sonst ererbte Kapitalien. Trägheit aber ist die Wurzel alles Uebels; darum straft Gott die Dummheit, wie er als weiser und gütiger Erzieher muß.

Ein anderes: Ist das Uebel nicht schlechthin anstößig, wo es als Erbe (als hereditäre Belastung) über uns kommt? z. B. Ich bin in eine von Lastern infizierte Gesellschaft hineingeboren; ich partizipiere infolge Geburt, mangelhafter Erziehung und meiner unfreiwilligen sozialen Stellung an Leiden, die ich nicht verschuldet; ich bin schon aus Mutterleib mit einer fatalen Fleischesnatur, mit geistigen und moralischen Gebresten beladen. Berechtigt mich das nicht zu Klage und Groll? Ist nicht damit der Satz, daß ein weiser Vater mein Leben lenkt, zur Thorheit geworden? Ich antworte: Ganz und gar nicht. Es verstößt doch, wie früher erkannt, nicht gegen die Liebe Gottes, daß er mir ein angemessenes Material zuteilt, in dessen Bearbeitung, Ueberwindung, Bildung ich meinen Geist üben, meine Treue bewähren, meine Kräfte ausbilden soll. Es widerspricht nicht der Liebe Gottes, daß eben das sogenannte Uebel dies Material ist. Und wenn es nun Gott gefiel, mir durch den Geschlechtsverband (durch Erbschaft) dies Material zuzu-

teilen, in Gestalt dieses bedürftigen, gebrechlichen, zur Sünde reizenden Leibes u. s. w., wie könnte ich mich darüber beklagen? Das ist Sache seiner Weisheit. Man sehe doch ein: Der Geschlechtszusammenhang mit aller darin beschlossenen Heredität und Solidarität der Menschen ist doch offenkundig der göttliche modus procedendi, durch den er dem Menschen das Material zuteilt, in dessen Bearbeitung er der Vollkommenheit zustreben soll.* Gott giebt damit in Weisheit und Liebe dem einzelnen das Pfund, mit dem er wuchern soll. Sonach ist das durch Erbschaft uns zugefallene Uebel nicht anstößiger als das Uebel überhaupt; es verträgt sich durchaus mit dem Satz, daß Gott Weisheit und Liebe ist.

Es könnten noch weitere anstößige Leiden des Einzellebens aufgezählt werden. Die meisten Klagen über diese Uebel scheinen mir aber verstummen zu müssen, weil Gott ein Asyl aufgethan hat. Es ist eine Rettungsanstalt wunderbarer Art; es wird darin, wie ich an früherer Stelle dargelegt, das Bittere in ein Süßes, das Uebel in ein Gutes verwandelt. Ich

* Daß hier wie schon an andern Stellen in unsere Lehre von Gott und dem Zusammenhang aller Dinge das Freiheitsproblem hereinragt, weiß ich sehr wohl. Aber eine Abhandlung ist weder ein philosophisches System noch eine Dogmatik. Ich rechne hier mit der menschlichen Freiheit, weil ich mir bewußt bin, die Annahme derselben rechtfertigen zu können. Aber die Sache darzulegen und mit der Gotteslehre auseinanderzusetzen, liegt jenseits dieser Arbeit.

meine, wenn wir mit allen Schmerzen uns in jenes Asyl flüchten, wenn wir dort stille werden können in der Zuversicht, daß uns alles zum Besten dienen muß, haben wir keinen Anlaß mehr mit Gott zu hadern. Dennoch reden wir pflichtgemäß

3. Von dem innerhalb des irdischen Horizontes unauflösbaren Rest der Leiden. Giebt's noch einen solchen? Ich denke, ja. Was hilft z. B. das zuvor genannte Asyl denen, welche die Botschaft davon nie gehört oder nie verstanden haben? Weiter: Wenn ein Mensch als Idiot geboren ist oder völlig im Wahnsinn versank, wenn infolgedessen die Uebel, die wir als Mittel der erziehenden Gottesliebe interpretierten, an ihm ihren Zweck gar nicht erreichen, bleibt dann nicht der reine skandalöse Jammer des Daseins übrig? — Wenn jemand inmitten des modernen Pauperismus geboren ist, was hilft ihm doch die Einsicht, daß der Bruderbund ihm und den andern helfen würde, wenn die andern für die Einsicht und die That nicht zu haben sind? Muß er nicht trotz seinem Licht auf anstößige Weise notleiden und verderben? — Wenn jemand hereditär zu ungeheuer belastet, sozusagen als prädestinierter Verbrecher geboren ist und zugleich in schlechter Gesellschaft aufwachsen muß, was hilft dann in diesem Spezialfall unsere allgemeine Einsicht, daß Gott durch die Hereditát dem Menschen das Material zuteilt, in dessen Bearbeitung er der Vollkommenheit zustreben soll? War nicht in diesem Fall das Material so hart, daß die Bearbeitung unmöglich wurde? Wo

bleibt dann die Liebe Gottes? — Weiter: Wir suchten zuvor und fanden Ruhe in der Erkenntnis, daß durch die Leiden nicht nur das Menschengeschlecht, sondern auch die einzelnen Menschen dem Ideal geistiger Menschen näher geführt werden. Aber ist's nach allem nicht anstößig, wenn das im Feuer der Trübsal geglühte Gefäß alsbald weggeworfen wird? Wozu die ganze schmerzenreiche Erziehung, wenn doch der Erzogene des Gewinnes endlich nicht froh, wenn er nach all den Leiden von Gott ins Totenreich geworfen wird? — Und statt vielem nur noch eins: Ist nicht das Leben gerade der Gerechten oft von so ungebührlich viel Leid erfüllt, daß es uns zum Anstoß und Aergernis werden muß?

Ich antworte: Jedenfalls darf das zuletzt genannte Aergernis uns am wenigsten plagen. Denn die Betroffenen selbst, die leidenden Gerechten, skandalisieren sich nicht, werden an Gottes Liebe nicht irre. Warum werden sie nicht irre? Antwort: Die Liebe Gottes ist ausgegossen in ihr Herz und ist der alleinige Motor ihres Lebens geworden. Wie könnten sie zweifeln an dem, was die gewissseste mächtige Realität ihres eigenen Wesens ist? Und sie haben die gebende, helfende, vergebende und erlösende Liebe Gottes so hundertfach erfahren, daß sie, wenn nun auch die Leiden tausendfach wären, an der erfahrenen Liebe doch nicht irre werden können; sie danken und leben im übrigen der Zuversicht, daß Gott zu rechter Zeit ihre Thränen schon trocknen wird.

Im übrigen bleibt nun freilich ein unaufgelöster

Rest anstößiger Dinge; ich meine, daß es ein sehr ansehnlicher Rest ist. Muß nicht der empiristisch gewonnene Satz, daß Gott Liebe ist, vor diesem Rest wieder zweifelhaft werden? Gegen solche Anwandlungen muß ich um zweierlei bitten:

Erstens um Logik, um redliche Logik. Wir haben in der Liebe, die ausgegossen ist in unsere Herzen und mächtiger in die Herzen der Heroen der Menschheit, erkannt, daß Gott Liebe ist. Diese Erkenntnis steht und bleibt nach logischem Recht, auch wenn wir hernach geistig zu schwach gewesen wären, den Weltlauf irgendwie als Offenbarung der Liebe Gottes zu interpretieren. Wir sind so schwach nicht gewesen: Wir haben, vom Zentrum zur Peripherie kehrend, die Freuden des Lebens als Ausfluß der Liebe Gottes zu interpretieren verstanden. Wir haben auch das Schwerere erkannt, daß die Leiden der Menschheit heilsam sind, sich also aus dem Gesichtspunkt der Menschheit als göttliche Liebeserziehung darstellen. Endlich haben wir sogar eingesehen, daß die Leiden im allgemeinen auch dem einzelnen Menschen zum besten dienen. Werden wir vor dem Rest, in dem wir bis jetzt die Gottesliebe nicht mit Händen zu greifen vermögen, endlich doch umfallen? Eine Analogie: Ein Knabe hat auf Grund hundertfacher Liebeserweisungen seinen Vater bis heute für einen liebenden Vater gehalten. Heute erleidet er durch seinen Vater etwas, was ihm als Ausfluß von Liebe nicht verständlich ist. Wird er nun alle früheren Erfahrungen vergessen und auf Grund der jüngsten

Erfahrung sagen, der Vater habe ihn nicht lieb? Er wird es thun, wenn er ein Thor ist. Ein halbwegs kluger Sohn wird sich sagen: Ich begreife zwar das jüngste Faktum nicht. Aber damit kann die längst erwiesene Thatsache, daß der Vater mich liebt, nicht zweifelhaft werden; und das eine anstößige Ereignis werde ich in der Folge vielleicht auch noch begreifen. Nicht anders werden logisch denkende Menschen, die Gottes Liebe auf redlich empiristische Weise erkannt, sich gegenüber dem anstößigen kleinen oder großen Rest verhalten. — Wenn ich den Sternenhimmel betrachte und mich, soweit meine Vorstellungskraft reicht, in die Größe der Distanzen und die ungeheure Massenhaftigkeit dieser himmlischen Körperwelt versenke und dann die Handvoll Erde ansehe, die ich meinen Leib heiße, ist mir jeweilen nicht das anstößig, daß das in mir angezündete Licht so klein ist; mit Staunen vielmehr und Anbetung stehe ich vor dem Großen, das uns gegeben ist, daß wir arme kleine Menschen die Größe des Sonnensystems auszumessen, die Planeten zu wägen, Fixsternweiten zu bestimmen, überhaupt die Gesetze dieser himmlischen Welt zu ahnen und zum Teil zu erkennen vermochten. Gleiches geziemt sich in der Welt des Ethischen: Dank und Anbetung für die Erleuchtung, die im Laufe der Jahrtausende uns aufgegangen, nicht Anstoß an dem, was wir noch nicht verstehen, ist hier das Naheliegende.

Zweitens muß ich bitten, daß man, damit der „böse Rest" erträglich werde und sich etwas aufhelle,

die Kategorie der Zeit ordentlich zu Hilfe nehme. Wenn jener Rest innerhalb des irdischen Horizontes seine Auflösung nicht findet, muß sie ihm denn gänzlich fehlen? Ja ist es auch nur billig, die Auflösung innerhalb dieses Horizontes zu verlangen? Eine Analogie: Die Arbeit des Landmanns, der heute im Schweiß seines Angesichts seinen Acker düngt und gräbt und besät, ist auch, wenn ich mich auf den Horizont des heutigen Tages beschränke, ein Aergernis. Ich muß über die nächste Nacht, ja über viele Nächte hinüberblicken, um im Erntetag die Aussöhnung zu finden. So mögen auch die Dinge, die in den Schranken unseres Erdentags ein nicht aufzulösendes Aergernis bleiben, der Lösung näher gebracht werden, wenn wir über die etwas tiefere Nacht, d.., unserem Erdentag folgt, hinauszublicken uns entschließen. Wenn Gottes Liebe sich nicht auf allen Punkten unserer Erdenwallfahrt fühlbar und völlig ausgewirkt hat, wer wird daraus schließen, daß sie sich überhaupt nicht auszuwirken vermöge, ja zweifelhaft sei? Der gesunde Syllogismus wird lauten: Gottes Liebe ist mir in der Liebe der christlichen Gemeinde und ihres Hauptes als feste Thatsache entgegengetreten, und sie ist mir hernach auf den meisten Punkten meiner Lebensführung handgreiflich offenbar geworden. Auf einigen andern Punkten freilich hat sie sich während meines Erdentags nicht ausgewirkt. Folglich wird sie sich jenseits dieses Erdentags völlig auswirken und in Erscheinung treten. Wohl möglich, daß all meine Erdentage eine Saatzeit sind, deren reichliche Früchte erst hernach reifen.

Warum wäre eine Lösung in dieser Richtung ausgeschlossen? Fehlen uns etwa die nötigen metaphysischen Voraussetzungen? Reicht etwa das Subjekt des Liebens (Gott), oder reicht das Objekt der Liebe (die Menschenseele) nicht über unsern Erdentag hinaus?

Um das Subjekt ist uns nicht bange. Er, der da war, ehe die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen ward, ist und bleibt in Ewigkeit; ja die ewige Zeit selbst ist und besteht nur in ihm.

Ebensowenig darf uns um das Objekt, die Menschenseele, bange sein: Die Männer, welche den Text des großen Gottesbuches, der Natur, zu lesen begonnen haben, belehren uns, daß bei allem Wechsel der Gestalt kein kleinstes Teilchen aus dem Rahmen des Wirklichen herausfällt. Die Veränderung, was wir mißbräuchlich Vergänglichkeit heißen, betrifft überall nur die Oberfläche, das Gewand der Natur; im Innern der Natur ist überall unvergängliches Wesen. Anders gesagt: In aller Verwandlung der Gestalt erhält Gott die Bausteine der Natur. Er hat ihnen allen einen Abglanz seines ewigen Wesens verliehen. Ebenso belehren uns jene Ausleger der echten Gottesurkunde, daß von den Kräften dieser Welt nie eine in nichts zerrinnt; in allem Wechsel ihrer Erscheinungsform beharrt die Kraft. — Und nun soll ich das wunderbare Ich, soll ich meine Seele für vergänglich halten, die doch nicht zu den Gebilden der immer bewegten Oberfläche der Natur gehört, vielmehr ein relativ beharrliches Gebilde ist, in dem all jener Wechsel sich spiegelt? Das geringste

Teilchen der Luft, das die Erde umkreist, der Meereswoge, die sich am Strande bricht, der Erde, die ich mit dem Fuße trete, ist unverwüstlich. Alle diese Teilchen tragen den Wiederschein von Gottes ewigem Wesen; der Unvergänglichkeit teilhaftig, überdauern sie allen Wechsel der Gestalt, treten sie unverwüstlich aus jedem Ruin. Und meine Seele, die denkt und strebt, die ahnend und tastend die Natur der Dinge verstehen lernt, die sehnend und erkennend zum Herzen Allvaters dringt oder doch den Saum seines Gewandes zu berühren sucht, gerade nur diese kostbare Seele soll vergänglich sein? Gerade nur sie soll kein Band dem ewigen Gott verknüpfen? — Von allen Kräften dieser Welt gilt uns mit dem Anspruch der Selbstverständlichkeit der Satz von der Erhaltung der Kraft. Aber ist denn die Kraft meiner Seele, die tausend und abertausend Dinge in der Einheit ihres Bewußtseins verbindet, nicht auch eine sehr reale Kraft? Ist die Energie unserer Seele, mit der wir unsern Leib beherrschen, unser Leben leiten, Hindernisse überwinden, in dunklen Lebenstagen das Ankertau festhalten, eine Einbildung? Ist unser Lieben, Glauben, Hoffen ein Phantom? Nein doch, es bezeugt sich in alledem eine sehr reale Kraft. Und nun soll ich von der Erhaltung aller andern Kräfte überzeugt sein und dann wähnen, daß gerade nur die Kraft meiner Seele an meinem sogenannten Todestag in nichts zerrinne? Meine bestbegründeten Erkenntnisse soll ich, wenn es sich um mein inwendiges Wesen handelt, vergessen?

Weg mit solchen Wahngedanken! Die Menschen-

seelen sind dem ewigen Gott nicht loser verbunden als andere Teile der Wirklichkeit. Gott führt jedes Teilchen der unendlichen Welt an seiner allmächtigen Hand, führt es aufwärts den Stufengang der Welt und läßt es nimmer vergehen. Er läßt auch mich, läßt meine Seele nicht aus seiner Hand fallen.

Und nun: Wenn Gott auch jenseits meines Sterbetags besteht, wenn ebenso meine Seele besteht, wo bliebe dann das Hindernis, daß die Liebe, die während meines Erdentags nicht völlig hat in Erscheinung treten können, nicht hernach sich auswirkte? Ich sehe ja allzumal, daß Gottes Thaten nicht Augenblicksthaten sind, daß sie nur im Laufe der Zeit zur Vollendung kommen. Reicht der Erdentag nicht, so wird ja wohl die Folgezeit reichen, mein Heil zu vollenden und mich überschwänglich zu trösten. Mein sogenanntes Sterben wird für Gott kein Hindernis sein. So wenig die Nacht, die dem heutigen Herbsttage folgt, für Gott ein Hindernis ist, die heute noch nicht reifgewordenen Traubenbeeren morgen weiter zu fördern, so wenig ist die etwas tiefere Nacht, die meinem Todestag folgt, für Gott ein Hindernis, das Werk der Liebe, das er während meiner Erdenwallfahrt begonnen, fortzusetzen und alles, was noch disharmonisch geblieben ist, in Harmonie zu vollenden.

„Doch, doch," so ruft man mir zu, „es giebt ein solches Hindernis! Mag auch die Menschenseele, unvergänglich wie andere Teile des Universums, den Sterbetag überdauern, wer sagt uns denn, daß sie als Geist, als Personwesen weiterexistiere? Vielleicht rollt sie,

die für die paar Erdenjahre aus dem Staub der toten Wesen zum Leben auftauchte, fürderhin als totes Atom durch die Aeonen. Wie kann dann Gott ihr Liebe erweisen und sie für ihr Erdenleid trösten?"

Ich erwidere: Habt ihr denn je bewiesen oder auch nur mit einem Grund wahrscheinlich gemacht, daß noch etwas anderes als Geister existieren? Ich habe euch schon früher (Seite 29 ff.) dargelegt, daß das Dogma vom Tod der Materie nicht eine Einsicht, sondern ein altes Vorurteil ist. Nun ruft ihr mir zu, die Seele sinke beim Sterben vielleicht, ja wahrscheinlich in das allgemeine große Totenreich der Natur zurück. Da scheint denn die Antwort nahe zu liegen, der Allmächtige, der sie an seiner Hand geführt und ihr in der Materie meines Leibes während meiner Erdentage ein wundersames Leben ermöglicht und ihr viel Gutes gethan, werde sie auch nach dem Ausscheiden aus dem dermaligen Leibe* inmitten des Reichs der toten Materie wieder in eine solche Lage zu bringen wissen, in der sie eines neuen Lebens sich erfreuen darf; so hätte ich im Blick auf Gott die Lebenshoffnung gerettet.

Aber so könnte ich nur antworten, nachdem ich erst jenes euer Vorurteil vom Tod der Materie auch zu dem meinigen gemacht; und das will und kann ich nicht. Ich habe nie gehört, daß ein Philosoph (ein

* Diejenigen, welche, durch alle namhaften Lehrer der Menschheit und ihre Gründe unbelehrt, die Seele nach wie vor für eine Funktion des Leibes halten, muß ich hier ihre Wege gehen lassen.

Liebhaber der Wahrheit) die Pflicht habe, ein ernstes Problem in den Schranken eines Vorurteils zu lösen; also auch ich nicht. Ich lege darum euer Vorurteil beiseite und erledige die Frage auf dem Boden der Seite 27—33 gewonnenen Einsicht. Nach jener Darlegung ist Gott ein Gott der Lebendigen; die sogenannte Materie ist ein Geisterreich, ein Reich von wandernden Seelen, von denen jede durch Gottes allmächtige Hand geführt wird. Wie soll nun meine Seele, selbst tot, in das Totenreich der Materie versinken und so aufhören, ein Objekt der Gottesliebe zu sein, wenn jenes Totenreich nur in eurer Phantasie existiert? Wenn Gott alle Seelen seines unendlichen Reiches führt, wie es für sie am besten ist, so wird er auch meine Seele führen und ihr wohlthun in alle Ewigkeit. Mein sogenannter Todestag ist eine ganz imaginäre Schranke seiner Macht und Liebe.

Meine Gegner werden einen letzten Einwand machen, dahin lautend, ich habe die Erfahrung überschritten, habe den Stolz dieser Abhandlung, empiristisch zu sein, fahren lassen. Sie irren. Was ist Empirismus? Etwa dies, das alte demokritische Vorurteil vom Todsein der Materie noch ein paar Jahrhunderte weiter zu verkündigen? — Oder scheints euch Sache des Empirismus, das unmittelbar Gegebene allein zu fixieren, am Augenschein kleben zu bleiben und so angesichts der Vergänglichkeit unserer Erdentage die Hoffnung weitern Lebens zu begraben? Merket doch: Augenschein ist nicht Empirie; sonst wäre das ptolemäische Weltsystem

wissenschaftlicher als das kopernikanische, die Lehre vom Beharren der Arten der Lebewelt besser als die Lehre von der Entwicklung der Arten. Oder wäre derjenige ein korrekter Vertreter der Erfahrungswissenschaft, der einen Kometen nur in dem der Beobachtung zugänglichen Teil seiner Bahn als Wirklichkeit wollte gelten lassen? Ich meine, der andre sei es, der aus dem der Beobachtung zugänglichen Teil die Bahn rückwärts und vorwärts berechnet. Erfahrungswissenschaft ist nie und nirgends ein bloßes Fixieren des unmittelbar Gegebenen; sie ist vielmehr ein Ausdenken dessen, was das unmittelbar Gegebene uns zu denken zwingt. So in unserem Fall. Was vom Menschen zwischen Zeugungs- und Todestag in unmittelbarer Erfahrung vorliegt, gleicht ja wohl jenem der Beobachtung zugänglichen Teil einer Kometenbahn. Längst haben die Forscher eingesehen, daß der Zeugungstag kein wirklicher Anfang ist, daß vielmehr die Geschichte des Menschen, ich meine des einzelnen Individuums, Aeonen hinter jenen imaginären Markstein zurückreicht. Ebenso zwingen uns die Thatsachen zu der Einsicht, daß der Mensch über den andern irdischen Markstein, den Todestag, hinaus eine unendliche Perspektive hat.

Damit dürfte denn jener böse innerhalb des irdischen Horizontes unauflösbare Rest der Leiden seiner Schrecken ledig geworden sein. Zwei Thatsachen offenbarte uns das irdische Leben vollkommen klar: Die erste, daß Gott uns lieb hat und auch auf wunderlichen und schmerzenreichen Wegen uns Güter vermittelt,

und die andere, daß Gott nicht ein Gott des Augenblicks ist, daß er seine Güter allmählich im Laufe der Zeit verwirklicht und zur Verwirklichung verschiedener Güter auch verschiedene Zeiten braucht. Auf dem Boden der ersten Thatsache sage ich: Gott ist doch jenseits meines Erdenlebens der nämliche Gott; er bleibt sich treu und behält mich lieb. Auf dem Boden der andern sage ich: Es ist ungerechtfertigt, zu erwarten, daß zum Ausreifen der schönsten Garben, zur Ueberwindung aller Uebel und zur Verwirklichung aller Güter der kurze Erdentag reichen müsse; es wäre ein Eigensinn, zu behaupten, daß das, was in unserem Erdenleben nicht reif geworden, überhaupt nie zur Vollendung gelange. Wenn Gott während unserer Erdentage seinen Liebeszweck in uns und an uns nicht völlig erreicht hat, so hat ja wohl die Ewigkeit Zeit genug dazu.

* * *

Anhangsweise mag noch ein Wort über die Leiden der Tierwelt folgen, um so mehr, weil ein Kritiker im Fehlen dieses Worts einen Hauptfehler der ersten Ausgabe glaubte konstatieren zu müssen.

Es gewährt in der vorliegenden Sache von vornherein eine große Beruhigung der Gedanke, daß es ein Gott ist, der die Tier- und die Menschenwelt umfängt und trägt. Hat er sich in der Menschenwelt trotz allem erst vorliegenden Gegenschein als ein Gott der Liebe erwiesen, so wird er sich in der Tierwelt nicht als ein andrer erweisen. Und ist, wie unsre Weisen lehren,

die Menschheit als höchste Stufe irdischer Entwickelung von Gott aus der Tierheit hervorgebildet worden, so kann die Tierheit, die Gott in der von ihm geliebten Menschheit ausmünden ließ, von Gottes Liebe nicht gar verlassen sein.

Gehn wir von dieser beruhigenden Erwägung geleitet an die Auflösung des Problems! Dabei sollte man sich freilich in die Seele der Tiere hineinversetzen können. Wie empfinden die Tiere selbst ihre Lebenslage? Wenn ein weiser vielgereister Storch, auf einem Bein stehend, philosophierte und dem Welträtsel, ob Gott die Kreatur lieb hat, nachgrübelte, so würde vermutlich die „widerspruchsvolle" Wirklichkeit seiner Erfahrungswelt, daß einerseits die Kirchtürme so zweckmäßig mit Wagenrädern versehen sind, anderseits der Sturm morsche Räder samt dem Reisig und den Jungen herunterfegt, — daß die herrlichen Sumpfgegenden von Fröschen wimmeln, dagegen die von menschlicher Kultur verderbten Bezirke unergiebige Jagdgründe geworden sind, — es würde diese widerspruchsvolle Wirklichkeit ihn vermutlich zu keinem befriedigenden Resultat führen, und bei seiner kontemplativ-melancholischen Gemütsart würde er vermutlich wie andere hochgestellte Herren, die zu viel Zeit zum Müßiggehn und zum Grübeln haben, einem durch gute Mahlzeiten gemäßigten, mehr theoretischen als praktischen Pessimismus verfallen. Wahrscheinlich wird nun allerdings der Storch in so hoher Stellung und in so großer Nähe der Kirche sich mit Philosophie und Lösung von Welträtseln nicht über-

mäßig plagen. Aber wenn er je vom Räsonnieren zum wirklichen Denken gelangte, so müßte er in der Liebe, die in sein Herz ausgegossen ist, und die ihn innerlich nötigt, seine Jungen zu ernähren und sie zu beschützen, den archimedischen Punkt zur Lösung des Problems finden.

Wir müssen nun aber leider darauf verzichten, das Fühlen und Denken der Tiere direkt nachzufühlen und nachzudenken. Für unser menschliches Denken ist das Tierproblem schon Seite 46 und 57 f. gelöst. Die Thatsache, daß Gott die Liebe zu den Jungen in die Herzen vieler Tiere ausgegossen hat, daß er vielen eine soziale Seele gegeben hat und sie innerlich nötigt, für die Glieder ihrer Sippe zu arbeiten, zu kämpfen, zu leiden und zu sterben, ist ein Beweis, daß der Vater der Liebe der Tierwelt nicht vergessen hat. Ist der Horizont der tierischen Liebe enger, so beweist doch auch die auf einem tiefern Entwicklungsstadium gebliebene Liebe das, was sie hier beweisen soll. Uebrigens zeigt sich die Liebe und Aufopferungsfähigkeit der Tiere gelegentlich in fast wunderbarer, den Menschen beschämender Weise. Vom Hunde hat man nicht ohne Grund gesagt, daß er das einzige Wesen ist, das dich mehr liebt als sich selbst.

Aber wenn nun der Syllogismus von Seite 46 mit der entsprechenden Veränderung auch für die Tierwelt gilt, so haben wir hernach dann doch auch die Leiden der Tiere zu interpretieren, ganz so wie das beim Menschen unsere Aufgabe war. Zu dem Ende

dürfen wir freilich nicht mit den trüben Augen des schon erwähnten Kritikers in die Welt blicken. Er nennt es eine Thatsache, daß in der ganzen Welt der „übrigen Kreatur" (d. i. der Kreatur abgesehen vom Menschen) nicht ein armseliges Bröschen Liebe und Barmherzigkeit vorhanden ist, sondern nur wilde Begier und Gewalt und Blutvergießen und Zittern und Angst und Todesnot ohne Vorteil für das gemarterte Geschöpf. Was, eine Thatsache wäre das? Er hat wohl nie eine säugende Katze gesehen? Nie eine Henne, die ihre Küchlein unter die Flügel versammelte? Nie eine im fetten Gras liegende und ohne Zittern und Angst und Todesnot wiederkäuende Kuh? Nie die tausend Formen des Liebens und Fürsorgens, nie den vielfältigen Ausdruck der Fröhlichkeit und des Vollbehagens, der uns in der Tierwelt entgegentritt? Das Problem des Blutvergießens und der Todesnot kommt hernach auch, ein ernstes Problem. Aber wer nicht erst offene Augen auf jenen Veranstaltungen der Liebe und Barmherzigkeit und auf all der Freude der Tierwelt hat ruhen lassen, hat kein Recht, eine Auflösung dieses Problems zu verlangen. Die Partikel der Freuden in der „Weltwüste" zu sehen, schien uns Seite 71 der Anfang der Weisheit, ehe wir an die Diskussion der menschlichen Leiden gingen. Es verhält sich in Ansehung des Tierproblems genau so:

Die primäre Thatsache ist doch die, daß Gott den Tieren in der Regel die nötige Speise giebt; Beweis ihr Leben und Gedeihen, das ohnedem unmöglich wäre.

Thatsache ist weiter: Wer mit unbefangener Seele durch Feld und Wald geht, dem machen die Tiere, die in der Luft und im Wasser und auf der Erde leben, nicht den Eindruck von gedrückten, geplagten und zu einem peinvollen Dasein verdammten Geschöpfen; er sieht zwanzig Aeußerungen des Behagens, der Freude, der überschäumenden Kraft und Lebenslust, ehe er eine Aeußerung des Leidens in der Tierwelt bemerkt. Der Kampf ums Dasein* hat Spiel und Scherz und laute Lebensfreude der Tiere nicht unmöglich gemacht. Der unbefangene Beobachter sieht auch heute die Sachlage in der Tierwelt zunächst noch immer so, wie sie Dichter und Denker von jeher gesehen (vgl. Psalm 104, Matth. 6, 26); er sieht, daß „alle Wesen Freude trinken an den Brüsten der Natur“ und daß „alle, die in Lüften, Land und Meer in Gottes Schatten wohnen, seine Schöpfermacht preisen, die alles wohl bedacht hat.“

Demnächst sehen wir nun freilich die Leiden der Tierwelt. Aber wir dürfen und sollen dieselben nicht mit empfindsamer und überempfindlicher Menschenseele überschätzen. Nach allerlei Indizien leidet das Tier nicht so intensiv, wie es unserer sensitiven Seele erscheinen will.

Es herrscht in der Tierwelt der Tod; aber der-

---

* Es ist bezeichnend, daß das Wort „Kampf ums Dasein“ erst in der Neuzeit formuliert worden ist; es gab auch schon vordem Beobachter; aber der Kampf ums Dasein und die darin beschlossene Not war ihnen nicht als das dominierende Faktum vor Augen getreten.

selbe ist hier nicht ein Fürst der Schrecken in dem Maß wie in der Menschenwelt; denn es fällt beim Tier das Schlimmste, die dem Tod vorauseilende Phantasiethätigkeit und Furcht, größtenteils weg. Die Mücken tanzen lebensfroh im Sonnenschein und verschwinden plötzlich im Magen einer Schwalbe, ohne den Tod geschmeckt zu haben. Ähnliches liegt tausendfältig vor. Viel schrecklicher erscheint die Sache, wo hochorganisierte Tiere langsam unter den Zähnen von Raubtieren verenden. Daran läßt sich wohl nicht markten. Immerhin giebt es mir seit Jahren zu denken, daß von glaubhaften Männern berichtet wird, wie sie unter den Zähnen wilder Tiere furchtlos und schmerzlos, als ging es sie nichts an, dem Zerfleischen eines Armes oder Beines zuschauten. Eine merkwürdige psychische Narkose! Es wäre möglich, daß dieselbe ein ganz allgemeines Faktum ist, daß die Opfer der Raubtiere allzumal narkotisiert werden. — Man hat vor nicht allzulanger Zeit die Tiere für fühllose Maschinen gehalten; es war ein Irrtum, sie haben gewiß fühlende Seelen; aber jetzt ist es vielleicht unsere Aufgabe, den schmerzstillenden Wohlfahrtseinrichtungen in der Tierwelt etwas fleißiger nachzugehen.

Mit der letzten beiläufigen Andeutung ist nun freilich in Sachen gar nichts geschafft, und ich lege dieselbe auch gar nicht in die Wagschale. **Wir stehen nach allem doch vor der Thatsache, daß die Tierwelt von einer Fülle der Schmerzen heimgesucht ist.**

Wie interpretieren wir dieselben? Ich denke, aus dem nämlichen Gesichtspunkt wie die Schmerzen der Menschheit. Wir erkannten (Seite 74—94), daß die Menschheit einem idealen Zustand oder dem Gottesreich zutreibt; der Schmerz aber erwies sich (Seite 95 ff.) als der unentbehrliche Weiser, Warner und Motor dieser Entwickelung. — Nun ist die Menschheit nicht ein Reich für sich. Sie ist nur der am meisten vorgeschobene Posten der Entwicklung auf Erden. Die Kosmosgeschichte trieb auf die Menschengeschichte hin und hat auf Erden in derselben ausgemündet. Gravitiert nun die Menschheitsgeschichte auf das Gottesreich hin, so gravitiert die ganze Kosmosgeschichte, als deren jüngste Phase sich die Menschengeschichte darstellt, auf das Gottesreich hin; und jene unendliche Macht, Weisheit und Liebe, die wir als Motor der Menschheitsgeschichte erkannten, muß der Motor der ganzen auch die tieferstehende Kreatur umfassenden Entwicklung sein.

Der Kampf ums Dasein und die fortwährende Selektion ist für diese Entwicklung unentbehrlich; der Schmerz aber ist von dem Kampf und der Selektion unzertrennlich. Die Schmerzen der Welt (der Tier- wie der Menschenwelt) sind Geburtswehen, die das Werden des Neuen und Besseren begleiten. Wie die Wehen das kreißende Weib antreiben, das neue Leben zu gebären, so treiben die Schmerzen die Kreatur an, Neues, Besseres hervorzubringen. Die Schmerzen sind das Heimweh, das alle Kreatur näher und immer näher zu dem Ziele führt, das Gottes Weisheit und Liebe ihr gesteckt.

Als wir an früherer Stelle die Leiden der Menschheit in diesem Sinne interpretierten, blieb ein großer anstößiger Rest übrig. Es wird bei der Tierheit nicht anders sein. Werden wir, um diesen Rest erträglich zu machen, die nämliche Auskunft versuchen? Ich sehe nicht ein, was uns daran hindern könnte. Ist das Universum ein ungeheures Geisterreich, eine allgemeine Seelenwanderung nach oben, wie unsere allgemeine Weltansicht lautet, so werden auch die Tiere (respektive die leidenden Tierseelen) mit eingeschlossen sein. Und führt Gott jedes Teilchen der Unendlichkeit, respektive jede Seele an seiner festen Hand durch die Aeonen, so wird er sein Ziel auch in den Tierseelen zu erreichen wissen. Bleibt in der gegenwärtigen Erscheinung der Tierwelt wie zuvor in der Menschenwelt manches anstößig, so wird ja wohl auch hier die Ewigkeit Zeit genug haben, das Disharmonische in Harmonie aufzulösen.

* * *

Damit habe ich meine Erfahrungstheologie für jetzt vollendet. Wir haben gefunden, daß diese Welt von Gottes Macht, Weisheit und Güte zeugt. Selbst „der böse Rest" hat bei unserer Ewigkeitsperspektive aufgehört, ein Aergernis zu sein. Gerade so, wie sie ist, muß die Welt sein, wenn Gott allwaltende Macht, Weisheit und Güte ist. Das oft verhöhnte Wort, daß diese Welt die beste der Welten sei, wird von uns in vollem Umfang aufrecht erhalten.

Wenn wir denn also im Licht der Gotteserkenntnis wandeln, bleibt da noch ein Bedürfnis zu glauben und ein Raum für das Glauben? Werden nicht jetzt die Tage der Gnosis ohne Pistis anbrechen?

Ich antworte: Die Religion bleibt in allewege Glaube (Glaube allein), und jetzt erst ist uns Glaube möglich, während ohne die Erkenntnis bloß Aberglaube möglich war.

Verständigen wir uns: An Gott allein hangen ist die rechte Religion oder Frömmigkeit, lehrt Zwingli. Dem ist nichts Erhebliches beizufügen. Sich auf Gott stützen, an ihm hangen, sich auf ihn verlassen und Leib und Leben zu einem ungeteilten Gottesdienst ihm hingeben ist die rechte Religion oder der rechte Glaube.

Und wie unterscheidet sich dieser rechte Glaube vom Aberglauben? Sehr einfach: Er ist Hingabe an den wahrhaftigen, wirklichen Gott. Sich an unwirkliche, fiktive Götter hingeben, ist dagegen Aberglaube.

Und welches ist das Kriterium des Wirklichen? Das Wirkliche wirkt; als Wirkendes bezeugt, offenbart es sich. Das Offenbare ist als solches Gegenstand der Erfahrung und damit einer möglichen Erkenntnis.

Der rechte Glaube als Hangen am wirklichen Gott ist also Hangen am offenbaren und damit am erfahrenen, erkannten Gott.

Sonach hat der rechte Glaube Gotteserkenntnis zur Voraussetzung. Der rechte Glaube fängt also nicht dort an, wo die Erkenntnis aufhört, wie Lipsius will; dort fängt immer nur der Aberglaube an. Ebenso

muß das Schultz'sche Urteil „Gott kann nicht Gegenstand des Wissens, sondern nur des Glaubens sein" dahin verbessert werden: „Um Gegenstand des Glaubens zu sein, muß Gott erst Gegenstand des Wissens sein". Der rechte Glaube hält sich an die wahren Realitäten, die als solche erfahrungsmäßig ausgewiesen sein müssen. Der Glaube dagegen, der, die Erfahrung überfliegend, Existenzialurteile vollzieht und das Objekt, an das er glaubt, erst setzt, ist Aberglaube. Die rechte Religion macht uns nicht die mindeste Zumutung, die Welt des Erfahrbaren zu verlassen und transempirische Größen zu bejahen; im Gegenteil, sie verbietet uns solches.

Ist Gotteserkenntnis eine unerläßliche Voraussetzung der Religion, so ist sie doch nicht schon selbst Religion und auch nicht einmal ein Teil derselben. Erkenntnis als solche hilft hier so wenig wie auf anderen Lebensgebieten. Wenn jemand erkannt hat, daß der Weg zum Gulden den roten Kreuzern nachgeht, was nützt ihm solche Erkenntnis, so er sich nicht daran hält? Wenn jemand erkannt hat, daß Unmäßigkeit Leib und Seele verderbt, was nützt ihm das, wenn er sich nicht im Leben an diese Erkenntnis hält? Wenn Columbus erkannt hatte, daß die Erde eine Kugel sei, und daß es folglich westwärts einen Weg nach Indien geben müsse, was hätte ihm bei aller Klarheit diese Einsicht gefrommt, wenn er sich nicht im Leben dadurch hätte leiten lassen? Daß er dem Erkannten Glauben hielt, daß er festhaltend die Kurzsichtigkeit und die Ränke der Menschen überwand, den Kleinmut und den Trotz der

Matrosen und des unbekannten Meeres Fährlichkeiten besiegte, macht ihn zum Entdecker Amerikas und zum vorbildlichen Helden. Nicht anders in Sachen der Gotteserkenntnis: Wenn jemand mit klarsten Gründen erkannt hat, daß Gott allmächtige Liebe und Weisheit ist, was hilft ihm das, wenn er es in der Not des Lebens und in der Versuchung des Alltags je und je fahren läßt. Auch wenn wir im vollen Licht der Erkenntnis wandeln, ist das Glauben sehr schwer.

Warum also? Weil wir in erster Linie sinnliche Wesen sind. Die Sinnlichkeit (die Aisthesis) bietet uns ihre Objekte mit überwältigender Unmittelbarkeit; die Objekte der Erkenntnis (der Noesis) dagegen sind uns nur mittelbar mit der Schwäche des Mittelbaren gegeben. Kein Wunder, wenn die Macht der unmittelbaren sinnlichen Objekte uns immer wieder gefangennehmen will.

Diese Macht der Sinnlichkeit macht sich schon in physikalischen Dingen geltend. Ob wir's gleich mit voller Evidenz erkannt, daß die Umdrehung der Sonne um die Erde Trug ist, und daß die kopernikanische Theorie recht hat, bleiben wir doch leicht in unserem Alltagsfühlen und Alltagsurteilen vorkopernikanisch.

Nicht anders in Sachen der Religion: Mag der Satz, daß ein alliebender Vater unser aller Leben lenkt, von uns ebenso klar erkannt sein wie die Elemente der kopernikanischen Lehre, so prädiziert er doch etwas vom unmittelbaren Augenschein so Verschiedenes wie diese Lehre. Und der unmittelbare Augenschein mit seinen Skandalen überwältigt unsere sinnliche Seele.

Von der Sinnenwelt ist unser Gefühlsleben mächtig engagiert. Die Sinnenwelt gefährdet uns nicht bloß durch ihre Unmittelbarkeit, sondern durch die Gefühle von Lust und Leid, womit ihr Inhalt uns überwältigt. Was wir in der Zweiheit unseres Wesens den alten Adam heißen, so ist derselbe den unmittelbaren Sinneseindrücken und ihrer Lust und ihrem Leid ergeben. Dagegen kann der noetisch-pneumatische Mensch mit seinen vom Sinnenschein und dessen Gefühlsaffekt so weit ab liegenden Positionen nur schwer aufkommen. Ist bald gesagt, ein liebender Gott trägt mich in seinen festen Vaterarmen. Aber wenn es auch noch so hell von uns erkannt ist, bleibt es schwer, es 24 Stunden gegen alle Herzbeklemmungen und Depressionen festzuhalten. Ist bald gesagt, daß uns alle Dinge zum besten dienen müssen. Der gegenwärtige Hunger thut weh, und die chronische Armut drückt nieder, und die Sorge ist mächtig wie ein gewappneter Mann. Da bleibt die Erkenntnis, daß uns alles zum besten dienen muß, so leicht im Intellekt stecken; zum Glauben kommt es nicht, und der geistliche Mensch kapituliert vor dem sinnlichen.*

---

* Pfarrer Ragaz hat in der schon mehrerwähnten Besprechung in den Protestantischen Monatsheften Seite 315 meine Bestimmung des Verhältnisses von Wissen und Glauben angefochten. Es ist ihm unverständlich, daß uns, wenn wir im vollen Licht der Erkenntnis wandeln, das Glauben noch schwer sein soll. „Wenn uns einmal Gottes Dasein und Gottes Liebe ebenso gewiß geworden wäre (wie etwa die kopernikanische Weltansicht), so würden wir auch in schwierigster Lage nicht mehr

Dazu impliziert der Glaube, d. i. das Hangen an Gott, schwere sittliche Arbeit. Das Festhalten an den wahren Realitäten ist weithin Absage an die Objekte, an denen der alte Adam hängt.

---

an ihm zweifeln. Aber am Phänomen des „Glaubens" . . . scheitert das ganze Unternehmen einer exakt wissenschaftlichen Theologie. An den pythagoräischen Lehrsatz glaubt man nicht." Ragaz täuscht sich. An den pythagoräischen Lehrsatz glaubt man, d. h. an den pythagoräischen Lehrsatz hält man sich in der Geometrie, der Technik u. s. w. und es ist relativ leicht, im praktischen Leben sich daran zu halten, weil keine Hindernisse in und außer uns im Wege stehen. Im übrigen ist nun der Fehler von Ragaz der alte Fehler der sokratischen Ethik. Sokrates meinte, mit der rechten ethischen Erkenntnis sei alles erreicht; er hielt es nicht für möglich, daß nach erreichter sittlicher Einsicht die entsprechende sittliche That jemals ausbleiben könne. So muß Ragaz, wenn er mir opponiert, meinen, mit der Erkenntnis Gottes und seiner Ordnungen sei es ohne weiteres gegeben, daß ich fest auf dem Erkannten stehe und mich in jeder Lebenslage daran halte. Jawohl, wenn ich lauter Nus und Pneuma wäre! Aber nun ist der alte Adam, ist Fleisch und Blut in mir. Da mag's mein Geist noch so klar erkannt haben, daß Gott mich lieb hat und in allem und durch alles mein Bestes vollendet, so revoltiert doch in mir, so oft ein schmerzliches Ereignis kommt, jener alte sinnliche Mensch, der nichts vom rechten Gott weiß. Ein Beispiel statt vieler: Ich weiß es vollkommen, daß der Vater im Himmel unfreundlichen Mitmenschen nichts zu thun gestattet, als was mir schließlich frommen muß. Bin ich damit ohne weiteres gegen „Beleidigung" gefeit? Mit nichten. Gewiß geht das Gefühl, beleidigt zu sein, allemal aus dem Unglauben; ich kann mich nur beleidigt fühlen, wenn ich Gott fahren lasse. Aber bei aller Klarheit der Gotteserkentnis stehe ich immer in dieser Gefahr, weil

Aus all diesen Gründen ist das Glauben schwer, gerade so schwer wie der Sieg des neuen geistlichen Menschen über unsere alte Fleischesnatur.

* * *

Ist die vorgetragene Lehre **christlich**? Die Frage scheint klein und neben der andern, die uns bis jetzt

ich nicht lauter Vernunft und Geist bin, sondern Fleisch und Blut, will sagen, weil jene Ahnen in mir fortleben, die sich für jede Beleidigung ordentlich rächten. Der größere Schüler des Sokrates hat sich genötigt gesehen, die ethische Position des Meisters zu berichtigen; ich bin überzeugt, daß Ragaz durch weiteres Nachdenken zu einer ähnlichen Berichtigung genötigt wird.

Noch eins. Ragaz braucht das Wort „glauben" im Sinne von Anerkennung und Bejahung dessen, was über Erfahrung und exakte Erkenntnis hinausliegt. Ich brauche das Wort im Sinne von Feststehen auf den wahren Realitäten, die sich als solche zu erkennen geben. Ragaz giebt mir den Rat, auf diesem meinem Standpunkt das Wort „glauben" lieber nicht mehr zu brauchen, sondern statt dessen von Liebe oder Gehorsam zu reden. Ich meine, daß ich das Wort im genuin biblischen Sinne brauche, was ich freilich an diesem Ort nicht erhärten kann. Nun sehe ich freilich, daß sich ein ganz anderer Begriff in dem alten Namen eingenistet hat; ich sehe sogar, daß es schon im neuen Testament anfängt. Soll ich nun in Anbetracht dieses Thatbestandes mich trotz meinem älteren Recht expropriieren lassen und auf das Wort endgiltig verzichten? Ich will mir's überlegen. Vorläufig aber erinnere ich mich: Als Odysseus heimkam und die Freier in seinem Hause eingenistet fand, zog er nicht friedlich seines Weges, sondern er erschlug die Freier und reinigte das Haus. Ich glaube, ich will mich an das Vorbild des Odysseus halten.

bewegte, ist sie's auch. Und doch ist es nun für uns nicht gleichgiltig, ob wir mit unsern Einsichten in der Kontinuität einer großen historischen Gemeinschaft stehen und auf einen Namen, der großen Kredit genießt, Anspruch haben. Und für diese historische Gemeinschaft ist es noch weniger gleichgiltig, ob ihre Lehre der Erfahrungstheologie identisch sei und damit auf dem Felsengrund der Wahrheit stehe oder nicht. Wir würden allenfalls ohne den Kredit des Christennamens durchkommen, aber die christliche Kirche auf die Dauer nicht ohne den Kredit der Wahrheit.

Zur Sache. Christentum ist ein historischer Begriff. Wir verstehen darunter die Religion, die in Israel Gestalt gewonnen hat. Wir wissen nichts von einer alttestamentlichen und einer andern neutestamentlichen Religion. Jesus bringt nach seiner Ueberzeugung nichts anderes, als was bei Moses und den Propheten steht (vid. Wellhausen, Gesch. 1. A., 23. Kap.). Und brachte er doch etwas mehr, so unterscheidet es sich von der Religion Alt-Israels nur wie die reife Traube von der halbreifen; es ist dieselbe Sache in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung. Und wenn sich heute Christen viel Mühe geben, das Volk Israel zum Christentum zu bekehren, so scheint's mir ungleich wichtiger, die Christen zur Religion Israels zu bekehren.

Ich behaupte nun, daß die vorgetragene Lehre christlich ist: Christlich ist erstens das von uns dargelegte Verhältnis des Glaubens zur Gotteserkenntnis.

Christlich zweitens der Inhalt unserer Gotteslehre. Christlich drittens der Weg zu derselben.

I. Glaube und Erkenntnis. Mit jeder Faser der Seele am lebendigen Gott hangen, ihm vertrauen, ihn aus allen Kräften lieben und ihm das ganze Leben zu einem einzigen kontinuierlichen Gottesdienste weihen, das ist die Religion Israels, wie sie uns im neutestamentlichen Vollendungsstadium entgegentritt. Die Religion Jesu ist Hingabe an den wahrhaftigen Gott, ist Glaube. Aber eben das ist die Religion Israels schon in ihren alttestamentlichen Entwicklungsstadien. Sich dem Gott Israels unbedingt hingeben, ihn allein lieben und ihm allein dienen, das ist die Religion nach Mose und den Propheten.

Aber wohlverstanden, diese Hingabe (dieser Glaube) ist im alten wie im neuen Testament Hingabe an den offenbaren Gott. Wie immer die Offenbarung gedacht und worin sie gesucht werde, darüber ist man einig, daß man sich immer nur dem Gott hingeben könne und dürfe, der irgendwie in den Erfahrungskreis der Menschen getreten. Die maßgebenden Stellen der Schrift (zu denen ich Hebr. 11, 6 nicht rechne) muten den Frommen nicht zu, daß ihr Glaube vor aller Gotteserfahrung erst wettend und wagend das Existenzialurteil „Gott ist" vollziehe, und daß man dann an den Gott, den man also gesetzt, sich hingebe. Gottesoffenbarung zuerst, Glaube sodann, das ist die Ordnung: Gott erscheint erst dem Abraham und redet mit ihm; dann erst gehorcht und glaubt Abraham. — Gott erscheint

erst dem Mose, offenbart ihm seinen Namen d. h. sein Wesen, giebt ihm seine Weisungen und stattet ihn aus mit wunderbaren Kräften; dann erst glaubt Mose, giebt er sich als williges Werkzeug diesem Gott hin. Und den Kindern Israels wird keineswegs zugemutet, ins Leere hinein das Urteil „Jahve ist unser Gott“ zu vollziehen. Jahve offenbart sich auf vielfältige Weise in Aegyptenland und in der Wüste, thut Zeichen und große Wunder, vernichtet die Aegypter und rettet sein Volk, zieht in permanenter Offenbarung in der Feuer- und Wolkensäule vor Israel her, offenbart sich vollends gewaltig auf dem Sinai und giebt dem Volk seine Weisung und hilft in hundert Nöten. Erst auf Grund dieser vielfältigen Offenbarung wird dem Volk Glaube zugemutet, und der Unglaube Israels und das gelegentliche Zweifeln Mosis erscheinen nur darum verdammlich, weil man in der Fülle der Offenbarung Gott nicht vertraut, weil man dem Gott, der hundertfach seine Macht und Liebe kundgethan, nicht zutraut, daß er in der Folge in jeder Not helfen könne und helfen werde. Dabei ist die Historizität der im Pentateuch erzählten Machtthaten und Offenbarungen Gottes hier ganz gleichgiltig; es berührt uns hier nur die Thatsache, daß der Schriftsteller und seine Quellen den Glauben (die Hingabe) an einen verborgenen Gott nicht verlangen noch kennen.

Wir wissen nun freilich, daß jene in den Büchern Mosis erzählten Offenbarungen und historischen Heilsthaten Gottes sehr sekundäre und späte priesterliche Gebilde sind. Die *primären* Offenbarungen Gottes

in Israel waren anderer Art; die Religion Alt-Israels hat die Natur und speziell den Ackerbau zur Basis. Das wird uns u. a. verbürgt durch die drei großen Feste; dieselben fußen „nach der jehovistischen und der deuteronomischen Gesetzgebung auf dem Ackerbau, der die Grundlage wie des Lebens so der Religion ist." „Der Segen des Landes ist hier (vid. Hosea 2, 7—24) das Ziel der Religion, und zwar ganz allgemein sowohl der falschen heidnischen als auch der wahren israelitischen. Sie hat keine geschichtlichen Heilsthaten, sondern die Natur zur Grundlage." In der Natur, zumal in Regen und Fruchtbarkeit, aber auch in Dürre und Mißwachs erkannte und fühlte man Jahve und seine Macht. Reichliche Ernten galten als seine echten großen Heilsthaten. „Die Ernte war der Gradmesser, woran sich ersehen ließ, wie Jahve zu Israel stand. In dem Segen des Feldes schmeckte und sah man die Freundlichkeit Jahves." „Demgemäß ist der Gottesdienst weiter nichts als der schuldige Tribut für die Gaben des Bodens, der Lehenstribut für den Hausherrn, der diese und jene gegeben hat. . . . Tenne und Kelter, Korn und Most sind seine Motive, laute Freude, rauschender Jubel sein Ausdruck" (vid. Wellhausen, Prolegomena 3. A., 92. 98. 99. Gesch. 1. A., 69). Das Massothfest wird gefeiert beim Anhieb der Sichel in die Saat (bei Beginn der Gerstenernte), das Pfingstfest ist Dank- und Freudenfest bei Vollendung der Weizenernte, am Laubhüttenfest feierte man das Einheimsen von Wein und Oel.

Diese auf der Grundlage der Naturoffenbarung Gottes stehende Religion Israels wird später vergeschichtlicht. „Im Deuteronomium", sagt Wellhausen, Prol. 92. 93, „sieht man die ersten stärkern Spuren einer Vergeschichtlichung der Religion und der Kultur, die sich aber noch in bescheidenen Grenzen hält. Das historische Ereignis, worauf zurückgegangen wird, ist immer die Ausführung aus Aegypten, und dies ist insofern bezeichnend, als die Ausführung aus Aegypten zusammenfällt mit der Einführung in Kanaan d. h. mit der Landgabe, und also die geschichtliche Motivierung doch wieder einmündet in die natürliche." „Jahve führte uns aus Aegypten mit starker Hand und ausgestrecktem Arm und großer Majestät unter Zeichen und Wundern, und brachte uns an diesen Ort und gab uns dies Land, ein Land, wo Milch und Honig fließt," sagt der Deuteronomiker. Die Heilsthat Jahves besteht also wesentlich in der Gabe des fruchtbaren Landes. Im Exil wurde dann allerdings die Religion immer völliger vergeschichtlicht und alle natürliche Motivierung von der geschichtlichen (resp. mythischen) verschlungen. Aber wie auch immer, einig bleiben doch all die alttestamentlichen Schriftsteller darin, daß sie die Religion beschreiben als Hingabe der Menschen an einen Gott, der so oder so durch sein Wirken, durch seine Bezeugung in die volle Helle der Erfahrung getreten ist.

Vollends ist das gewiß in der Predigt Jesu. Er hat sein Herz nicht an einen verborgenen Gott gehängt und hat von den Jüngern nicht Glauben an einen

verborgenen Gott verlangt. Wenn die Schriftgelehrten nur im heiligen Pergament Gott suchten und fanden, so war er Gottes in lebendiger originaler Erfahrung gewiß geworden, und er erschloß die Sinne der Jünger für die nämlichen Erfahrungen. Und zwar ist dies sehr bezeichnend, daß Jesus, mit dem Ursprünglichen des alten Testaments kongenial, viel weniger in historischen Einzelthatsachen, als im alltäglichen Geschehen, in Sonnenschein und Regen, in der Erhaltung von Mensch und Tier, den allmächtigen Vater, den Herrn des Himmels und der Erde, erkannte. Was Gott thut jeden Tag, ist für Jesus mehr, als was er einst in der Wüste gethan hat, der lebendige Gott mehr als der in Pergament gewickelte. Die Naturoffenbarung Alt-Israels und die natürliche Motivierung der Religion feiern in Jesu ihre Auferstehung.

Wie steht's nun mit der von uns behaupteten Identität in Ansehung des Verhältnisses von Glauben und Erkenntnis? Ich denke, dieselbe sei bewiesen. Auch uns ist Gott erschienen, nicht zwar im feurigen Dornbusch, nicht in Donner und Blitz am Sinai, nicht in Zeichen und Wundern des Wüstenzugs, nicht in Verzückung und Traumgesicht. Er ist uns erschienen in der Fülle des Wirklichen: alles, vom Sausen des Windes bis zur Bergpredigt, vom Fall der Schneeflocken bis zu Jesu Kreuzestod, ist uns eine kontinuierliche Gottesoffenbarung, eine einzige große Theophanie geworden. Und nicht in intermittierenden Augenblicken der Entzückung und des Traumgesichts haben wir diese Gottes-

schauung, wir haben sie als eine permanente in der Nüchternheit des Alltags; je nüchterner und klarer wir denken, desto besser erkennen wir Gott. Und unsere Religion ist Hingabe an den offenbaren, an den erkannten Gott.

Unsere Haltung ist also in Sachen mit der christlichen alten und neuen Testaments völlig identisch.

II. Gotteslehre. Wie steht's mit unserer Gotteslehre? Kann deren Inhalt als christlich gelten?

Wenn wir nur erst wüßten, was echte christliche Gotteslehre ist! Als solche wird uns oft ein schroffer Dualismus geboten: Hie unten eine den blinden Naturgesetzen, dem Tod und dem Teufel unterworfene Welt, und drüben ein Gott, der je und je in diese im übrigen gottverlassene Welt hineingreift und nach seiner Gnade (resp. Willkür) hilft, welchen er will. Fern von aller Halbheit hat Duhm diesen Dualismus klar und klassisch formuliert (Kosmologie und Religion, Basel 1892): Wir kennen nach Duhm die Welt als die unermeßliche Wüste mit einem erlöschenden Fünklein Lebens auf einem willenlos mitwirbelnden Stäubchen, auf der Erde. Die Welt ist beherrscht von ewigen Gesetzen, die erbarmungslos sind. Rings um uns im Raum, vor und nach uns in der Zeit nichts als Nacht, Hölle und Tod. Es wäre eine neue Mythologie, wenn wir das leblose Walten der Naturgesetze so weit vermenschlichten, bis uns aus dem blinden Ocean des Geschehens eine freundliche Absicht entgegenleuchtete. . . . Wir stehen alle unter dem Grauen des Todes. Die Welt ist eine Todes-

wüste und wir Eintagsfliegen darin. — Aber das ist nach Duhm nicht das Ganze. Es giebt über jener materiellen Welt, welche die Wüste ist, eine höhere Welt, in welcher die Gottheit lebt. Diese andere Welt ist keineswegs immateriell, noch abgelöst von der Form des Raumes und der Zeit. Da, wo die höhere Welt in die untere blind mechanistische hineinragt, entsteht das Gebiet des Wunders, das freilich diesen Namen nur verdient vom Standpunkt des diesseitigen Beobachters, von der Ordnung der untern Welt aus, während es innerhalb der höhern Welt etwas so natürliches ist, wie in der sinnlichen die Herrschaft des Naturgesetzes. Jene aus der obern Welt kommenden Wunder repräsentieren in der untern Welt die Heilsgeschichte. In dem grauenvollen Prozeß des ewigen Werdens und Vergehens sieht sich der Christ doch umgeben von diesen Gottesthaten. Allvater steigt in der Heilsgeschichte aus der obern Welt in die Welt des blinden Naturgesetzes herab. Das ist der Trost in der Welt, welche die Wüste ist.

Dem gegenüber ist die von mir dargelegte Gottes- und Weltlehre vom Immanenzgedanken erfüllt. Wir wissen nichts von einer Welt außer Gott; unsere Welt ruht in Gott, und er ist mit seiner allwirkenden Gegenwart jedem ihrer Teilchen nahe; und alles, was lebt, webt und ist, lebt, webt und ist durch ihn. Wir wissen nichts von wirkenden Naturgesetzen, denen die Natur gehorchen müßte; die Gesetze sind uns nur allgemeine Sätze, die wir vom Weltgeschehen abstrahiert haben, und der Mechanismus, den wir in jenen allgemeinen Sätzen

oder Gesetzen formulieren, erweckt uns nicht Furcht; er ist uns vielmehr in seiner ganzen Ausdehnung als das Werkzeug, durch das der Herr der Welt seine Liebeszwecke vollendet, verständlich geworden. Wir wissen nichts von Gottesthaten, die aus der obern Welt in die sonst trostlose Welt des mechanischen Geschehens als Heilsgeschichte hereinragten; die ganze Welt des mechanischen Geschehens ist uns als eine lückenlose Heilsgeschichte offenbar geworden. An Stelle der blinden Notwendigkeit trat uns Gottes Vaterwille, an Stelle der erbarmungslosen Naturgesetze die einzelnen Ordnungen seines väterlichen Waltens, an Stelle des Raum- und des Zeitungeheuers, in dem überall der Tod gähnt, die Allgegenwart seiner allweisen Liebe, an Stelle der toten Materie, in der das Leben als seltener Gast aufblitzt, der Same eines unendlichen Geisterreichs, an Stelle der Hoffnungslosigkeit einer blinden Weltbewegung die selige Perspektive einer auf allen Punkten zielstrebigen Entwicklung, an Stelle des erdrückenden Gefühls, Eintagsfliegen zu sein, das Kindschaftsgefühl von Gottessöhnen, die der Hand des himmlischen Vaters nimmer entgleiten.

Es ist jetzt gar nicht unsere Frage, welche von diesen Theorien wahr, auch nicht einmal, welche von beiden tröstlicher ist. Die Frage ist nur, welche von beiden etwa auf den Namen einer christlichen Anspruch hat. Mir nun scheint evident: Jene dualistische Welt- und Gotteslehre ist die Lehre des Spätjudentums in modernem Gewande. Ebenso: Meine Lehre von Gott

und Welt ist die Lehre der Propheten und Jesu in der Sprache des 19. Jahrhunderts.

Zur Begründung des ersten Satzes folgendes: Sie wissen, daß Gott im Spätjudentum immer völliger den Charakter der Ueberweltlichkeit angenommen hat. Das irdische Wesen ist viel zu gemein, als daß er sich damit befassen könnte; das Eingreifen ist den Engeln überlassen." Auf Erden," sagt Smend (alttest. Religionsgeschichte 1. A. S. 466) „war die Herrlichkeit Gottes nicht offenbar; thatsächlich gab es hier in der Gegenwart andere Herren; aber jenseits des Firmaments thronte er in einer Herrlichkeit, von der die Welt nicht wußte, die der Glaube sich aber ausmalen konnte." Diese anderen Herren sind die Teufel. Mit der Transcendenz Gottes werden Satan und seine Engel die Fürsten dieser Welt. Unter solchen Umständen muß alles Heil, das in der sonst heillosen Welt Gestalt gewinnen soll, als Apokalypsis aus der obern Welt in die untere Welt hineintreten. Man wird die Uebereinstimmung dieser Lehre mit dem skizzierten modernen Dualismus nicht verkennen: Ob die gottverlassene Welt, die Wüste, von Teufeln regiert ist oder von erbarmungslosen Naturgesetzen, die zu wirkenden Mächten hypostasiert sind, das sind doch nur zwei mäßig verschiedene Varianten des nämlichen Textes. Ob der weltferne Gott seine Heilsgüter in eine von Unholden und Spukgestalten beherrschte Welt hinein senke, oder ob Allvater aus der obern Welt in die Welt der blinden Naturgesetze herabsteige, das ist doch das nämliche Lied, aus dem Zeit-

alter der Rabbinen in die Melodie unserer mechanistischen modernen Welt transponiert.

Unsere Lehre aber von dem der Welt immanenten Gott oder richtiger gesagt von dem Gott, dem die Welt immanent ist, ist die Lehre der alten Propheten, der schönsten Psalmen und Jesu selbst im Zeitalter Koperniks, Newtons, Darwins. Darüber noch ein paar Worte: Alt-Israel hatte keinen transcendenten Gott. „Lebendig war Jahves Walten; Israel sah es überall, wo es interessiert war. Ob er auch im Himmel wohnte, einen Himmel, der als solcher von der Erde geschieden gewesen wäre, kannte Israel nicht. . . . Wenn man im alten Israel von den Engeln und dem Hofstaat Jahves redete, so war das lediglich ein Mittel, sich die Lebendigkeit seines Waltens und Regierens auf Erden vorstellig zu machen. . . . Der Himmel war der Söller der Erde und dabei wohnte Jahve ebenso sehr und vielleicht noch mehr hier wie dort. . . . Er gebot über Sonne, Mond und Sterne; er ließ die Winde wehen und ließ es donnern und blitzen und regnen und verschloß den Himmel, wie es ihm beliebte (Smend, S. 110 und 466). Wellhausen redet (Gesch. S. 69) von der großartigen Praesenz des alt-israelitischen Gottesbegriffs, von dem Erleben und Erfahren Gottes, dessen Wirken man sah und fühlte in allem, was geschah, auf dem Gebiete der Natur wie der Geschichte. — Auch Psalmen, obgleich zeitlich ans Spätjudentum hinabreichend, haben sich die ursprüngliche Jahvevorstellung bewahrt. Der Grund dürfte nahe liegen: Männer, deren Gott transscendent

geworden, mochten Apokalyptiker und allenfalls Dogmatiker werden. Aber Sänger wird nur der, welcher Gottes lebendige Gegenwart fühlt. Die Psalmen kennen Gott, den allgegenwärtigen, — den Gott, der Wolken, Luft und Winden Bahn giebt und sie zu Werkzeugen seines Willens macht (z. B. 104, 4), der die Sonne und den Mond führt an seiner allmächtigen Hand, der Gras wachsen läßt für das Vieh und Korn und Wein für den Menschen und auch der Löwen nicht vergißt; ja auch alles große und alles kleinste Getier des Meeres erwartet von Gott seine Speise und wird nicht getäuscht (104). Der Sänger kennt einen Gott, in dem alle Kreatur lebt, webt und ist; er weiß nichts von einer Welt, welche die Wüste ist; mit Staunen vielmehr und Anbetung sieht er auf allen Punkten die Weisheit und Güte des allwirkenden Gottes (104, 24. 28).

Und Jesu Gotteslehre? Wir sind doch im allgemeinen darüber einig, daß er über die Gedanken des Spätjudentums hinweg wieder zurückgriff auf die Lehre der Propheten, resp. daß er — weil doch niemand in der Geschichte etwas findet, was er nicht zuvor irgendwie in sich selbst gefunden — aus selbsteigener Erfahrung heraus die Gedanken Alt-Israels wieder lebendig machte und auf einen vorher nie erreichten idealen Ausdruck brachte. Er fühlt sich Gott unendlich nahe; der transscendente Gott der Juden ist sein Gott nicht. In der ganzen Natur fühlt er Gottes Nahesein, sieht er seine Weisheit und Vatergüte. Von einem lieb- und verständnislosen Naturmechanismus weiß er nichts.

Sonnenschein und Regen sind für Jesus Dokumente der vollkommenen Gottesliebe, der wir nacheifern sollen. Gottes Fürsorge erstreckt sich auf Lilien und Sperlinge, und unsere Haare sind gezählt, also ein Gegenstand seiner Liebe. Als Vater, Herrn des Himmels und der Erde, ruft Jesus Gott an; sein Gott hat also das Departement der Erde nicht den Teufeln abgetreten, sondern ist selbst Herr der Erde, und nicht nur Winde und Blitze (Ps. 104, 4), sondern die Fülle dessen, was wir den Naturmechanismus nennen, muß Gottes Liebeszwecke vollführen. Der Herr der Erde ist ein Vater, der mit seiner Liebe aller Kreatur nahe ist. Die Pharisäer, die sich, um Befleckung zu vermeiden, von Zöllnern und Sündern abschieden, dachten auch Gott als einen großen transscendenten Pharisäer, der sich mit der gemeinen Welt nicht einlassen darf, es sei denn, um zu strafen. Jesus suchte liebend die Nähe und Gemeinschaft der Sünder und Zöllner; und wie er selbst, so sein Gott; dieser ist liebend jedem armen Sünder, ja jedem Blümlein und Würmlein nahe. Schöner ist der Inhalt des 104. Psalms in Jesu Seele wiedererstanden.

Aber hat denn Jesus nicht auch mit seinen Zeitgenossen an die Dämonen als Herren dieser Welt geglaubt und noch andere Elemente der Theologie des Spätjudentums festgehalten? Gewiß. Aber hier gilt Holtzmanns Wort: „Die paar Stellen (der Evangelien), welche von der Annahme einer dämonischen Verpfuschung der Gotteswerke Gebrauch machen, berühren doch nur die Peripherie des Gesamtbildes", und das andere:

„Während dem unter theologischem Bann stehenden Juden die Natur der Aufenthalt der Dämonen, aber kein Gegenstand sympathischer Hingabe war, bleibt Jesu Horizont, trotz aller positiven Stellung zum Volksglauben, doch zeitlebens der weite, von keinem Schatten teuflischer Fittige bedeckte Raum zwischen Aufgang und Niedergang, freundlich beleuchtet von Gottes Sonne, so daß sich die Vögel unter dem Himmel und die Blumen des Feldes ihres Daseins freuen dürfen." (Neutestamentl. Theol. I, S. 167 und 112.) Jesus ist ja kein von seiner Zeit und den natürlichen Bedingungen menschlicher Entwicklung abgelöstes Wunderkind; drum ist der Dämonenglaube u. dgl. auch an seinen Worten hangen geblieben, freilich mehr an der Form als am Inhalt. Soweit die grandioseste religiöse Originalität ohne philosophische Bildung mit einem Ruck frei machen kann, hat er sich frei gemacht. Als ein neuer Mensch und idealer Wiederbringer der Propheten steht er da. Der alte Judenmantel flattert wohl noch um die Schultern des Gewaltigen. Aber derselbe ist zerschlissen und zerrissen und verhüllt nicht seine königliche Gestalt. Und dabei bleibt immer noch die Frage, was auf Rechnung der Evangelisten kommt; es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Alte ihm loser saß; sie haben ihm den alten Judenrock wieder etwas fester zugeknöpft. Aber wer uns nun diesen alten muffigen Rock als Jesu Wort und Geist aufschwatzen will, muß uns für leichtgläubiger halten, als wir sind. Es verhält sich mit Jesu Lehre wie mit dem Schmetterling, der sich unter der Larven-

haut ausgebildet hat. Die alte Puppenhaut liegt noch über ihm und scheint einen Teil seines Wesens zu bilden; aber sie ist abgestorben und morgen fällt sie weg, und der Falter wiegt sich in voller Schöne in der Sonne.

Bei Paulus allerdings ist die spätjüdische Theologie weit weniger überwunden als bei Jesus; dafür war er in einer Gelehrtenschule aufgewachsen. Bei ihm mögen die Anhänger eines transscendenten Gottes und einer gottverlassenen Welt allerlei Stützen finden. Habeant sibi! Wer sich berufen fühlt, die rabbinischen Residua der Theologie Pauli als urechtes Christentum zu kolportieren, der thue es, bis er klüger wird. Für Pauli Theologie ist sehr bezeichnend das Wort 1. Kor. 9, 9. „Kümmert sich Gott etwa um die Ochsen?" Ich an meinem Teil bin der Schüler des Meisters, dessen Gott nicht nur für die Ochsen, sondern noch für viel kleinere Geschöpfe mit allgegenwärtiger Vaterliebe sorgt. Und wenn ich gelehrt habe, daß der sogenannte Weltmechanismus das Werkzeug der allwaltenden Gottesweisheit und Gottesliebe sei, so ist das in der schwerfälligen Sprache unseres wissenschaftlichen Zeitalters genau das, was in Jesu Mund lautet, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen des Vaters im Himmel u. s. w. Es wird also der Inhalt meiner Theologie als christlich gelten dürfen.

III. Der Erkenntnisweg. Man wird zum Schluß den Einwand machen, ich sei zu der identischen Gotteslehre einen andern, einen nichtchristlichen Weg

gegangen. Mir gelte das Universum der Erfahrungswelt als Gottesurkunde; der christliche Weg sei ein anderer. Welcher denn? Die Bibel ist der Weg, sie allein die suffiziente Quelle aller Gotteserkenntnis, sagt die „Orthodoxie". Christus ist der Weg, in ihm, in ihm allein ist die Fülle der Gottheit offenbar, sagt die herrschende Richtung der Vermittelungstheologie.

Darauf könnte ich entgegnen: Das Ziel sei doch die Hauptsache. Wenn wir nur zum lebendigen wahrhaftigen Gott gelangten, bleibe der Rest d. i. der Weg gleichgiltig.

So könnte ich entgegnen, wenn ich nicht wüßte, daß wirklich nur ein Weg zu unserem Ziele führt, und daß dieser Weg der meinige und zugleich der von Anfang an christliche ist.

Nicht die Bibel ist die Gottesoffenbarung schlechthin. Die Suffizienz der heiligen Schrift ist schon damit erledigt, daß es doch eine Erfahrung und Erkenntnis des lebendigen Gottes gab, ehe das alte Testament oder eins seiner Bücher da war. Und das Christentum und die christliche Gotteserkenntnis waren da, waren da in ihrer schönsten Kraft, ehe eins der neutestamentlichen Bücher da war. Es ist ja auch so evident wie möglich, daß die Bezeugung des lebendigen Gottes in Menschenherzen und Menschenköpfen da sein mußte, ehe diese Erfahrung schriftlich konzipiert werden konnte. Die lebendige Quelle mußte doch da sein, eh' man ihr Wasser in Zisternen fassen konnte.

Das räumt nun die sogenannte Orthodoxie ein.

Freilich, so sagt sie, mußte die lebendige primäre Offenbarung in Propheten und Jesu Christo erst da sein, ehe sie niedergeschrieben werden konnte. Aber für uns andere, für uns Spätgeborene gebe es nun keine ursprüngliche Offenbarung mehr; zu uns rede Gott durch das aufgeschriebene Wort, durch dies allein, und dies Wort zu hören, sei der christliche Weg.

Dagegen statt vielem nur eins: Eben jene alt- und neutestamentlichen Bücher, die ihr zur endgiltigen, einzigen und suffizienten Gottesoffenbarung für uns machen wollt, sind wider euch; gerade sie desavouieren euch. Sie weisen nämlich über sich hinaus auf eine immer lebendige, nie intermittierende Offenbarung Gottes. — Im alten Testament wird verheißen, daß Gott einen neuen Bund mit den Menschen machen werde, und daß dannzumal ein jeder direkt durch Gott gelehrt sein werde und keines äußern Lehrmeisters mehr bedürfe. Die neutestamentlichen Schriftsteller sind voll der Gewißheit, daß die Tage dieses neuen Bundes angebrochen sind, daß Gott zur Gemeinde redet und bis ans Ende der Tage zu reden nicht aufhören wird. Der Name des hl. Geistes bedeutet ja gar nichts anderes als den sich bezeugenden, den offenbaren Gott, der die Gemeinde in alle Wahrheit führt. Kurz, das neue Testament glaubt an Pfingsten, an die immer lebendige Gottesbezeugung, und die neutestamentliche Gemeinde ist solidarisch mit diesem Glauben. Das neue Testament weiß von keinen Epigonen.

Indem nun ich der Zuversicht lebe, daß es eine

immer lebendige Gottesoffenbarung giebt, daß Gott heute so klar und deutlich zu uns redet als je in der Vorzeit Tagen, — zu uns redet durch die Schrift aber auch durch das Universum aller andern Dinge, daß er jedem unter uns nahe ist, der seiner Offenbarung Augen, Kopf und Herz öffnen will, bin ich biblischer als die Biblizisten, die den Pfingstglauben verleugnen. Die Schrift ist für mich, den Empiristen; sie ist gegen euch, die Biblizisten und Orthodoxen.

Eine andere Parole lautet: In Christo, in Christo allein ist uns Gott offenbar; er ist der einzige Gottesbeweis. — Wollen wir auch das bekämpfen? Sagt's denn nicht das Johannesevangelium, daß er der Weg ist und daß, wer ihn sieht, den Vater sieht? Sagt's nicht der Kolosserbrief, daß es Gott gefallen hat, in ihm die Fülle der Gottheit wohnen zu lassen? Gewiß. Aber das Johannesevangelium sagt auch, daß Jesus der Logos ist, durch den alles geworden, was geworden ist. Und der Kolosserbrief sagt, daß alles im Himmel und auf Erden durch ihn und auf ihn geschaffen ward, und daß alles in ihm besteht. Daß wir in dem, durch den alles geschaffen, in dem die Fülle der Gottheit unter uns tritt, die Gottheit anschauen, Gott erkennen mögen, ist weiter kein Problem. Aber das ist ärgerlich, daß die Theologen, mit denen ich es jetzt zu thun habe, von den Aussagen des Johannesevangeliums und des Kolosserbriefs die einen aufrecht erhalten und die andern, die davon unzertrennlich sind, wegwerfen. Kaftan sagt (Gottesdienstl. Vorträge, S. 92): „Jesus

Christus, er allein und nichts außer ihm ... Natur und Gewissen sagen uns wenig. Jesus Christus ist es allein, der mich zu Gott führt" und dazu S. 123 „daß der ewige Gott in diesem Gefäß eines Menschen aus unserer Mitte die Fülle seiner Herrlichkeit und ewigen Gottheit hat wohnen lassen." Wie kann man bei so viel Prätension der „Rechtgläubigkeit" so unbiblisch reden! Der Eine, in dem wir Gott anschauen und erkennen, ist nach Paulus wie Johannes nicht ein Mensch aus unserer Mitte, sondern einer, der in Gottesgestalt von Ewigkeit her bei Gott war u. s. w.

Uns berührt jetzt nur die These Herrmanns, Rades, Kaftans, daß für uns der historische Jesus, der Mensch aus unserer Mitte, die Offenbarung der Gottheit schlechthin und der einzige Gottesbeweis sei. Statt aller möge der Klassiker der ganzen Richtung, Herrmann, reden. Er sagt (Gottesdienstl. Vorträge, S. 63 und 66): „Wir glauben an Gott, wenn Gott sich uns offenbart. Diese Offenbarung, voll von Wundern und Geheimnissen, bleibt uns Jesus Christus ... Er stellt sich vor uns mit dem übermenschlichen Zutrauen zu sich selbst, um seinetwillen könnten und sollten alle Menschen nach ihm glauben, daß Gott lebe und sie liebe." Man verstehe recht: Jesus Christus gilt hier und in so manchen andern Aussagen nicht etwa bloß als Offenbarung der Liebe Gottes, vielmehr als Beweis, daß Gott lebt oder existiert; Jesus Christus gilt als der Gottesbeweis schlechthin. Es giebt außer ihm in der ganzen weiten Welt nichts, was uns verbürgte, daß ein Gott ist.

Dagegen folgendes: Wie ich den Biblizisten sagen mußte: „die Schrift, die ihr als alleinige Quelle der Gotteserkenntnis ausgebt, desavouiert euch", so hier diesen andern: „Jesus, den ihr als die Offenbarung Gottes schlechthin ausgebt, kennt euch nicht und anerkennt euch nicht." Wo in aller Welt hat dieser Jesus, dessen echte Züge, nur mäßig übermalt, uns bei Matthäus entgegentreten, gesagt: „Seht mich an, in mir, mir allein erkennt ihr Gott." Er hat gesagt: Seht die Vögel an unter dem Himmel, seht die Lilien auf dem Felde; seht die Sonne, wie sie über Bösen und Guten aufgeht; blickt ins eigene Herz und auf euer eigenes Thun und gründet darauf einen vernünftigen Schluß in Ansehung Gottes! Kurz, in physischen und ethischen Thatsachen, die der allgemein menschlichen Erfahrung zugänglich sind, lehrt er uns Gott erkennen. Ihr Modernen lehrt, es gebe in der ganzen weiten Welt nichts, was uns Gott und seine Liebe verbürge, außer Jesus allein. Jesus aber kennt euch nicht; denn er hat Gott und seine Liebe überall gesehen und uns sehen gelehrt. Und noch eins: Dieser Jesus hat das heilige Buch seines Volkes nicht abgelehnt, sondern bejaht. Damit hat er implizite die Quellen der Gotteserkenntnis, die dies Buch kennt, anerkannt, also z. B. Psalm 19, 2—5: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag bringt dem andern die Botschaft, und eine Nacht giebt der andern die Kunde, nicht eine Botschaft und nicht Worte, deren Schall un-

hörbar wäre. In alle Lande geht aus ihr Klang, und ihre Worte bis ans Ende der Erde." Ihr sagt, es gebe nichts in der weiten Welt, was von Gott zeuge, außer Jesus allein. Der Psalmist aber behauptet, daß das Universum an jedem Ort von Gott erzählt, daß täglich und an jedem Ort Gottes Wort ertönt, Gottes Offenbarung uns gegeben ist, und Jesus bejaht den Psalmisten. — Und was dünkt euch von dem großen Unbekannten Jes. 40 ff.? Leidet der etwa an dem Gedanken, daß in der ganzen weiten Welt keine verläßliche Spur von Gott anzutreffen sei? „Unser Prophet," sagt Wellhausen, Gesch., S. 116, „ist wie trunken von der Idee des Allmächtigen, der Hymnus von ihm rauscht in gleichmäßigem Gewoge durch alles, was er sagt." Trunken von der Idee des Allmächtigen kann der Prophet nur sein, weil er in der Fülle des Wirklichen seine Offenbarung inne wird. Der gewaltige Hymnus kann nur darum seiner Brust entquellen, weil er erst in Natur und Geschichte den Allmächtigen; den Herrn des Himmels und der Erde, den Vater Israels erschaut hat. War wohl Deuterojesaja für Jesum ein apokryphes Buch? — Man verstehe doch: Wenn die Position unserer Gegner richtig wäre, so wäre im Grunde das ganze alte Testament ein apokryphes Buch. Wenn in der geschichtlichen Erscheinung Jesu allein Gott den Menschen offenbar ist, so gab es vor Jesu keine Gottesoffenbarung, und die Gottesoffenbarung, von der das alte Testament zeugt, ist imaginär. Jesus aber hat an die Offenbarung im

alten Bund geglaubt, hat im Gott des alten Bundes *seinen* Gott, in Israels Gesetz die *rechte* Gottesordnung verehrt. Also noch einmal, er desavouiert sie alle, die da sagen, daß er die alleinige Gottesoffenbarung und der alleinige Gottesbeweis sei. Die Parole „Jesus allein“ hat an ihm selbst den größten Gegner.

Aber hat denn Jesus nicht auch gesagt „Niemand erkennt den Vater als der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren“? Ich erwidere: Wollt ihr gegen das ganze Matthäusevangelium die *eine* Stelle ausspielen? Bedenkt: Es ist zunächst nicht gewiß, daß Jesus solches gesagt hat; es ist nur gewiß, daß Matthäus es ihn sagen läßt. Zudem ist die Stelle textlich sehr verschieden überliefert; die schwankende Ueberlieferung ist eine schlechte Stütze der Ursprünglichkeit. Die Stelle klingt auch einem Ohr, das sich an den Klang der sichern Jesusworte gewöhnt hat, fremdartig. Wollt ihr etwa das Sichere mit dem Unsichern auslöschen? Aber ob auch die Stelle das sicherste der Jesusworte wäre, so sagt sie doch nichts gegen meine Darlegung. Seht zu: 1) „Niemand kennt den Vater als der Sohn“; damit wird ein schlichtes historisches Faktum beschrieben. Die Schriftgelehrten und Pharisäer allzumal kannten ihn nicht. Mochte Gott noch so deutlich in der Fülle des Wirklichen sich offenbaren, ihnen fehlte das Auge, ihnen fehlte der gute Wille Gott zu sehen, ihnen fehlte das reine Herz. Jesus aber erkannte Gott und ruhte als der Sohn, der des Vaters Liebesgedanken erlauscht, an Gottes Vaterherzen. 2) „Niemand erkennt den Vater,

dem es nicht der Sohn offenbart." Das beschreibt abermals ein schlichtes historisches Faktum. Wo sind denn die, die seit Jesu Tagen ohne ihn und die Vermittlung seiner Gemeinde zur Erkenntnis des lebendigen Gottes gekommen wären? Es giebt nicht einen. Er ist der Lehrmeister, welcher der Welt die Augen aufgethan, uns den Star geschnitten hat. — Aber bemerkt nun gütigst auch, was in der Stelle nicht steht! Es steht darin nichts davon, daß er das einzige Faktum sei, in welchem Gottes Existenz und Liebe sich uns enthülle. Der Modus der Enthüllung muß doch, wenn uns jetzt das Wort als echt gilt, im Zusammenhang der andern Worte Jesu bestimmt werden, also nach der Wegleitung von Matth. 5, 45. 6, 25—34. 7, 7—11. Also: Der Sohn enthüllt uns den Vater, indem er uns die Realitäten verstehen lehrt, in denen er selbst den Vatergott erschaut hat. Danach ist Jesus der „Weiser", nicht der Beweis; er ist der Interpret der Fakta, nicht selber das einzige Faktum, — der Arzt unserer Augen, damit wir in der ganzen Welt Gott schauen mögen, nicht der Gegenstand, der einzige Gegenstand unseres Schauens.

Jesus steht also trotz und mit Matth. 11, 27 vor uns als einer, der uns in Uebereinstimmung mit dem alten Testament in der Fülle des Wirklichen Gott und seine Liebe erkennen lehrt, als Empiriker also. Unser Erfahrungsweg ist sein Weg. Unser Weg zur Gotteserkenntnis ist der von Anfang an christliche, den Propheten und Psalmisten und der Meister selbst gegangen sind.

Was thun wir mit unserer Erfahrungstheologie? Wir haben einfach nach dem Maß unseres Könnens die Sprache der alt- und neutestamentlichen Empiristen in die Sprache des 19. Jahrhunderts übersetzt, um die Kinder dieser Zeit zu Gott zu führen. „Der Himmel erzählt des Ewigen Herrlichkeit," sagt die Schrift. Die Frage ist jetzt, ob auch der von Kopernik und Kepler verwandelte Himmel noch von Gott erzähle oder aufgehört habe, eine Offenbarung des Allmächtigen zu sein. Die Frage ist, ob die von Newton und Lavoisier, von Robert Maier und Darwin und andern Großen interpretierte Welt noch die Ehre des Ewigen verkünde oder nicht mehr. Die Erde ist aus dem Zentrum gerückt und rollt als kleiner Planet durch des Raumes Unendlichkeit. Kann sie jetzt noch als ein Gegenstand der Liebe Gottes gelten? Die Menschen sind Desscendenten tiefer stehender Geschlechter. Sind sie dann noch Gottes geliebte Söhne? Nach ewigen Ordnungen vollzieht sich alles Weltgeschehen, und ein unerbittlicher Kampf ums Dasein herrscht unter den Lebendigen. Zeugt eine solche Welt noch von Gottes Liebe? Alles entwickelt sich, das Sittengesetz selbst ist nicht auf steinerne Tafeln geschrieben vom Himmel gekommen, sondern ist ein Produkt vieltausendjähriger Entwicklung und entwickelt sich stetig weiter. Bleibt ein solches Sittengesetz noch die Offenbarung des ewigen Gottes?

Ich habe all diese Fragen kräftig bejaht und habe die Bejahung begründet. Die von den Heroen der modernen Wissenschaft interpretierte Welt ist uns eine

Gottesurkunde geblieben wie den alten Propheten, ja ist uns erst völlig eine solche geworden. Alles, von der Bewegung der Luftteile bis zum Hoffen, Glauben und Lieben in Menschenherzen, vom Donner und Blitz bis zu Jesu Wort und seiner rettenden Liebe, ist uns zu einer kontinuierlichen Offenbarung des Herrn des Himmels und der Erde geworden. Und wir stehen, mit solchem Empirismus in voller Kontinuität mit dem Anfänger unseres Glaubens, Jesus Christus.

* *
*

Liebe Brüder! Ich habe meine Sache thetisch und apologetisch zu Ende geführt. Nun sagt mir vielleicht dieser und jener von Ihnen im stillen: „Wir hatten eigentlich etwas anderes von dir erwartet, nämlich, daß du zeigest, wie wir Prediger des Wortes dies Geschlecht mit unserer Predigt erreichen und gewinnen mögen." Mit Verlaub, meine Herren: Eben das habe ich wirklich gethan, das allein. Ich hab's auf meine Weise gethan. Meine ganze Darlegung sagt euch: Wenn ihr andere zu Gott führen wollt, müßt ihr selbst erst in die Gottesnähe gekommen sein; wenn ihr sie auf redlichem Wege zu Gott bringen wollt, müßt ihr selbst auf redlichem Wege dahin gelangt sein. Meine Anweisung lautet: Seid darauf bedacht, daß eure Botschaft „Gott ist und lenkt mit unendlicher Macht, Weisheit und Güte euer Leben" so redlich und gut begründet sei, als unter der Sonne irgend etwas begründet werden mag, — so gut, daß ihr keinem Physiker die Palme größerer exakter Wissenschaftlichkeit abzutreten braucht. Sorgt dafür,

daß eure Sache Wurzel hat; dann wird sie schon wachsen. Medikamente aber, um wurzellose Pflanzen am Leben zu erhalten und zum Blühen zu bringen, habe ich nicht auf Lager.

Materiell habe ich zweierlei erhärtet: 1) Wir müssen auf dem Erfahrungsweg Gott und seine Ordnungen, d. h. die wahren Realitäten erkennen. 2) Wir müssen uns fest auf diese Realitäten stellen und unser Leben dadurch bestimmen lassen. Ist dies beides bei uns in Ordnung, so sind wir geschickt zum Reiche Gottes, — sind wir fähig, dem Geschlechte dieser Tage Führer und Seelsorger zu sein.

Daß wir das sind, muß ich noch mit ein paar Worten darlegen:

Wie heißt doch der schlimmste Fluch, der zur Zeit über allem Kirchenwesen liegt, die Phyllorera im Weinberg Gottes? Es ist die Ansicht, daß der religiöse Glaube, aller Wegleitung der Erfahrung ledig, transscendente Träume träume, die denn freilich, weil jede objektive Norm fehle, bei jedem durchaus individuelle Gestalt erhalten müßten. Daher die Parole: Religion ist Privatsache, d. h. es träume jeder seinen Traum nach seiner Façon, aber lasse die andern damit unbehelligt. Daß diese Ansicht von der Natur des religiösen Glaubens destruktiv wirken muß, ist selbstverständlich; in diesem Fall ist der Weisheit letzter Schluß „Nichts Gewisses weiß man nicht“ und die jener Ansicht zugänglichen modernen Menschen finden sich in einer großen skeptischen Pfütze zusammen. Die Religion stirbt unter ihnen ab. Damit zerfällt freilich die Kirche nicht

von heut auf morgen. „Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern, und das täuschende Bild lebender Fülle bestehn." Der Tod ist doch Meister.

Stehen wir nun auf dem früher Dargelegten, so sind wir geschickt, diese Toten wieder zum Leben zu erwecken. Der rechte religiöse Glaube ist nach unserer Einsicht nicht ein Ueberfliegen der Erfahrung, vielmehr ein beharrliches Feststehen auf den wahren Realitäten, die als solche offenbar, erfahrbar, erkennbar sind. Die rechte Religion macht uns nicht die mindeste Zumutung, transempirische Dinge zu bejahen; sie mutet uns vielmehr zu, unser Herz hinzugeben dem wahrhaftigen Gott, dessen Wirklichkeit in der Fülle des Wirklichen sich uns bezeugt. Denken wir aber also, so muß, so weit unser Wort reicht, jener Fluch weichen. Wir sind geschickt, Evangelisten der modernen Menschen zu sein.

Beseitigt ist damit implizite eine alte böse Fabel; dieselbe lautet, jede Religion, also auch das Christentum, sei gleichgiltig gegen die Erkenntnis, oder geradezu erkenntnisfeindlich. Das Gegenteil ist uns evident: Die rechte Religion (die wir als dem Christentum identisch erkannt) ist Hangen am lebendigen wirklichen Gott. Es giebt aber keinen Weg zum Wirklichen als eben das Erkennen. Mithin impliziert die rechte Religion höchste Sehnsucht nach voller Erkenntnis des wirklichen Gottes und seiner Wege. Und der rechte Fromme muß jede Mehrung und Vertiefung der Erkenntnis begrüßen, gewiß, daß dadurch das Angesicht Gottes besser enthüllt und seine Ehre gemehrt wird. Wir werden z. B. die

Kinder dieser Zeit nicht ärgern durch prinzipielles Sträuben gegen die Macht, vor der alle Schlösser der Natur springen, gegen die Entwicklungslehre. Wir haben zu gut erkannt, daß sie kein Idol ist, daß mit ihrer Hilfe das Schwerste, was uns bis jetzt ratlos ließ, sich heben läßt, ja daß aus ihr das größte Loblied des Allmächtigen quellen muß. Bei solcher Haltung muß unser Kredit unter diesem Geschlecht wachsen, und wir können, wenn Gott weiter Gnade giebt, dessen Evangelisten werden.

Weiter: Wir sind geschickt, denen unserer Zeitgenossen Handreichung zu thun, welche von kantischer Philosophie ergriffen sind. Kant lehrt sie, daß wir von einem transempirischen Gott nichts wissen können. Ihnen sagen wir: Gewiß könnt ihr von einem solchen Gott nichts wissen; ihr sollt auch nicht, wie Kant euch zumutet, an einen solchen Gott glauben. Aber damit ist die Position „Gott" für euch nicht verloren. Wofern ihr Augen und Herzen öffnet — der gute Wille sehen und erkennen zu wollen muß dabei sein — so werdet ihr erfahren, daß Gott um und um inmitten der Erfahrungswelt euch nahe ist, daß er als das gewisseste aller empirischen Objekte euch gegeben ist. Und diesem offenbaren Gott sollt ihr das Herz hingeben, an ihn sollt und könnt ihr glauben.

Weiter: Wir, wir allein auf dem von uns gewonnenen Boden sind geschickt, den unzähligen unserer Zeitgenossen, welche vom Schriftprinzip, resp. dessen Zusammenbruch beunruhigt sind, zu dienen. Man kennt

die Verlegenheit: Die heilige Schrift gilt in der protestantischen Theologie und in der Gemeinde offiziell als die einzige schlechthin suffiziente Gottesurkunde, — und nun ist diese Urkunde defekt, partizipiert hundertfach an irrender Menschlichkeit. Welch' eine Erschütterung der Gemeinde! Und welch' eine traurige Wissenschaft, diese Theologie, die auf einem marantisch gewordenen Schriftprinzip steht! Wie viel Versuchung zu Vertuschung vor sich und vor der Gemeinde!

Allen von der Sachlage beunruhigten Brüdern sagen nun wir: Fürchtet euch nicht! Laßt brechen, was brechen will. Das Zerbrechen des Schriftprinzips wird der Kirche keinen Schaden, sondern neues Leben bringen. Denn die Kirche des lebendigen Gottes steht nicht auf der Schrift, hat nie darauf gestanden. Sie war da, war da in ihrer schönsten Kraft, ehe die Schrift war, und wird sein, wenn die Schrift (oder doch das Schriftprinzip) nimmer ist. Erkennet doch: Gott hat nie sein Testament gemacht und auch nicht zwei; er ist nicht tot, sondern lebt und zeugt und redet als der Ewiglebendige, und wer Ohren hat zu hören, kann seine Stimme vernehmen aus allen Dingen. Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Was zittert ihr, weil das von Menschenhänden gemauerte Grab, in dem ihr ihn verschlossen glaubtet, baufällig geworden ist? Der Ewiglebendige wohnt nicht in Gräbern, und der heilige Buchstabe ist nicht sein Leichentuch. Das Universum vom Sandkorn, das vom Wüstenwind getragen wird, bis zu dem Herrlichen, der liebend am Kreuze verblutete

und den Getreuen, die seinen Fußstapfen nachwandeln, ist eine kontinuierliche und unfehlbare Urkunde des lebendigen Gottes. Leset dieselbe! Ein jeder Staub, den er hat werden lassen, verkündet seines Schöpfers Macht, und die Gemeinde der Liebenden verkündet seine Liebe. — Sind wir im Besitze solch' einer gewaltigen, unzerbrechlichen Gottesurkunde, so ist der Streit um die heilige Schrift völlig harmlos geworden. Denn dieser wahren und letzten Urkunde gegenüber ist die heilige Schrift in allen Fällen das Abgeleitete; sie ist eine herrliche Interpretation der wahren letzten Gottesurkunde, aber doch immer nur eine Interpretation. Was liegt daran, daß diese an der Beschränktheit menschlicher Interpreten partizipiert, wenn uns täglich möglich ist, die Urkunde selbst zu studieren? Was liegt daran, daß die Grundrisse des königlichen Palastes diskongruent und schwer zu entziffern sind, wenn uns täglich der Zugang zum Palaste des großen Königs selbst offen steht?

Endlich: Wir sind auf unserem Boden geschickt, der Parole „Jesus allein" und den Schädigungen, die daraus der Gemeinde erwachsen können, wirksam zu begegnen. Welcherart diese Schädigungen sind, ist leicht zu ermessen. Verkündigt immer die Position „Jesus allein ist unsere Gottesoffenbarung", so hören die modernen Menschen leicht nur die darin beschlossene Negation. „Die andern Dinge verkünden Gott nicht. Der alte Gellert und vor ihm all die Braven bis zurück zum Dichter des 104. Psalms haben sich geirrt." Was schließt dann ein modernes Gemüt? Es schließt: Wenn

das Ganze der Wirklichkeit nicht von Gott zeugt, ohne Gott begreiflich ist, dann wird wohl auch dieser Rest, der Prophet von Nazareth, ohnedem sich begreifen lassen. Die Negation verschlingt die Position. Wir aber lehren die Menschen wieder mit Zuversicht Gellertsche und Gerhardsche Lieder singen. Wir lehren sie in der Stufenreihe der Schöpfung Gott schauen, damit sie endlich in Jesu Christo und durch Jesum Christum ins Herz des Vaters blicken mögen. Unser Jesus ragt nicht einsam aus der Skepsis unendlichem Gewässer. Auf dem Felsengrund unendlicher Positionen steht er als der Positionen größte. Alle Dinge vom harten Granit bis zum liebenden Herzen Jesu verkünden uns den Vater, den Herrn des Himmels und der Erde.

Es dürfte sonach evident sein, daß wir, wenn wir den beschriebenen Weg selbst gegangen, auch geschickt sind, dies Geschlecht zum lebendigen Gott zu führen.

Aber erwächst nun nicht den Predigern die Aufgabe, alle ihre Pflegebefohlenen den schwierigen Weg der Gotteserkenntnis zu führen, damit sie nach der Erkenntnis ihr Herz Gott hingeben, d. h. glauben mögen? Und ist solche Zumutung nicht allzuschwer? Ich antworte: Ihr dürft und sollt bei eurer Arbeit mit der Thatsache rechnen, daß die Menschen eines vernünftigen Autoritätsglaubens fähig sind; z. B. glaube ich, daß das Sonnenjahr 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Sekunden beträgt; ich glaube, daß der Sirius so und so viel Sternweiten von uns entfernt ist. Es ist das vernünftiger Autoritätsglaube. Vernünftig:

denn ich weiß, daß die Sache in guten Händen steht, in den Händen jener Astronomen nämlich, die eine Mond- und Sonnenfinsternis auf die Sekunde genau vorausberechnen und damit ihr Können bewähren. Vernünftig: denn ich weiß, daß eben diese Astronomen in dem Augenblick, da ich ihrer Beweisführung folgen will, mir die richtige Berechnung des Sonnenjahres und der Siriusferne zu demonstrieren willens sind. Meine Herren! Jeder, auch der wissenschaftlichste Mensch bejaht mehr Dinge auf Autoritäten hin, als er selbständig weiß. Jeder Beste ist in mehr Dingen Laie, als er selbständig erkennt.

Damit nun dürfen wir in der Religion rechnen, daß auf jedem Gebiete die Laien selbsteigene Erkenntnis durch vernünftigen Autoritätsglauben ersetzen können. Die Hingabe (die fides salvifica) bleibt hernach ganz dieselbe, ob jemand die Realitäten, denen er sich hingiebt, selbst erkannt oder durch vernünftigen Autoritätsglauben ergriffen hat.

Aber damit dieser Autoritätsglaube der Laien vernünftig sei, müssen die zwei Bedingungen erfüllt sein: 1) der Laie muß sich bewußt sein, daß jene Urteile über Gott und göttliche Dinge in guten Händen stehen, daß die Autoritäten wirklich wissende Autoritäten sind. Glaubt der Laie, was sein Vater glaubt, und dieser, was der Pfarrer glaubt, u. s. w., so ist's thörichter Köhlerglaube. 2) Der Laie muß sich bewußt sein, daß der Lehrer der Gemeinde in jedem Augenblick willig und fähig ist, ihn den Erkenntnisweg zu führen.

Im übrigen muß und wird sich der Gegensatz von Erkennenden und Autoritätsgläubigen in der Gemeinde des lebendigen Gottes, der uns um und um nahe ist, durchaus verflachen. Nur die Kinder sind hier Laien. Alle Erwachsenen müssen in irgend einem Maß erkennen, daß Gott ist, daß er sie lieb hat, und daß sie ihm ihr Herz schuldig sind. Es giebt keinen ordentlichen Konfirmandenunterricht ohne Führung zur Gotteserkenntnis, ohne ein wenn auch abgekürztes und der kindlichen Fassungskraft angepaßtes Beweisverfahren. Und so wird der rechte Lehrer und Seelsorger auch nach dem Konfirmandenalter die Gotteserkenntnis immer mehr vertiefen nach dem Maß, wie es die jeweiligen Hörer zu fassen vermögen.

Ein Wort endlich über die Hauptsache: Autoritätsglaube und Erkenntnis sind bloßes Mittel zu dem einen, was not thut, der Hingabe an Gott, der fides salvifica. Der rechte Seelsorger will seine Pflegebefohlenen zu solchem Glauben führen. Zu dieser Führung aber taugt er bloß, wenn er selbst gläubig ist, d. h. mit ungeteilter Seele an Gott hängt und dementsprechend sein Leben als kontinuierlichen Gottesdienst auslebt. Wenn er sein Herz Gott nicht hingegeben, ist er nicht geschickt, andere zu bestimmen, daß sie es thun. Erst dann, wenn er Gott und seine Wege nicht nur erkannt hat, wenn er vielmehr mit ganzem Herzen am rechten Gott hängt und auf seinen Wegen wandelt und auf diesen Wegen den Frieden, das Heil gefunden hat, wird er andere hinzureißen und in Toten Leben zu erwecken

vermögen. Nur Lebendige zeugen neues Leben. Halten wir darum fest: Wenn wir nicht glauben, will sagen, wenn unser Herz nicht mit jeder Faser an Gott hängt, taugen wir nicht zur Seelsorge. Dagegen mag jemand bei sehr mangelhafter Erkenntnis, wofern nur sein Herz seinem Gott, wie er ihn nun einmal in aller Schwachheit begriffen hat, treu ergeben ist, ein rechter Seelsorger und Seelengewinner werden. Erkenntnis ohne Glaube ist nichts; Glaube dagegen ist auch bei großer Beschränktheit der Erkenntnis eine lebenzeugende Macht. Das Ideal freilich ist nur da erreicht, wo rechte Erkenntnis und Glaube verbunden sind. Der Mann, der den wahrhaftigen Gott recht erkannt hat und mit ganzer Seele an ihm hängt, ist der berufene Seelsorger; wo er schreitet und Samen streut, fängt das dürre Erdreich zu grünen an.

Zum Troste dürfen wir uns aber hier sagen, daß so Großes, die Menschen zum Glauben zu führen, doch nicht eigentlich auf des Pfarrers Schulter gelegt ist. Die ganze Gemeinde, in welcher der einzelne aufwächst, soll Glauben zeugen in dem heranwachsenden Geschlecht und auch in denen, welche draußen sind. — Wie aber, wenn das Erkenntnis- und Glaubensleben einer Gemeinde darniederliegt, und dieselbe infolgedessen untüchtig ist, in andern Glauben zu wecken? Dann fällt freilich die Last mit doppelter Schwere auf den einzelnen, der sich Seelsorger nennen läßt, zurück. Dessen Aufgabe wird dann sein, jeden Tag dahin zu wirken, daß das Erkenntnis- und Glaubensleben seiner Gemeinde er-

neuert wird, damit diese tüchtig sei, auf immer mehr Punkten Erkenntnis und Glauben zu zeugen, zu stärken, zu mehren.

Daß eine solche Gemeinde, voll Erkenntnis und Glaube, die eine rechte Mutter der heranwachsenden Generationen sein kann, unter uns wachse, daran soll ein jeder an seinem Teil arbeiten und bei seiner Mühe nie vergessen, daß alles Größte und Beste nur erreicht wird durch die Treue im Kleinen.

Beilage.

Der Führer auf dem Weg zu Gott.

Wenn mein „Weg zu Gott" vielen gangbar und erfreulich erschienen ist, so hat er doch auch manche erschreckt und skandalisiert. Schon in Frauenfeld hat sich ein namhafter Sprecher dahin geäußert, es fehle in meiner Darlegung Christus, und es sei die heilige Schrift zu gering geschätzt. Und so haben andere bei mir die rechte Stellung zu Christus und der Schrift und die in der Kirche übliche und zulässige Lehrweise vermißt; ihnen scheint der von mir aufgezeigte Weg zu Gott auf den Namen eines kirchlichen, biblischen, christlichen Wegs nicht wohl Anspruch machen zu können.

Der Anstoß hängt zum Teil mit einem Mißverstehen des Themas zusammen. Das Thema lautete „Der Weg zu Gott"; das nahm man gleichbedeutend mit „Der Führer zu Gott" und mußte es dann freilich schmerzlich empfinden, daß die Führerschaft der drei geschichtlichen Mächte „Kirche, Schrift, Christus" nicht kräftig zur Darstellung kam. Es war nicht nötig, das Thema also mißzuverstehen.

Dasselbe lautete ursprünglich „Unsere Gottesgewißheit", will sagen: Auf welchen Realitäten steht unsere Gewißheit, daß ein Gott ist? Die hernach ac-

ceptierte Formulierung „Der Weg zu Gott für unser Geschlecht" umschloß nach dem Willen der Auftraggeber keineswegs ein anderes Thema; es war nur eine andere Formulierung der Aufgabe, die Realitäten darzulegen, auf denen unser Urteil „Es ist ein Gott" stehen kann, — sie so darzulegen, daß die Kinder unserer Zeit überführt werden mögen. Ich habe mich genau an diese Aufgabe gehalten und die Antwort gegeben: Es giebt nur eine Realität, die uns die Existenz eines Gottes offenbart, der Zusammenhang aller Dinge. Diese Realität ist glücklicherweise nicht ein dürftiges, im Winkel verlorenes Faktum; sie ist so groß und breit wie unsere ganze Erfahrungswelt. Daß die Kirche oder die Gemeinde der Dienenden und Liebenden, daß die heilige Schrift und Christus auch ein Stück, ja das allerwichtigste Stück der uns Gott offenbarenden Erfahrungswelt sind, ist ganz gewiß, und ich habe das in der ersten wie in der zweiten Auflage anerkannt. — Durch Interpretation der großen Gottesurkunde, der Erfahrungswelt, bin ich dem empiristischen Geschlecht dieser Tage ein Empirist geworden, um, wenn möglich, recht vielen einen gangbaren Weg zu Gott zu öffnen.

Von der mir gestellten und von mir beantworteten Frage verschieden ist die andere: „Welches sind die historischen Medien, durch welche uns eine richtige Interpretation der Erfahrungswelt, eine Deutung auf Gott hin, möglich wurde."* Die erste Frage ist von der

* Dabei ist es selbstverständlich, daß diese historischen Medien selber auch wieder ein Teil der Erfahrungswelt und

zweiten ebenso verschieden wie die Frage „In welchen Bahnen bewegen sich die Planeten?" verschieden ist von der andern „Welcher Mann hat diese Bahnen zuerst erkannt und als ein Bahnbrecher der Menschheit diese Erkenntnis erschlossen?" Man kann die erste Frage beantworten, ohne Kepler zu erwähnen.

Es ist nun nicht meine Schuld, wenn einige Hörer und Leser statt einer Beantwortung jener ersten Frage eine Antwort auf die zweite erwarteten. Wie ich die zweite Frage, wenn sie mir gestellt gewesen wäre, beantwortet hätte, kann denen nicht verborgen sein, welche u. a. beachten, was ich am Anfang meines Vortrags über die Bedeutung der Tradition und gegen den Schluß zur Auslegung von Matth. 11,27 sage. Indessen halte ich es nun doch, damit volle Klarheit werde, für ersprießlich, wenn ich jetzt als Beilage eine kurze Beantwortung der zweiten Frage folgen lasse.

* * *

Die Hauptabhandlung hat gezeigt, daß uns Gott, seine Macht, Weisheit und Güte in der Erfahrungswelt sich bezeugen. An diese Gotteslehre anschließend würde nun die Heilslehre zeigen können, daß wir im Glauben an diesen Gott, darin allein, das Heil finden. Will sagen: Wenn wir uns an den wirklichen Gott,

---

damit der großen Gottesurkunde sind, also unter beiden Gesichtspunkten in Betracht kommen.

der als solcher erkennbar ist, halten, unser ungeteiltes Herz an ihn hängen und unser Leben nach seinen Ordnungen gestalten, genesen wir mählich von all unserer Not. Wir machen die Erfahrung, daß wir durch Glauben d. h. durch ungeteilte Hingabe an den wahrhaftigen Gott von des Lebens Misère erlöst und eines wachsenden Heils teilhaftig werden.

Aber nun die Frage: Woran liegt es doch, daß ich den lebendigen Gott zu erkennen im stande war, und daß ich im Glauben an ihn die Angst der Welt, Armut, Krankheit u. s. w. besiegen lerne und in den Vollgenuß eines wachsenden Heils gelange? Millionen andere haben eine Erfahrungswelt wie ich, es wölbt sich über ihnen der nämliche Himmel, es strahlt ihnen dieselbe Sonne u. s. w., und doch wissen sie nichts von einem allweisen, gütigen Gott und werden nicht im Glauben an einen solchen Gott des Lebens froh. Worin ist mein Vorrecht, wissen und glauben zu können, was so viele andere nicht wissen und glauben können, begründet?

Antwort; das ist nicht mein Verdienst. Es ist Gnade, und die Gnade bestand unverkennbar darin, daß meine Wiege in der Nähe einer Kirchenthüre stand, und daß zwischen meinem Elternhaus und der Kirche mehr als äußerliche Beziehungen bestanden. Ich erkenne jetzt in der ganzen Welt durch alle noch so mächtigen Skandala hindurch Gottes Weisheit und Liebe; aber nur weil ich in der Kirchenatmosphäre aufgewachsen, war mir solches möglich. Außer der Kirche aufge-

wachsen würde ich vermutlich in der Natur Gespenster und Kobolde, neidische, lieblose, schwache Götter sehen gleich andern Heiden. Geboren in einem Volk, das „trüb und wild, sich selbst und banger Ahnung überlassen, des Menschenlebens schwere Bürden trägt" (Goethe, Iphigenie IV, 2), würde auch ich nicht in das Herz eines allmächtigen liebenden Vaters hineinzublicken vermocht haben. (Es soll damit nicht gesagt sein, daß der einzelne durch den Geisteshorizont seines Volkes völlig begrenzt werde. Nein, der einzelne sieht, wenn Gott ein besonderes Charisma in seine Wiege legte, etwas über den Horizont seines Volkes hinaus. Aber es sind in der Regel nur ein paar Spannen, — und der Genialste ist nicht ein homo novus schlechthin. Davon macht auch der genialste der religiösen Bahnbrecher, Jesus, keine Ausnahme.)

Das Bedingtsein des einzelnen durch das Milieu seines Volkes ist in theologicis nicht anders als in physicis. Gewiß stehen wir als moderne Menschen Angesicht zu Angesicht der Natur gegenüber und erkennen selbständig ihre Ordnungen; wir stehen nicht auf der Autorität der Naturforscher. Aber ohne diese, resp. die Bahnbrecher derselben, wären wir freilich in physicis blind oder würden mit Augen von Hottentotten und Eskimos die Natur betrachten.

Nicht anders in theologicis. Wir schauen mit eigenen Augen in Gottes Angesicht und fühlen in der ganzen Welt den Pulsschlag seines Vaterherzens. Aber wir würden solches nicht schauen noch fühlen, wenn

nicht eine erlauchte Schar von Gottesmännern mählich die Finsternis dieser Welt erhellt und das Angesicht Gottes uns aufgedeckt hätten. Ich kann das jetzt kaum besser sagen, als ich es der Prediger-Versammlung schon 1890 in Aarau (siehe „Schriftprinzip der protestantischen Kirche" S. 100 f., Verhandlungen S. 130 f.) gesagt habe.

Wenn ich also in meinem Traktat ausgeführt habe, daß Gott in der ganzen Welt offenbar ist, so vergesse ich doch nicht, daß er es nur den Sehenden und Hörenden ist. Ich vergesse auch nicht, daß wir nur Sehende und Hörende sind im Kontakt mit jenen, die Gott zuerst zum Sehen und Hören und einem immer völligeren Sehen und Hören berufen hat. Ich weiß endlich, daß ich mit diesen Erstberufenen und mit der Entwicklungsgeschichte ihres Sehens und Hörens, Erkennens und Glaubens nur Fühlung habe durch die Kirche. Ich habe selbsteigenes Erkennen, habe eigenes Leben; aber ich bilde mir nicht ein, daß ich es ohne die Mutter, die Kirche, hätte.

Dabei verstehe ich freilich das Wort Kirche nicht in dem offiziell begrenzten Sinn. Ich meine die Kirche in dem weiteren Sinn, zu der nicht erst Jesus und die Apostel, sondern auch schon Moses und die Propheten und das fromme Israel gehören, ohne welche der Messias und seine Stiftung nicht möglich war, — die Kirche, die mit Fleiß aus der Weisheit Israels schöpfte, aber es nicht für Schaden erachtete, der Offenbarung des Logos in Hellas zu lauschen, — die Kirche, die

gelegentlich den Glauben an das Absurde proklamierte, daneben aber viel ernstlicher zu den Füßen der Philosophen saß und Platon und Aristoteles für ein Jahrtausend zu Lehrern der Theologie einsetzte, — die Kirche, die alles, was hoch ist vor der Welt, zumal Weisheit und Weltkultur verachtete, die aber dennoch die Weisheit der Hellenen und die Kultur des Altertums durch die Stürme der Völkerwanderung hindurch uns gerettet hat, — die Kirche, in der Luther die Philosophie schalt, aber dafür hundert andere sie ehrten, liebten und mit allen Kräften förderten, — die Kirche, die hie und da einen Mann der Wissenschaft verfolgte und tötete, aber für jeden Verfolgten und Getöteten zehn und hundert neue Rekruten und Wahrheitssucher aus ihrer Mitte stellte. Zu dieser Kirche gehören nicht nur Apologeten und Kirchenväter, sondern auch Gnostiker und Ketzer, nicht nur Luther, sondern auch Päpste und Konzilien, nicht nur Zwingli, sondern auch die Wiedertäufer, nicht nur Calvin, sondern auch Servet und andere Antitrinitarier, nicht nur Buxtorf und Calov und all die „Orthodoxen", deren Fels der Buchstabe war, sondern all die Braven von Semler bis Wellhausen, die uns von der Knechtschaft des Buchstabens freigemacht, damit der lebendige Gott unser Herr werde, — nicht nur die Bibelleute, welche alle Gotteserkenntnis und dazu Geschichte, Anthropologie, Geologie und alle Naturgeschichte überhaupt im heiligen Buchstabenglauben suchen zu müssen, sondern auch die Schar der Herrlichen von Kopernikus bis Darwin, welche die wahre

und letzte Gottesurkunde zu erforschen angefangen haben, — nicht nur weltabgeschiedene Fromme, die alle Fortschritte der Kultur mit Mißtrauen betrachten und im übrigen, die Hände im Schoß, auf die Offenbarung des Gottesreichs warten, sondern auch die Techniker, welche mit Thaten des Kopfes und der Hand die Welt uns unterthan machen und so die Menschheit zu ihrer gottgeordneten Bestimmung (Gen. 1,28) hinanführen und auf ihre Weise dem Kommen des Gottesreichs Bahn machen. Die Grenzen dieser Kirche sind so weit, daß nicht nur Prediger und Kirchenliederdichter drin Platz haben, sondern auch Goethe, dessen Iphigenie z. B. voll ist vom Geiste Christi und vom Glauben, der Berge versetzt, — nicht nur Hochkirchliche, sondern auch Methodisten und Salutisten, — nicht nur Oberkirchenräte, sondern auch Sozialdemokraten, denen, wenn sie Christum nicht kannten und nicht anerkannten, Matth. 25,37—40 zugute kommt, wofern sie nur redlich für das Wohl ihrer notleidenden Brüder arbeiteten.

Diese weite Kirche ist meine geistige Mutter; dabei scheint mir wahrscheinlich, daß der Einfluß der „Säulen“ auf mich kleiner gewesen ist als der der Irregulären. Wollt ihr sagen, die Kirche gleiche bei dieser weitherzigen Fassung der Arche Noah mit ihrem reinen und unreinen Getier? Sagt es immerhin, aber vergeßt dabei nicht, daß die Scheidelinie zwischen Rein und Unrein vielleicht etwas anders läuft, als ihr annehmt. Die Kirche des lebendigen Gottes hat oft ihre kräftigsten Vertreter dort, wo die offizielle

Schätzung und die Statistik sie am wenigsten sucht. Insbesondere rechne ich die Männer der Naturwissenschaft und der Philosophie, mit deren Hilfe es uns möglich wird, durch alle Skandale der Welt hindurch Gott festzuhalten, zu den wichtigsten Arbeitern im Weinberg des Herrn. Trotz allen wilden Schossen ist die moderne Wissenschaft eine Pflanze, die der Vater Jesu Christi gepflanzt hat; die Naturwissenschaft insbesondere ist weit mehr aus dem Geist Christi resp. der echten Kirche, in welcher dieser Geist irdische Gestalt gewinnt, geboren, als die meisten wissen. (Man lese Dubois-Reymond „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" und Martensen Larsen „Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christentum", Berlin 1897.) Hier nur in Kürze das in Sachen wichtigste: Es giebt doch von vornherein zu denken, daß die exakte Naturwissenschaft gerade nur unter christlichen Völkern gewachsen ist, während sie unter „Heiden", und selbst in dem wissenschaftlich so hochbegabten Griechenvolke trotz hoffnungsvollen Anfängen nicht in Flor gekommen ist. Woran lag es? Die außerchristlichen Religionen waren der Naturwissenschaft, wo immer sie wachsen wollte, hinderlich; sie hungerten dieselbe aus und erstickten sie. Und wie das? Ich antworte mit Mart. Larsen S. 29: „Der Polytheist sagt zum Naturforscher: „Weg mit deinen profanen Händen von dem, was ich anbete; auf die Knie vor der Natur!" Eine reine, unverfälschte wissenschaftliche Behandlung der Natur, ein wirklich eindringendes Studium derselben wird zu einem sacri-

legium; . . . . . Die Naturwissenschaft zerstört das Mysterium des Heidentums.“ Die griechische Geschichte giebt hinlänglich Belege für diesen Protest der Religion gegen die werdende Naturwissenschaft: Weil er lehrte, daß Sonne und Mond große glühende Massen seien und sie so entgottete, ist Anaxagoras in Athen der Gottlosigkeit angeklagt worden und mußte fliehen. Im Prozeß des Sokrates figurierte hernach die nämliche Anklage; die Sache ist hier desto instruktiver, weil Sokrates dazu keinen direkten Anlaß gegeben hatte; wir sehen, daß der fromme Philister Athens ohne weiteres gegen jeden Philosophen diese Anklage zu erheben geneigt war. Als die antimakedonische Partei Athens gegen den Aristoteles eine Anklage erhob, mußte wieder die Religion den Vorwand liefern; der große Forscher hielt es für nützlicher, für die Wissenschaft zu leben als zu sterben; er verließ darum die Stadt, um den Athenern die Gelegenheit, ihn sokratisch zu behandeln, zu nehmen. — Und nicht nur der „fromme“ Pöbel ließ sich jederzeit leicht im Namen der Religion gegen die Philosophen (resp. Naturforscher) verhetzen. Die von der polytheistisch-pantheistischen Religion inspirierten Philosophen selbst waren für freie Forschung nicht zu haben und hinderten sie. Die Stoiker z. B., denen Gott und Welt *eins*, die Naturkörper zugleich Götter waren, wurden eben damit ungeschickt zur Naturforschung: Als Aristarch von Samos, dem zum Kopernikus wenig fehlte, lehrte, daß die Erde sich um ihre eigene Achse und gleichzeitig in einem schiefen Kreise um die Sonne

drehe, da war es der Stoiker Kleanthes, der gegen ihn die Anklage erhob, er störe die Ruhe der Erdgöttin und sei ein Gotteslästerer. (Vergl. Mädler „Geschichte der Himmelskunde I, 52 f.) Ich denke: der Stageirit und der Samier allein genügen zum Beweis, daß es den Griechen an der Begabung zu exakter Naturforschung nicht gefehlt hat. Wenn es trotzdem zu exakter Naturforschung unter den Griechen nicht kam, so müssen wir vor allem der herrschenden Religion die Schuld beimessen.

Das wurde anders durch das Christentum, resp. durch den israelitisch-christlichen Monotheismus. Die Identifizierung von Gott und Natur hatte die Naturforschung gehindert; der Gedanke „Gott ist der Schöpfer der Natur und mit der Natur keineswegs identisch" gab der Forschung die Freiheit. Das Naturstudium hat aufgehört, ein Sakrileg zu sein. „Nicht mehr die Gottheit beobachtet man, wenn man einen Stern vor dem Rohre hat ... Jene erste Zeile der Bibel: ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde' ist darum nicht nur in der Religionsgeschichte von Bedeutung; auch in der Geschichte der Naturwissenschaft verdient sie einen Ehrenplatz." (Mart. Larsen a. a. O. S. 51.)

Hatte das Heidentum die Naturforschung erstickt, so gab ihr der jüdisch-christliche Monotheismus die Freiheit. Er that noch mehr als das: er erlaubte die Naturforschung nicht bloß, er gebot sie und nötigte dazu. Denn eben jener Monotheismus proklamierte, daß der Mensch zu Gottes Vasall auf Erden, zum Herrn

der Natur berufen sei. (Ps. 8, 6 f. Gen. 1, 28.) Beherrschung der Natur giebt's aber nicht ohne Kenntnis derselben. Also implizierte die Mission, die jener Monotheismus der Menschheit zugedacht, die Aufgabe, die Natur immer völliger zu erkennen, damit man sie beherrschen könne.

Der Monotheismus oder, besser gesagt, die jüdisch-christliche Religion that in dieser Richtung noch mehr: sie rüstete die Menschen aus mit den vornehmsten sittlichen Eigenschaften, die zum Betriebe der Forschung nötig waren, mit der Wahrheitsliebe und mit der Geduld und Ausdauer. Und wie das? Die israelitische im Christentum vollendete Religion ist als eine höchst intolerante in die Welt getreten; sie kennt keine Kompromisse. Jahve allein ist der Gott Israels, und ihm allein soll sein Volk dienen. Und später heißt's: Jahve ist überhaupt der einzige Gott und der allmächtige Herr des Himmels und der Erde; die sonst verehrten Götter sind wesenlose Phantome. Dem gegenüber war das Heidentum fast immer zu Kompromissen geneigt; da verehrte man Dutzende von Göttern neben einander ohne das Bedürfnis, deren Machtsphären gegenseitig klar zu begrenzen. Und hatte man erst ein Dutzend Götter, so kam's nicht darauf an, noch einen oder ein halbes Dutzend mehr anzuerkennen; und zu aller Sicherheit weihte man schließlich wohl auch noch einem etwa vergessenen unbekannten Gott einen Altar. Gewiß war dieser übertolerante Geist des Synkretismus, der zumal in Rom in der Kaiserzeit allen denkbaren Göttern und

Kulten Anerkennung gewährte, eine schlechte Schulung zur Wissenschaft, die immer intolerant ist. Anders der Monotheismus mit seinem unerbittlichen „Jahve allein und nichts außer ihm". Wo die monotheistische Religion die Völker erzog, wo sie den Gegensatz des wahren und der falschen Götter einem Geschlecht nach dem andern einprägte, ja einbrannte, wo sie zum Martyrium für den allein wahren Glauben und zum Kampfe gegen die Idole und ihren Trug anfeuerte, da mußte sie in den Menschen auch den Sinn für das Wirkliche, die Wahrheitsliebe, großziehen.* Damit aber schuf sie die wichtigste subjektive Bedingung für das Werden und Gedeihen der exakten Forschung.

Und noch andere wichtige Dinge wuchsen in der Sonne des Monotheismus. Das Gesetz Jahves mutete der nachexilischen Gemeinde an Arbeit, an Opfern, an Leiden fast Unerhörtes zu; so aber erzog es ein stahlhartes, zu großen Anstrengungen geschicktes und geduldiges Geschlecht. Aehnlich nahm hernach das Christentum die Völker in die Schule: Es lehrte sie die vergänglichen Güter fliehen und die Seele fest an ewige Güter hängen; es erzog sie aus Leichtsinn und Unstetigkeit zu Stetigkeit, Ausdauer, Geduld; es verlangte die ungeteilte Hingabe an Gott und lehrte sie für das Eine, was notthut, kämpfen, dulden und sterben. Du-

* Insoweit war auch der Islam der Wissenschaft günstig. Aber andere Hemmungen haben unter den mohammedanischen Völkern die Wissenschaft nach kurzer Blüte wieder darniedergehalten.

bois-Reymond sagt a. a. O. Seite 29: „Wo so viel Blutzeugen lehrten, wie man für seinen Glauben sterbe, konnte es auch an solchen nicht fehlen, die bereit waren, für ihr Wissen in entsagender Hingebung zu leben und, wenn es sein mußte, in den Tod zu gehen.“ Kurz, der Geist der Blutzeugen ersteht in neuer Form in jenen Forschern, die ihre ganze Kraft in entsagungsvoller, mutiger, geduldiger Arbeit Gott als ein lebendiges Opfer dargebracht haben. Ohne Entsagung, Mut, Ausdauer, Geduld konnte die exakte Forschung nicht in Flor kommen. Diese Eigenschaften aber hat gerade das Christentum mächtig gefördert.

Ich muß es hier bei diesen Andeutungen bewenden lassen. Es scheint evident, daß das Christentum für das Entstehen exakter Forschung so günstige Bedingungen bot, wie sie bisher nicht dagewesen waren. Man wird vielleicht einwenden, wenn es sich also verhielte, so hätte die exakte Wissenschaft in christlichen Landen früher gedeihen müssen, als es wirklich geschah. Ich meine, es sei eher angebracht, sich zu verwundern, daß diese Forschung bei christlichen Völkern so rasch entstand. Auch der beste Acker braucht Zeit, die Saat und gar das reife Korn hervorzubringen; der beste braucht sogar noch etwas mehr Zeit als der schlechte (Matth. 13,5). Wer die Langsamkeit historischer Entwicklung kennt und weiß, wie gerade die feinsten Dinge am meisten Zeit brauchen, wird sich billig wundern, wie bald der Geist der exakten Forschung seine Zeugen erweckte in Völkern, die vor kurzem noch halb barbarisch gewesen

waren. — Man wird weiter einwenden, die Thatsache, daß die christliche Kirche im Namen der „unfehlbaren heiligen Schrift“ gegen die exakte Forschung so oft ihr Veto erhob und ihr Schwierigkeiten bereitete, vertrage sich schlecht mit dem Dargelegten. Auch diese Einwendung ist nichtig. Man verkenne doch nicht den wirklichen Sachverhalt: das Dogma vom unfehlbaren Buchstaben ist nicht ein integrierender Teil des Christentums; es ist ein Stück des zur Zeit Jesu herrschenden „Judentums“ und damit ein Stück von der Windel, in welche das neugeborene Christentum eingewickelt ward. Wer wird die Windel und den göttlichen Sohn verwechseln! Nicht der Geist des Christentums, sondern jenes Spätjudentum, das in breitem Strom die Kirche überflutete, hat im Namen des heiligen Buchstabens der Erfahrungswissenschaft Hindernisse bereitet. Der Geist des Christentums ist ein anderer. Was für einer denn? Man kennt den Geist der alttestamentlichen Propheten, wie ihn uns Wellhausen, Duhm u. a. zitiert haben: „Sie predigen nicht über gegebene Texte; ihr Credo steht in keinem Buche; sie reden aus dem Geist, der alles richtet und von niemand gerichtet wird. Wo stützen sie sich jemals auf eine andere Autorität als die moralische Evidenz, wo auf ein anderes Fundament als die moralische Gewißheit? Das gehört zum Begriffe der prophetischen, der echten Offenbarung, daß Jahve, über alle ordnungsmäßige Vermittlung hinweg, sich dem Individuum mitteilt, dem Berufenen.“ Der Geist der Propheten ist also ein Geist des Er=

fahrens. Vollends gilt das vom Geiste Jesu Christi; es ist der Geist der Propheten in seiner Vollendung. Jesus schöpft unmittelbar an Gottes Vaterherzen und spricht, der selbsteigenen Gotteserfahrung gewiß: „Es steht geschrieben; ich aber sage euch was Besseres, sage es euch aus meiner Sohneserfahrung heraus, kraft deren ich alle Tradition richte." Nicht ein knechtlicher Buchstabengeist, ein Geist des Erfahrens vielmehr ist der Geist Jesu und seiner Kirche; denn seine Kirche reicht allemal so weit, als sein Geist wirksam ist (Röm. 8, 9). Nun frage ich: Wie hätte dieser Geist jemals gegen die empiristische Forschung protestieren können? Die Gemeinde Jesu Christi mußte in der Erfahrungswissenschaft Geist von ihrem Geist erkennen, mußte sich freuen, wenn die Welt auf irgend einem Punkte besser erforscht, wenn die Ordnungen und Wege des lebendigen Gottes besser aufgedeckt wurden. Im Namen der „unfehlbaren Schrift" hat also die Kirche gegen die Forschung immer nur protestiert, soweit sie vom Geist der Rabbinen und nicht vom Geiste Jesu geleitet war.

Es bleibt nach Erledigung dieser Einwendungen dabei, daß die exakte Naturforschung im Schatten oder vielmehr im Lichte des Christentums gewachsen ist. Die echte Kirche hat dieser Forschung nicht nur Raum gewährt, sie hat dieselbe aktiv hervorgetrieben; die Forschung ist eine Tochter der Kirche. „Die neuere Naturwissenschaft, wie parador dies klinge, verdankt ihren Ursprung dem Christentum," sagt Dubois=

Reymond. Wenn ich also in meiner Theologie (bei meinem Gottesbeweise) diese moderne Wissenschaft zu Rate zog, so habe ich mich, recht besehen, nicht an fremdem Feuer gewärmt. Ich habe nicht fremde Kohlen hereingetragen, habe nicht, wie einige glauben, mit den Mitteln einer profanen Wissenschaft die Theologie gestützt; das Feuer brannte im Heiligtum selbst. Ja, diese empiristische Naturforschung ist weit mehr vom Geiste Christi erfüllt und weit christlicher als die vom Rabbinismus inspirierte Schrifttheologie, die in der Interpretation eines heiligen Buchstabens das Ende der Weisheit zu finden meint.

Wenn ich also oben sagte, daß die Kirche meine geistige Mutter sei, und daß ich ohne sie zu meiner Gotteserkenntnis nimmer gekommen wäre, so rechne ich gerechterweise zu diesem lebenspendenden kirchlichen Milieu auch die Naturforschung, all die Herrlichen von Kopernikus und Kepler bis Darwin, die uns Gottes Werke interpretiert haben.* Die Gemeinde Jesu Christi,

* Kepler sagt in der „Harmonia mundi" nach Darlegung seiner drei Gesetze: „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreuet hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, so viel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte." (Mädler I, 226.) Dieser Mann hat zwar von den Tübinger Theologen das Zeugnis erhalten, daß er zum Kirchendienst untauglich sei. „Kepler wurde nun ein Priester des Allgegenwärtigen in einem weit höhern und bessern Sinne, als er es je geworden wäre auf einer von ihnen ihm übertragenen Lehrkanzel." (Mädler I, S. 219.)

die auf Gotteserfahrung steht und von Gotteserfahrung lebt, ist die Mutter meines Empirismus.

Aber umfingen mich denn in diesem kirchlichen Milieu nicht doch überwiegend antiempiristische Gedanken? Und steht es einem, der sich einer Erfahrungstheologie rühmt, nicht schlecht an, eine Kirche seine Mutter zu nennen, die so überwiegend mit transscendenten Größen umgeht? Redet die „offizielle Kirchenlehre" denn nicht von einem transscendenten Gott, einer transscendenten Erlösung, einem transscendenten Reich? Müßte ich nicht aus eben den Gründen, aus denen ich die Naturforschung zu dem echtchristlichen und echtkirchlichen Milieu rechne, dem ich meine Erweckung verdanke, die offizielle Kirchenlehre abziehen und ausscheiden? Ich antworte: Auch der offiziellen Kirchenlehre habe ich doch viel zu danken, und jedenfalls ziemt es dem Sohne nicht, die Runzeln und Fehler der alten Mutter zu fixieren und darüber ihr gutes Herz und ihre fleißige Hand zu vergessen.

Gewiß redet die „Kirchenlehre", mehr vom Judentum als von Jesus inspiriert, oft und viel von einem

---

Kepler hat Gott auch verherrlicht durch sein in Mut und Geduld vorbildliches Christenleben. „Wer sollte sich nicht freudig erhoben fühlen bei dem Bilde eines Weisen, der inmitten schwerer Sorgen um das Brot, das er seinen Kindern reichen soll, die ewigen Gesetze des Himmels schreibt, den Weltkörpern ihre Bahnen vorzeichnet und die Wege des Lichtes erforscht?" (Mädler I, S. 225.) Und so ist unter den Naturforschern noch manch' einer durch Lehre und Leben ein „Priester des Allgegenwärtigen."

transscendenten Gott. Ein moderner Kirchenlehrer, dem Gott als transscendent gilt, der als Kantianer aber weiß, daß wir vom Transscendenten nichts wissen können, wird folgerichtig zu dem Satze geführt: „Von Gott giebt es keine Wissenschaft. Wissenschaft giebt es nur vom Gottesglauben." (Kaftan, Dogmatik S. 89.) In diesem Falle steht es mit Gott wie mit den Gespenstern. Von den Gespenstern giebt es keine Wissenschaft. Wissenschaft giebt es nur vom Gespensterglauben. — So weiß das protestantische Durchschnittsbewußtsein auch wenig von einer realen empirischen Erlösung aus der Macht des Bösen. Man glaubt, daß uns Gott jeden Tag die Sünden vergiebt, man glaubt an zugerechnete Gerechtigkeit und läßt sich dieselbe jeden neuen Tag zurechnen. Zu einer Wesensgerechtigkeit kommt es nicht; die Erlösung vom Bösen bleibt in der Hauptsache dem zukünftigen Aeon vorbehalten. Die Gewißheit einer jetzt möglichen erfahrungsmäßigen Erlösung muß man schon bei Sektierern suchen. — Und mit der Erlösung ist der ganze Begriff des Gottesreichs dem kirchlichen Durchschnittsbewußtsein eine wesentlich transscendente Größe. Jesu Predigt, daß das Reich kommt und mit demselben die Erlösung von Sünde und Not, hat hernach einer andern Verkündigung Platz gemacht: Christus hat zur Zeit die Erlösung nicht gebracht. Es bleibt auf Erden ferner im ganzen so miserabel wie bisher; Christus ist das erste Mal erschienen in Unkraft; erst wenn er das zweite Mal kommt in Kraft, wird die Erde verwandelt; ad interim besteht die einzige erhebliche Veränderung

auf der armen Erde darin, daß die durch das Thränenthal wandernden Christgläubigen in Christo eine Garantie haben, des transscendenten Gottesreichs und seiner Seligkeit teilhaftig zu werden.

Es redet also die herrschende Kirche, wie ich sie schon beschuldigt, überwiegend von einem transscendenten Gott, einer transscendenten Erlösung, einem transscendenten Reich. Diese Dinge sind auch aller Wissenschaft transscendent, und so wird es für ein empiristisches Gemüt schwierig, in einer solchen Kirche die geistige Mutter zu verehren.

Aber übersehen wir nicht: Diese Kirche, die sich mit so viel transempirischen Dingen zu schaffen macht, hat ein ungeheures Verdienst, das eine Menge ihrer Sünden zudeckt: sie hat die Bibel geschaffen, erhalten und uns in die Hand gelegt und lehrt uns in derselben das klassische Religionsdokument verehren. Diese Bibel aber ist eine klassische Urkunde der Offenbarungstheologie, die von des Menschen Seite Erfahrungstheologie heißen muß. Mag also die Kirche noch so viel mit transscendenten Dingen umgehen und einen von aller Erfahrung abgelösten Glauben predigen, indem sie mir die Schrift in die Hand legt, sagt sie mir: Nimm meine Predigt von transscendenten Dingen nicht zu ernst; meine wahre und letzte Meinung liegt in der heiligen Schrift; die sollst du hören; laß dich von ihr führen zu dem in das volle Licht der Offenbarung, der Erfahrung getretenen Gott und laß dich von ihr eintauchen in ein erfahrungsmäßiges Heil.

Mag auch schon in der Schrift dem „Nichtsehen und doch Glauben“, dem Glauben ans rein Transscendente, ein gewisser Spielraum zukommen, so gehört das doch durchaus zu den Außenwerken; es zeigt sich im neuen Testament vorwiegend in den späteren, von fremden Einflüssen (zumal von griechischem Geist) ein wenig inspirierten Schriften. Die mächtige Grundströmung der heiligen Schrift ist eine andere: Die Gottesmänner der Schrift haben so oder so die Stimme des Allmächtigen gehört, haben seine Thaten und Absichten belauscht; es leuchtet in ihrer Seele heller als Sonnenlicht die sittliche Evidenz; kurz, sie wandeln im Lichte der Offenbarung oder Gotteserfahrung, und sie suchen hernach als Knechte dieses Gottes, dessen Macht, Weisheit und Güte ihnen erfahrungsmäßig zum Bewußtsein gekommen, auch den Brüdern die Augen aufzuthun.

Aber thu' ich mit dieser Auffassung der Bibel nicht Gewalt an? Ist nicht zumal die Reichshoffnung, die nicht zu den Außenwerken, sondern zum Zentrum des alten und des neuen Testaments gehört, eine mächtige Instanz gegen meine Auffassung der Schrift? Ich denke, daß das nicht der Fall ist. Die biblische Reichshoffnung ist nicht ein Ausschweifen in die Transscendenz, sie ist vielmehr die völlig legitime Tochter der Erfahrungstheologie der biblischen Gottesmänner. Eine umfassende Nachweisung dieser Descendenz kann ich hier nicht geben.* Ich muß mich begnügen, mit

* Das Wichtigste habe ich seinerzeit dargelegt im „Schweiz. Protestantenblatt“ 1895 S. 220 ff.

wenig Worten den Nerv, der die Reichshoffnung der Erfahrungstheologie verbindet, bloßzulegen: Israel war errettet worden aus der Knechtschaft in Aegyptenland; es hatte die Not und die Gefahren des Wüstenzugs überstanden und war in den glücklichen Besitz des Landes gelangt, in dem Milch und Honig floß. Diese Thatsachen interpretierte das fromme Israel als eine fortlaufende Offenbarung der Macht und Güte Jahves. Die Interpretation lautete: Er hat uns siegen lassen über die andern Völker; also ist Jahve mächtiger als alle Götter jener andern. Er hat uns das schöne Land gegeben und nicht einem andern Volk; also hat er uns lieb, hat er uns erwählt; wir waren die Kinder seiner Liebe von Alters her, erwählt schon in unserem Stammvater Abraham. — Nachderhand aber kam nun diese alte Erfahrung der Macht und Liebe Jahves in Konflikt mit der bösen Gegenwart, mit der Jahrhunderte erfüllenden Not des Volks. Wie löste sich dieser Konflikt? Schlechte Empiristen und wankelmütige Menschen lassen sich alte Erfahrungen durch die neuen wieder durchstreichen und auslöschen. Nicht also das fromme Israel; das war von besserem Holz. Die Israeliten deuteten die neuen Erfahrungen unter Direktion der alten. Sie urteilten: Wir haben Jahves Macht und Liebe hundertfältig erfahren; das ist und bleibt fest. Ist das Elend des Volks zur Zeit groß, so liegt's nicht daran, daß Jahve ohnmächtig wäre oder sein Volk zu lieben aufgehört hätte. Woher denn die Not? Es liegt an uns. Jahve kann an einem schlechten Volk seine

Macht und Liebe nicht anders offenbaren, als indem er es in Elend und Schande dahingiebt. Aber dabei konnte freilich die Interpretation nicht schließen; sie lautete weiter: Sobald Israel umkehrt, wird Gott wieder gnädig sein wie in der Vorzeit Tagen; ja wenn Israel zur Umkehr ohnmächtig sein sollte, so kann Gottes Macht und Liebe vor dieser Ohnmacht nicht kapitulieren; dann wird er selbst die Möglichkeit der Umkehr schaffen, indem er den Kindern seines Volks neue Herzen giebt. In jedem Fall wird er also Mittel und Wege finden, sich seines Volks zu erbarmen und es zu erretten aus all seiner Not. Gott ist nicht wankelmütig; die Macht und Güte, die er in der Vorzeit Tagen offenbarte, bürgen, daß er alles herrlich hinausführen, daß er seinem Volk das Reich und alles darin beschlossene Heil geben wird.

Die Psychologie der Reichshoffnung ist ja in Wirklichkeit etwas komplizierter, als ich hier in Kürze angedeutet; aber die Hauptsache dürfte klar dargelegt sein: Die Reichshoffnung ist aus der erfahrenen Macht und Güte Gottes herausgewachsen, ist also eine legitime Tochter der Erfahrungstheologie.

Es ist bei Jesus nicht anders als im alten Bund. Er kannte den Vater, den Herrn des Himmels und der Erde, besser als je einer vor ihm; er hatte so oder so eine Erfahrung der Macht, Weisheit und Güte seines Gottes gemacht und blickte in das Herz des Vaters, der für die kleinste Kreatur besorgt ist und auch den Sünder zu lieben nicht aufhört, tiefer hinein als seine

Vorgänger. Um so kräftiger und zuversichtlicher rief er es drum auch in die Welt hinein: Das Reich ist nahe gekommen; Gott kommt und erlöst die Welt aus ihrer Not. Und wie Jesu ergeht es heute noch einem jeden: Je kräftiger und deutlicher er die Macht, Weisheit und Güte seines Gottes erfahren hat, desto zuversichtlicher wird er ausblicken nach der Zukunft und dem großen Gott das Größte zutrauen.

Es ergiebt sich also, daß die Bibel trotz der Reichshoffnung oder vielmehr gerade wegen derselben ein klassisches Dokument der Erfahrungstheologie ist.

Und welche Bedeutung hat nun diese von der Kirche in meine Hand gelegte Bibel für meine Gotteserkenntnis und überhaupt für mein Heil? Nicht diese — ich sage es zum hundertsten Mal — daß sie die letzte inappellable Urkunde meiner Gotteserkenntnis wäre. Das kann sie so wenig sein als Newtons „Principia“ Urkunde der Physik sein können. Die Naturforschung hat es mit der Natur selbst, mit ihr allein zu thun und läßt kein noch so herrliches Buch zwischen sich und jene treten. Nicht anders in der Theologie. Da haben wir es mit Gott selbst, mit dem offenbaren, der in der Fülle des Wirklichen zu uns redet, zu thun; dies Wort, das Gott im Universum der Dinge von Ewigkeit zu Ewigkeit spricht, ist allein das unfehlbare Wort. Aber nun bemerke:

Es ist bald gesagt: die Natur mußt du hören, nicht Newton, Galilei, Kopernikus oder gar die Naturinterpreten zweiten, dritten und vierten Rangs. Wenn

wir nur nicht zum Hören so taub, zum Sehen so kurzsichtig, zum Urteilen von Haus aus so unfähig wären! Da werden die Naturforscher unsere Helfer; sie öffnen uns die Sinne, lehren uns hören, sehen, fühlen, was wir selbständig zu sehen, zu hören, zu fühlen nimmer vermocht hätten. Von Haus aus mit sehenden Augen blind und für die Ordnungen und Wunder dieser Welt stumpf, lernen wir in ihrer Schule erfahren und urteilen. Dabei nehmen sie uns, wenn wir nicht als Knechte geboren sind, unsere Selbständigkeit nicht; sie lassen uns immer den Rekurs an die Natur selbst offen, erziehen uns zu Söhnen, nicht zu Knechten. Das ist freilich unvermeidlich, daß unmündige Völker, wenn ein Geistesgewaltiger einer älteren Kulturnation über sie kommt, zunächst dessen Knechte werden; so die Germanen und andern Halbbarbaren der mittleren Zeit Knechte des Aristoteles. Es ist das gerade so selbstverständlich, wie daß unmündige Söhne ohne Wenn und Warum dem Vater gehorchen. Aber die Völker werden mündig wie die Söhne.

Das Gesagte wiederholt sich in voller Analogie in Sachen der Gotteserkenntnis und Religion. Ist bald gesagt: Gott selbst erfahren, sein Wesen, seinen Willen, seine Wege aus der Fülle des Wirklichen erkennen! Wenn wir nur nicht dazu viel zu blöd und stumpf wären! Da kommt die heilige Schrift unserer Ohnmacht zu Hilfe; als eine verständliche und fast durchweg klassische Interpretation des Wesens und der Wege Gottes nimmt sie sich unserer Schwachheit an.

Sie öffnet die Ohren der Tauben und schneidet den Blinden den Star; sie lehrt uns Erfahrungen machen, Gottes Wege sehen und darauf wandeln. Oder besser gesagt, indem wir das „sie" durch das richtige Subjekt ersetzen: Die Männer Gottes der heiligen Schrift nehmen uns Unmündige an der Hand, lehren uns aufmerken, sehen, urteilen; sie lehren uns die Bedingungen kennen, unter denen Gott sich dem Menschenherzen mitteilt; sie lehren uns empfangene Erkenntniselemente treulich festhalten und verwalten, damit wir mehr empfangen; sie lehren uns stetig fortschreiten und zum Mannesalter der Erkenntnis heranreifen. Noch höher: Sie lehren uns an das redlich Erkannte auch glauben, lehren uns das Erkannte gegenüber großen Hindernissen und Aergernissen festhalten. Zuhöchst: sie lehren uns lieben und dulden und die Krone des Lebens erringen.

Solches alles leisten uns die Männer Gottes der heiligen Schrift als solche, die eben etwas von den göttlichen Dingen verstehen, als solche, die Lehrvollmacht und damit legitime Lehrautorität haben. Gott offenbart sich freilich von einem Ende des Himmels zum andern und spricht sein ewiges unfehlbares Wort von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber die biblischen Gottesmänner haben dies schwerverständliche, von Wolken und Aergernissen überschattete ewige Gotteswort in menschlicher Rede zum Ausdruck gebracht und damit den Menschen verständlich gemacht; dazu ist diese menschliche Interpretation des ewigen Gottesworts fast durchweg ein sehr eindringliches, ja gewaltiges Menschenwort. Diese

Gewalt beruht nicht einzig darauf, daß die Bibel Gottes ewiges Wort auf die richtige menschliche Formel gebracht hat; anders gesagt, sie liegt nicht einzig an der Kongruenz des Bibelworts mit der ewigen Gottesoffenbarung oder an der Wahrheit; sie liegt auch an der Schönheit des Bibelworts. Es ist eine Thatsache, daß das Menschenherz bei seiner sinnlichen Art dem Schönen zugänglicher ist als dem Wahren; eine Thatsache auch, daß die Form noch mehr als der Inhalt große Worte, falsche wie wahre, über die Jahrhunderte trägt und ihnen zur Unsterblichkeit verhilft. Die größten der biblischen Männer haben instinktiv mit dieser Thatsache gerechnet; sie haben ihre Gedanken nicht im Bettlergewand nachlässiger Sprechweise in die Welt hinausgestoßen; sie haben sie vielmehr mit jedem Reiz rhetorischer und poetischer Schönheit ausgestattet, damit sie so in den Menschenherzen Aufnahme fänden, — damit auch die Kinder am Geist, denen der Inhalt vorläufig zu schwer, die Kleinodien wie ein schönes Spielzeug behalten und dem Gedächtnis einprägen möchten, auf Hoffnung, daß dereinst auch der Wahrheitsgehalt in ihren Herzen keime.

Aber ist nicht gerade diese Seite das Gefährliche an der heiligen Schrift? Werden wir nicht durch ihre Sprache vergewaltigt? Verführt und hypnotisiert sie uns nicht durch ihre Schönheit? Ist nicht — um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen — das Wort Matth. 6, 25—34 ein Schlummerlied von hypnotisierender Weichheit und Schönheit, uns über die harte

Wirklichkeit hinwegzutäuschen? Ich will diese Gefahr nicht leugnen. Darum eben bleibt es gewiß notwendig, daß wir von jedem noch so herrlichen Bibelwort an die wahre Urkunde, an das, was Gott selbst heute und gestern und immerdar thut, rekurrieren und es daran kontrollieren können. Es ist unsere Schwäche und je nachdem unsere Schuld, wenn wir über dem Bibelwort und seiner Herrlichkeit die wahre ewige Gottesurkunde vergessen, während es uns doch nur den Weg in diese Urkunde hinein öffnen wollte und sollte. Wir können, sofern wir mündig sind, nie beim Geschriebenen als solchem stehen bleiben und uns darunter beugen; das Geschriebene soll uns nur an das wirkliche Geschehen heranführen, damit wir dadurch überführt werden. Es wird dabei bleiben, wie ein Großer vorlängst gesagt hat, daß das Geschriebene und das Beste und Größte des Geschriebenen erst recht tötet, und daß nur der Geist lebendig macht.*

Eine andere Gefahr ist diese, daß die notorische Vortrefflichkeit des Bibelworts uns verleitet, das Menschliche und Allzumenschliche daran zu übersehen und ihm im Widerspruch mit aller empirischen Wirklichkeit Unfehlbarkeit zuzuschreiben. Daß Synagoge und Kirche

---

* Es heißt nicht „der Buchstabe tötet, der Geist des Buchstabens aber macht lebendig." So biegen nur Schriftgelehrte das über alle Schriftgelehrsamkeit hinausragende Wort 2. Kor. 3, 6 wieder in die schriftgelehrte Denkweise zurück. Es heißt: Das Schriftwerk tötet, der Geist aber (der Geist schlechthin, der nicht notwendig am Geschriebenen haftet) macht lebendig.

in dieser Gefahr fast umgekommen sind, weiß man. Wo man eben an einen unfehlbaren Buchstaben glaubt, muß der lebendige Gott (der Geist) vor dem geschriebenen Worte schweigen; es giebt da kein Pfingsten; und wo Pfingsten nicht ist, ist nicht der neue Bund, ist nicht die Kirche Christi. Eine unvermeidliche Folge des „unfehlbaren Buchstabens" ist dann auch die, daß man genötigt ist, die Wahrheit zu quetschen und alles, was einem Widerspruch ähnlich sieht, zu harmonisieren. Ein Beispiel statt vieler: Paulus lehrt (Röm. 3, 9—20), daß es den Menschen nie gelungen ist, dem Gesetz zu genügen und auf dem Wege des Gehorsams gegen das Gesetz Gerechtigkeit zu erlangen; er lehrt, daß jetzt eine andere als jene immer erstrebte und nie erreichte Gesetzesgerechtigkeit offenbar geworden ist (Röm. 3, 21 ff.), und daß der Fehler der Juden fürderhin darin besteht, daß sie auf dem alten Wege der Gesetzesgerechtigkeit nachjagen und es verkennen, daß Christus des Gesetzes Ende und in ihm jedem, der da glaubt, eine neue Gerechtigkeit aufgegangen ist (Röm. 10, 1—4). Matthäus dagegen bestreitet, daß Christus des Gesetzes Ende; er ist nicht gekommen, dasselbe aufzulösen, vielmehr es zu vollenden, d. h. seine höchste ideale Forderung geltend zu machen (Matth. 5, 17) und ein allem Pharisäismus weit überlegenes Thun zu verlangen. Und Jesu Rede bei Matthäus ist gar nicht angekränkelt von dem Gedanken, daß es unmöglich sei, dem Gesetz und nun auch dem schwereren, dem idealen Gesetz Jesu zu genügen. Matthäus eröffnet schlechterdings keinen

neuen Heilsweg; die Worte des neuen idealen Gesetzes, wie es in der Bergpredigt niedergelegt ist, hören und sie thun, das ist der Heilsweg, den der kluge Mann geht (7, 24). — Die herrschende Harmonistik beugt nun den Matthäus nach Paulus: Das Gebot Jesu bei Matthäus sei ein Vexiergebot „Laß sehen, ob du's kannst", um den völligen Bankrott des Menschen herbeizuführen; nachdem er seine völlige Unfähigkeit, dem idealen Gesetz zu genügen, erkannt, werde der Mensch desto leichter sich entschließen, den neutestamentlichen (paulinischen) Heilsweg zu gehen. — Diese Harmonisierung wird dadurch, daß sie unter Luthers großem Schild wandelt, nicht besser. Man höre doch auf, Jesu Titel und Würden zu geben, die er deutlichen Zeichen zufolge nie verlangt hat, aber lasse ihm die Ehre, die er allerdings beansprucht, die Ehre eines verständigen Lehrers. Ein solcher verlangt von seinen Jüngern nie mehr als das Mögliche, resp. was er für möglich hält. Hat Jesus das Gesetz der Bergpredigt in der Hauptsache formuliert, so hielt er diesen Weg für gangbar; hat er den Mann, der diesen Weg geht, einen klugen Mann genannt, so werden wir mit dieser Thatsache rechnen müssen. — Aber wie? Werden wir nun etwa zur Abwechslung Paulus nach Matthäus umbiegen? Wie sollten wir! Wir werden ruhig jeden der beiden sagen lassen, was er wirklich sagt.

Aber kommt dabei nicht die Kirche oder jedenfalls unser persönliches Glaubensleben in Not, wenn zwei neutestamentliche Schriftsteller in so wichtiger Frage so

weit auseinander gehen? Gewiß kommt es in Not, wo die „unfehlbare Schrift" der Fels unserer Zuversicht ist. Da giebt's dann immer nur zwei Möglichkeiten, entweder im Namen der unfehlbaren Schrift unredliche Harmonistik treiben oder am Glauben Schiffbruch leiden.

Wir sind nicht in dieser Notlage. Wir erinnern uns hier wie bei jeder Verlegenheit, die aus unrichtigem Schriftgebrauch erwächst, daß wir Kinder und Diener eines neuen Bundes sind, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes, — erinnern uns, daß die Bibel selbst, weit entfernt, uns zu Dienern des Buchstabens machen zu wollen, jenen neuen Bund des Geistes proklamiert (2. Kor. 3, 6).

Was ist dieser Geist? Geist ist der biblische Name des geoffenbarten Gottes. Gott, sofern er in Erscheinung tritt, sofern er sich uns bezeugt, unsere Herzen erleuchtet, überführt und das neue Leben in uns schafft, heißt der heilige Geist. Auf einem geschriebenen Gesetze stand der alte Bund. Die Männer des alten Bundes aber (vgl. besonders Jer. 31, 33) schauen aus nach dem neuen Bund, den Gott mit seinem Volk machen wird auf der Basis, daß er sein Gesetz in ihr Herz giebt und in ihren Sinn schreibt, — anders gesagt, daß Gott sich selbst dem einzelnen bezeugt, ihn erleuchtet und überführt derart, daß er, von keinem Buchstaben gebunden und gequält, der eigenen Erfahrung (dem Geist, der Selbstmitteilung Gottes) vertrauen darf. Der Apostel glaubt, daß dieser neue Bund des Geistes in

Christo wirklich geworden sei; und ich glaube es auch. Und was er Geist nennt, heiße ich Gottesoffenbarung resp. Gotteserfahrung. Und seine pneumatische Theologie heißt bei uns, der Sprache des Zeitalters angemessen, Erfahrungstheologie. Der Geist weht, wo er will, und weiß sich gelegentlich auch in den seiner Natur entgegengesetzten Formen geltend zu machen. Paulus giebt sich und fühlt sich in der Regel als Schriftgelehrter, und der heilige Buchstabe scheint das A und das O seiner Weisheit. Aber in Gestalt der pneumatischen Auslegung ist er ein Herr über den Buchstaben, ein Erstgeborner und Großer unter den Genossen des neuen Bundes. Und wie Paulus an den Geist glaubt, so weiß ich, daß Gott sich uns bezeugt, daß er in einer nie erlöschenden Theophanie sich zu erfahren giebt, und die darauf stehende Erfahrungstheologie erlöst mich von all den Nöten, von denen die „Schrifttheologen" zur Zeit umgeben sind.* Manche

* In dem zitierten Spezialfalle, dem Konflikte zwischen Matthäus und Paulus, kommt die Sache folgendermaßen in mir zur Entscheidung: Ich lasse mich vom Geiste resp. der Erfahrung leiten. Nun sagt mir der Geist trotz der Argumentation Röm. 3, 9—20 nicht, daß der von Gesetz und Propheten gelehrte, von Jesus neu eröffnete und sanktionierte Weg ungangbar sei; der Geist sagt mir, daß ich den Weg gehen soll nicht mit mattem, zweifelndem Willen, sondern hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit. Ich thue es, und es gelingt heute recht unvollkommen, aber morgen zum Lohn des redlichen Wollens von heute schon besser u. s. w. Aber von Sünde völlig rein blieb ich doch an keinem der vergangenen Tage. Nun ja, da erinnere

dieser Schrifttheologen nennen sich heute gern positiv in dem Sinne, daß ihnen die heilige Schrift als letzte Autorität und Richtschnur gilt. Nur schade, daß sie damit gerade nach der Schrift zu Dienern des alten Bundes des Buchstabens werden, daß sie den neuen Bund, den uns Christus gebracht, ablehnen.

Aber endigen wir nun nicht bei dem Ergebnis, daß die heilige Schrift nur den Unmündigen Dienste leistet, daß aber wir, wenn wir erst Pneumatiker oder Erfahrungstheologen geworden sind, durch sie nicht mehr gefördert werden? Gewiß ist die heilige Schrift eine Lehrmeisterin der Unmündigen, und es ist Gnade von Gott, daß er unreife Völker durch diese gewaltige Zuchtmeisterin erziehen läßt. Und es ist kaum ein Unglück, wenn sie diesen Unmündigen zur unbedingten Lehrautorität wird, wie es kein Unglück für unmündige Söhne ist, wenn sie einem Vater ohne Wenn und Aber gehorchen müssen. — Aber ganz verkehrt wäre nun doch die Annahme, daß die Bibel nur für uns da sei, solange wir als Unmündige in ihr ein unfehlbares Gotteswort

---

ich mich eben, daß Matth. 6, 12 auch in dieser Lebensordnung Christi steht und auch für mich geschrieben ist. Und für die Zukunft könnte mich die Furcht beschleichen, ob mir je der volle Sieg beschieden sei. Da erinnere ich mich, daß 6, 13 und 7, 11 auch für mich da ist, daß Gott die Macht hat und den Liebeswillen, mich Schritt vor Schritt aus aller Macht des Bösen zu erlösen, daß er es thut, wenn ich wirklich bete, d. h. wenn ich es ihm wirklich zutraue (vgl. Matth. 9, 29. 17, 20. 21, 22). Was fehlt mir noch?

zu verehren disponiert sind. Lernt man etwa aus dem Aristoteles oder andern Klassikern nur, solange sie uns als unfehlbare Autoritäten gelten? Ich meine, nachdem dieser Bann gebrochen, lernen wir erst recht von ihnen. Nicht anders in unserem Fall: Wenn uns als den Dienern des neuen Bundes der lebendige Gott der höchste Trost geworden, und die Schrift an die zweite Stelle getreten ist, lernen wir nicht von ihrer Weisheit, sondern von ihrer „Thorheit" und ihren Fehlern noch mehr, als die Diener des alten Bundes von ihrer Unfehlbarkeit? Jetzt, da unsererseits alle Zwängerei ihr gegenüber aufgehört hat, da wir nichts von ihr verlangen, was sie nicht geben könnte, kann sie uns erst recht ihren Reichtum erschließen und unsere Lehrerin werden. Seit wann denn müßte ein Lehrer unfehlbar sein, wenn wir etwas Rechtes von ihm lernen sollen?

* * *

Aus dem Dargelegten ergiebt sich bei allen Limitationen, zu denen wir uns genötigt sahen, daß wir der Kirche für die heilige Schrift, die sie uns vermittelt hat, zu unauslöschlichem Dank verpflichtet sind. Die Kirchenatmosphäre hat uns umschlossen von Jugend an, und in dem kirchlichen Milieu sind wir, ob auch unter viel Reibungen und Hemmungen, geworden, was wir sind, Erfahrungstheologen d. h. solche, die den offenbaren wirklichen Gott erkennen (Joh. 17, 3), und Christen. Die Kirche ist, ob sie uns auch viel Eitles, ja Schädliches vermittelte, doch, wenn wir auf das Wesentliche

sehen, unsere Führerin auf dem Weg zum lebendigen Gott gewesen, und zwar hat sie diesen Führerdienst durch verschiedene Medien, vor allem aber durch die heilige Schrift ausgeübt. Mag die Kirche im übrigen noch so viel lehren, was in den Rahmen der Erfahrungstheologie nicht hineingehört, so wird das alles weit in den Schatten gestellt durch die Thatsache, daß sie mich mit der heiligen Schrift und damit mit wirklichen Gottesmännern d. i. mit Erfahrungstheologen in Kontakt setzte.

Unter den Gottesmännern, mit denen mich die Kirche durch die Schrift in Kontakt gesetzt hat, ist einer, der alle andern an Bedeutung weit überragt, Jesus, welcher der Christus heißt. Gewisse Leute glaubten zu finden, daß ich mit ihm viel zu wenig Fühlung habe, daß in meiner Erfahrungstheologie Christus fehle. Sie wenn möglich eines Bessern zu belehren, beantworte ich die Frage: In welchem Schuldverhältnisse stehn wir mit unsrer Erfahrungstheologie, oder weiter gefaßt, mit unserem Wissen, Glauben und Handeln zu Jesus?

1. Der historische Jesus.

Die Frage nötigt uns, den historischen Jesus ins Auge zu fassen. Warum den historischen? Es ist ja gewiß: in der Geschichte der Menschheit wirken nicht die Heroen, wie sie gewesen sind; es wirkt jeweilen die Idee, welche die Nachwelt sich von ihnen macht; das gilt von Jesus in eminentem Sinn seit dem Apostel Paulus bis auf diesen Tag. Paulus will den Christus nach dem Fleisch (den historischen Christus) nicht mehr

kennen, und die Kirche ist ihm gefolgt, auch wenn sie es nicht Wort haben wollte. Darum sieht es ja, wenn wir den historischen Jesus hinter der Idee, die in der Geschichte wirkt, hervorgraben wollen, fast so aus, wie wenn wir den Lebendigen bei den Toten suchten. Und dennoch: für mich und meinesgleichen war der historische Jesus der Lebenswecker; jedenfalls sind es Elemente seiner alle Ideenbildung überstrahlenden historischen Wirklichkeit, die auf mich eingewirkt haben.

Aber wie kann denn heute jemand ohne Unbescheidenheit oder Selbsttäuschung sich rühmen, daß der historische Jesus ihn erweckt habe? Kennt ihn denn jemand? „Es ist ja eine wehethuende Erkenntnis," sagt einer (Schweiz. theol. Zeitschrift 1899 S. 97), „sich sagen zu müssen, daß historisch bezüglich des Lebens und der Lehre Jesu nur ein Minimum feststehe, und daß dieses Minimum nicht ausreiche, um irgendwie Glauben zu wecken und zu tragen, daß wir noch nicht einmal über die Methode und die Vorfragen zu allgemein anerkannten Resultaten gekommen sind." Das wäre eine wehethuende Erkenntnis? Ein Wahn ist es, dessen die wirklichen Historiker spotten. Es ist ein halb wehmütiges, halb ergötzliches Schauspiel, die skeptische Theologenschule bei der Arbeit zu sehen. Sie hat erst alle jene Realitäten, durch welche sich die Menschheit von Alters her zu Gott führen und von seiner Wirklichkeit überführen ließ, als unzulänglich, ja wertlos auf die Seite geworfen; der historische Christus allein versank nicht in der skeptischen Flut; er galt ihr als

die einzige, aber eherne Thatsache, in der Gott uns naht und uns seine Wirklichkeit und Liebe verbürgt. Und nun umspült die skeptische Brandung auch dies magere Helgoland und verschlingt es. Auf der einen Seite heißt es „Christus ist die einzige Realität in der Geschichte, die uns Gott verbürgt", und auf der andern „von diesem Christus wissen wir so gut wie nichts, jedenfalls viel zu wenig, als daß es irgendwie Glauben zu wecken und zu tragen vermöchte"; macht zusammen „die einzige Realität im Universum, auf der unser Gottesglaube steht, ist zur Zeit ein unbekanntes X, das nirgendwie Glauben in uns zu wecken vermag." Stimmet an den Grabgesang!

Wie steht's? Ich will meine Opposition nicht auf mein historisches Wissen und Können abstellen. Julius Wellhausen aber — mit Gunst und Verlaub der Jüngsten sei es gesagt — darf doch für einen passablen Historiker gelten. Er hat es auf alttestamentlichem Boden bewiesen, daß er der Geschichte den Puls zu fühlen, Mythisches und Geschichtliches zu scheiden weiß; wie ein Meister der Zunft saß er am Schmelztiegel, das Edelmetall der Geschichte von den Zuthaten zu reinigen. Und nun? Dieser Historiker Julius Wellhausen hat uns ein Christusbild gegeben, nicht unklar und verschwommen, sondern klar und fest und gewaltig mit den Zügen eines Lebendigen. Ueber die Fatalität, daß ja die Methode und die Vorfragen noch ein Gegenstand der Diskussion sind, ist er mit kaltem Blut zur Tagesordnung übergegangen. Und er hat nicht ein

klägliches unzulängliches Minimum historischen Stoffs gefunden, sondern völlig genug, um uns ein deutliches Bild Jesu vor Augen zu stellen. Mag er einzelne Züge verzeichnet und einzelne Teile nur flüchtig skizziert haben, so bleibt es doch ein von der Hand eines Historikers und nicht eines Mythologen und Phantasten gemaltes Bild. Die Skeptiker mögen mit ihrer „wehethuenden Erkenntnis" und zugleich mit heilenden Kräutern, die auf dem „skeptischen Miste" gewachsen sind, hausieren gehen; sie mögen auch in den dunkeln Thälern und Schluchten Abnehmer finden. Wo die Sonne hinscheint, kennt man sie nicht.

Ihrer ferner nicht achtend erlaube ich mir, dem historischen Jesus den Dank abzustatten, den ich ihm schuldig zu sein glaube, resp. die Beziehung, die zwischen ihm und meiner Erfahrungstheologie und weiterhin meinem Glauben und Leben besteht, ins Licht zu stellen:

2. Anlage und Ausbildung.

Das Matthäusevangelium, das in allewege unsere Hauptquelle bleibt, zeigt uns Jesum als einen Lehrer von Gottes Gnaden. Wie und wodurch wird einer im Gegensatz zu den Schriftgelehrten ein Lehrer, der Vollmacht hat? Wie ist er es geworden? Das Evangelium schweigt über seine Erziehung und Ausbildung. Es scheint, daß er nicht als Schüler zu den Füßen damaliger Meister gesessen. Er kennt freilich in seinem Mannesalter die Schrift so gut, daß er die Schriftgelehrten nicht zu fürchten braucht. Die Familie, in der

er aufwuchs, die Synagoge, die er fleißig besuchte, führten ihn in die Schrift ein, und wenn das zur Erklärung seiner Kenntnis nicht genügt, so widersteht doch gar nichts der Annahme, daß er durch fleißiges Privatstudium reichlich ersetzte, was ihm die Rabbinenschule hätte geben können. Es scheint für ihn ein Glück gewesen zu sein, daß er von der schriftgelehrten Bildung verschont blieb. So behielt er für das heilige Wort frische Augen und ein frisches Herz; die Ueberlieferung der Väter, die sich in der Schule bergehoch angehäuft hatte, konnte ihm das Gehörte und Gelesene nicht zudecken; er konnte es selbständig verarbeiten und wurde so einer der großen Autodidakten oder vielmehr Theodidakten, deren die Welt je und je bedarf, wenn sie nicht unter der gelehrten Ueberlieferung ersticken soll. Er trug die Goliathsrüstung der Professoren seiner Zeit nicht. In seiner leichten Waffenrüstung schreitet er frei und leicht wie der Sohn Isais, und von den Steinen, die er mit seiner Schleuder warf, fielen die großen schriftgelehrten Philister in den Staub. — Das Fehlen der Goliathsrüstung macht freilich noch keinen David; dazu brauchts Davids starkes Herz und geübte Hand. Und das Fehlen der schriftgelehrten Ausrüstung macht noch keinen Lehrer von Gottes Gnaden;* das

* Sonst würden Hinz und Kunz und der Kandidat Jobs und seine Vettern schon darum treffliche Prediger sein, weil sie auf der hohen Schule nichts gelernt haben, und die Schwester „Bäbeli" schon darum eine berufene Schriftauslegerin, weil sie vom Gift der theologischen Wissenschaft nie genascht hat.

wurde Jesus durch das in seine Wiege gelegte Charisma, das man auf andern Gebieten Genie zu nennen pflegt. Gott hat ihn mit der Begabung zu dem größten Erdenwerk ausgerüstet; Jesus ist vom Mutterleib an der Erwählte, der von Gott Geliebte, oder wie das in der Sprache der Schrift heißt, der Sohn Gottes. Und die Vorsehung sorgte dafür, daß seine Anlage nicht durch schriftgelehrte Bildung Schaden litt. Beim Wegbleiben der Schriftgelehrsamkeit blieb für seine Seele nicht nur Raum, mit frischen Augen das heilige Buch zu lesen; seine Seele blieb auch offen für die andern, für die ursprünglichen Quellen der Gotteserkenntnis. Er lernte in der Natur lesen und in den Zeitereignissen, in seinem eigenen Herzen und in den Herzen anderer. Wenn die gelehrten Zeitgenossen wähnten, daß der im übrigen weltferne Gott im heiligen Pergament allein ein- für allemal sein Wesen und seinen Willen kundgethan habe; so blieb er vor solcher Meinung bewahrt.* Bei aller Ehrfurcht vor der heiligen

* Um vorsichtig zu wandeln, habe ich den vorausgehenden Abschnitt mit mehr als einem „scheint" geziert. Apodiktisch gewiß ist es nämlich nicht, daß Jesus in seiner Jugend nie und auch nicht die kürzeste Frist zu Füßen eines Rabbi gesessen. Wir wissen über Jesu Jugend direkt nichts, und das Indirekte ist nicht ganz zuverlässig. Ganz sicher ist, daß er nicht eine rabbinische Bildung wie Paulus erworben hat. Aber möglich bleibt dabei immer, daß er in seiner Jugend mit einer Rabbinenschule in Berührung gekommen ist: Er kennt die Herren so gut und ihre Argumentationsweise auch; seine Schriftbenutzung zeigt auch nichts Dilettantenhaftes, wie man es bei „Laien" in der

Schrift hörte er Gottes Stimme aus allen Dingen; er hörte wieder die Quelle rauschen, aus der die Schrift geflossen; er hörte sie mächtiger rauschen als je einer vor ihm und trank aus der Quelle lieber als aus der Cisterne.

3. Jesu Gegensatz zu den Zeitgenossen.

Im hellen Licht der Geschichte steht die Thatsache, daß Jesu Lehre in scharfem Gegensatz zu den frommen und gelehrten Zeitgenossen steht. Jüdische Gelehrte haben geurteilt, Jesus habe gegenüber dem zeitgenössischen Juden-

Regel antrifft. Daß seine freie Seele dem schriftgelehrten Wesen und Unwesen abhold ist, und daß er aus den ursprünglichen Quellen zu schöpfen weiß, ist kein Gegenbeweis: Die Vorsehung pflegt ihre Auserwählten nicht aus so zartem Stoff zu bilden, pflegt ihre Jugend nicht vor der Zugluft und der Einwirkung des Verkehrten zu bewahren; sie lehrt sie vielmehr ihre zukünftigen Gegner kennen und macht sie durch solche Schulung zu ihrem Lebenswerk tüchtig. Es könnte wohl sein, daß Jesus von schriftgelehrter Schulung nicht völlig verschont blieb, daß wir also seine spätere Haltung als eine kraftvolle Reaktion begreifen müßten. Die Beobachtung (vid. Wernle „Die synoptische Frage" S. 201 f.), daß im Markusevangelium ein Gegensatz nicht zwischen Jesus und der Pharisäerpartei, sondern wesentlich zwischen Jesus, dem Laien, und den ordnungsmäßig lehrenden Theologen zur Darstellung komme, ist hier ohne Belang für alle die, welche, wie ich, an die Markushypothese nicht glauben. Sehr wahrscheinlich, daß wir in dem „Markusgegensatz" nur einen weitern Beleg für den dem Matthäus gegenüber sekundären Charakter des Markus haben. Jedenfalls reicht es nicht zum Beweis, daß Jesus ein von aller Schriftgelehrsamkeit schlechthin unberührter Laie gewesen sei.

tum nichts wesentlich Neues gebracht. Ich frage: Wenn Jesus weiter nichts lehrte, als was die zeitgenössischen Rabbinen auch lehrten und die Frommen (die Pharisäer) glaubten, warum haben ihn denn Pharisäer und Schriftgelehrte so bitter gehaßt und ihn ans Kreuz gebracht? Eine Krähe hackt doch sonst der andern kein Aug' aus. Die Antithese zu Lehre und Frömmigkeit der maßgebenden Kreise ist handgreiflich: Die Gegner lehrten und übten opera operanda (Werkdienst); er verlangte die rechte Gesinnung, und das Werk galt ihm nur als Ausdruck der rechten Gesinnung. — Sie beobachteten hundert zeremonielle Vorschriften; für ihn waren dieselben in praxi zum Teil und prinzipiell ganz hinfällig geworden. Sie zählten nach der Schrift 613 Befehlsworte Gottes, von denen Gott jeweilen auch das Gegenteil hätte gebieten können; er kannte nur ein Gottesgebot, das Gebot, Gott und Menschen zu lieben, worin Gesetz und Propheten beschlossen ist; und es gilt ihm nicht als ein willkürliches Gebot. Der Vater der Liebe hätte nicht willkürlich das Gegenteil gebieten können. Ja wir müssen geradezu sagen: die Pharisäer und Schriftgelehrten glaubten und lehrten einen andern Gott als er. Wer sieht es nicht! Jene Männer, denen die äußerlichste Gebärde als gleich verbindlicher Gottesdienst galt wie das Lieben, ja die wohl gar in zeremoniellen Dingen von pedantischer Skrupulosität waren und darüber das Schwere am Gesetz, das Recht und die Barmherzigkeit und die Treue vergaßen, zeigen damit doch augenscheinlich, daß sie eine andere Gottesvor-

stellung hatten als er, dem die ungeteilte Liebe alles und die Gebärde nichts war. Jene Frommen, die, ihrem Gott zu dienen, Mücken seigten, hatten einen andern Gott als er, der alle Energie dem Centralgebot zuwandte und seine Zuhörer ebenso zu bestimmen suchte. Jene Frommen, welche die Berührung und auch den Schatten von Samaritern und Sündern mieden, um sich nicht zu verunreinigen, hatten einen andern Gott als er, der seinen vornehmsten Gottesdienst darin sah, mit den Sündern in innige Gemeinschaft zu treten, um sie zu retten. Diese Frommen, welche den Gottesdienst betrieben wie eine harte Fronarbeit und sich zur Plackerei einer vielgeschäftigen positiv geforderten Gesetzlichkeit noch die Last von „überpflichtigen“ Werken, von Fasten und Kasteiungen auflegten, hatten einen andern Gott als er, der nicht wie ein Knecht und Fronarbeiter sondern wie ein fröhliches Kind des himmlischen Vaters Befehl vollführte, der der pharisäischen Fastenpraxis spottete, der sich von den korrekten Frommen einen Fresser und Weinsäufer schelten ließ, der „überpflichtige“ Werke nicht kannte (Luk. 17, 10).* Jene Frommen, die mit geteilter Seele einerseits Gott dienen

* Daß Jesus so dachte, ist ganz abgesehen von der Lukasstelle ganz gewiß: Wir sollen Gott lieben von ganzem Herzen, schulden ihm unser ganzes ungeteiltes Leben. Niemand darf Gott weniger geben als das ganze; niemand kann ihm mehr geben als das ganze. Wer das ganze Leben mit jedem Tropfen Blut Gott hingegeben, hat einfach seine Pflicht und Schuldigkeit gethan.

wollten und daneben ihre profanen Zwecke verfolgten, hatten einen andern Gott als er, der seine Zuhörer mit ungeteiltem Herzen Gott dienen und nach seinem Reiche trachten lehrte, und der sie das, was sie zum Leben bedurften, von Gottes fürsorgender Vaterliebe erwarten hieß. Sehr instruktiv ist der Gegensatz noch auf folgendem Punkt, auf den Wellhausen wiederholt aufmerksam gemacht hat: Die Pharisäer und Schriftgelehrten schauten aus nach dem kommenden Reich wie Jesus und beflissen sich der Gesetzeserfüllung, um ins Reich einzugehen, wie Jesus das auch verlangte. Aber nun der große Unterschied: Es besteht nach den Rabbinen kein innerer ursächlicher Zusammenhang zwischen der Gesetzeserfüllung und dem kommenden Reich; die Erfüllung ist eine rein statutarische willkürliche Bedingung für den Eintritt in das Reich. „All die gottseligen Uebungen tragen nicht das Mindeste dazu bei, jenes Reich Gottes herbeizuführen.“ Ganz anders Jesus: Er macht das Reich Gottes zum Ziel der Arbeit. Er fühlt sich selbst als Gottes Mitarbeiter, und er ruft die Jünger zur Mitarbeit. Das fromme Thun ist nicht pro nihilo; das Thun des Guten ist vielmehr ein Mittel, das Gottesreich herbeizuführen.

Auf Vollständigkeit kommt's hier nicht an. Das Angeführte genügt, um Jesu Antithese gegen die Zeitgenossen zu beweisen.

4. Jesu Stellung zu Gesetz und Propheten.

Es ist von theologischer Seite geltend gemacht worden, Jesus habe dem Gesetz und den Propheten, ja sogar einigen Heiden gegenüber in seiner Lehre (resp. Ethik) nichts Neues von Belang gebracht. Was er gelehrt, liege im wesentlichen bei Mose und den Propheten, ja bei Buddha u. a. auch vor.

Mir zeigt sich die Sachlage folgendermaßen: Gewiß ist die Stellung Jesu zu Mose und den Propheten eine andere als zu den frommen und gelehrten Zeitgenossen. Ist sie hier Antithesis (Gegensatz), so ist sie dort Plerosis (Vollendung), vgl. Matth. 5, 17—48. Darüber das Nötige: Es ist auf den ersten Blick evident und wird bei gründlicher Prüfung immer klarer, daß Jesu Lehre Mose und den Propheten gegenüber nicht etwas radikal Neues ist. Ebenso scheint klar, daß seine Lehre im innigen Verkehr mit Gesetz und Propheten Gestalt gewann. Ich sage nicht, daß er seine Gedanken von den Propheten entlehnt habe; dergleichen Sachen lassen sich nicht entlehnen. Die Schriftgelehrten lasen ja Gesetz und Propheten auch; aber den Finstern blieben sie finster. Ihm wurden sie hell. Hier, wenn irgendwo, gilt eben: wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.

Jesus ist durch die Propheten zu kongenialer Thätigkeit angeregt worden; aber nachdem sein Ingenium in der Berührung mit ihnen erwacht war, blieb er nicht an ihnen kleben, sondern wuchs über sie hinaus.

Was keimhaft und halbentwickelt bei ihnen war, gedieh in seinem Kopf und Herzen zur Reife. Er hat nichts schlechthin Originelles gebracht, Gott sei Dank, nicht. Sonst wäre er wurzellos und zum Vergehen bestimmt; denn was seine Wurzeln nicht in historisches Erdreich gesenkt hat, vergeht.

Aber etwas relativ Neues gegenüber Gesetz und Propheten ist seine Lehre allerdings. Oder ist die reife Traube nicht auch etwas relativ Neues im Verhältnis zur unreifen und zur Blüte? Ist die reife Aehre nicht auch etwas Neues im Verhältnis zur Saat und zum grünen Halm? Was hilft mir die grüne Saat, wenn die reife Aehre ausbliebe? Was hilft mir's, wenn der Weizen vor der Reife im Unkraut erstickt? Was dünkt euch: War Kopernikus entbehrlich, weil die Pythagoräer und Anaxarch schon ähnliche Gedanken gehabt hatten? War Darwin unnötig, weil Goethe und Lamarck und noch manche andere schon ähnliche Lehren vorgetragen hatten? Was halfen doch Anaxarch, was halfen Goethe und Lamarck der Welt? Ihre Gedanken waren nicht durchschlagend gewesen; man hatte dieselben einsargen können. Es mußten diejenigen kommen, welche die neue Theorie des Himmels und die Entwicklungslehre so zu formulieren wußten, daß sie durchschlagen und allem Entgegenstehenden obsiegen mußten.

Nicht anders das Verhältnis Jesu zu Mose und den Propheten. Beachten wir zuerst sein Gottesbewußtsein im Verhältnis zum Bewußtsein der Propheten! Auch diese reden schon von Gott als dem Vater; im

zweiten Teil des Buches Jesaja zumal kommt dies Vaterbewußtsein zu ergreifendem Ausdruck. Mit mehr als Vater- und Mutterliebe, so lehrt der große Unbekannte, leitet und trägt Gott sein Volk Israel. Vgl. 49, 15 „Kann auch ein Weib ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes? Aber ob sie seiner auch vergäße, so will doch ich deiner nicht vergessen.“ 63, 16 „Du bist ja unser Vater; denn Abraham weiß von uns nicht, und Israel kennt uns nicht. Du, Jahve, bist unser Vater; unser Heiland ist dein Name von Alters her.“ Aber gerade dies ergreifende Wort ist in seinem Zusammenhang mehr eine Bitte „sei doch unser Vater!“, eine Beschwörung, daß er sich als Israels Heiland und Vater erweisen möge.

Ganz anders bei Jesus. Aus ihm spricht das Bewußtsein „Gott ist mein Vater und euer Vater“ in der souveränen Ruhe schlichter assertorischer Urteile. Alles Langen und Bangen in schwebender Pein und jede Reminiscenz solches Langens und Bangens ist bei ihm verschwunden. Nicht im Paroxismus leidenschaftlicher Prophetenrede und sehnsüchtiger Ausschau entringt es sich seiner Brust „Gott ist unser Vater, ist es trotz allem und allem“; das Bewußtsein vom Vatergott liegt vielmehr in ihm wie ein sonnenbeschienener ruhiger See, und die Welt mit all ihrer Not spiegelt sich drin und bewegt und trübt denselben nicht. Und Jesus freut sich dieses Bewußtseins nicht in selbstischem Genießen; es ist vielmehr sein unablässiges Bemühen, dies selige

Bewußtsein in allen Kindern vom Hause Israel zu erwecken.

Der Vatergott Jesu ist auch noch weit größer geworden und umfassender seine Liebe. Derselbe streckt ja auf der Höhe des alten Testaments seine Arme auch schon recht weit über Israels Grenzen hinaus; er ist auf dem Wege, Allvater zu werden. Der Gott Jesu aber **ist** Allvater, er umfängt mit seiner vollkommenen Liebe alles, was Mensch heißt, Juden und Samariter und Heiden, die Guten und die Bösen (Matth. 5, 45), die Gerechten und die Sünder, ja die letzteren erst recht, dazu Sperlinge und Blumen und die geringste Kreatur. Das ist doch wohl auch den Höhen des Prophetismus gegenüber etwas relativ Neues. Der Gedanke vom Allvater blieb ja doch, wenn er auch da und dort leise erklingt, ein im ganzen des alten Testaments verlorener Ton, eine unter einem Haufen anderer Dinge verschüttete Perle. Im großen und ganzen blieb eben doch Gott im alten Bund der Vater seiner lieben Juden, der seine Vaterliebe denen reserviert, die das Siegel der Abrahamskindschaft am Leibe trugen. Es mußte eben doch in der Weltgeschichte einmal der kommen, der den Gedanken vom Allvater so klar und groß auf den Leuchter stellte, daß er fürderhin nie mehr völlig verdunkelt werden konnte. Der Mann ist Jesus. Keiner der alten Propheten, er erst und sein Geist, dem hernach Paulus Worte lieh, hat's der Welt durchschlagend gesagt, daß Gott alle Menschen zum Heil, zur Sohnschaft, berufen hat, und daß die rechte Sohnesstellung,

die uns in den Vollbesitz des Erbes bringt, nicht bedingt ist durch Beschneidung des Fleisches, sondern durch Beschneidung der Herzen. Sie werden kommen vom Morgen und vom Abend und vom Mittag und von Mitternacht und mit Abraham und Isaak und Jakob im Gottesreich zu Tische zu sitzen, wofern sie die Bedingungen des Eintritts, wie sie in Jesu Gesetz formuliert sind, erfüllt haben.

Ganz wie mit dem Gottesbewußtsein verhält es sich mit Jesu Lebensordnung. Jesus brachte auch hier die Plerosis (Erfüllung) erfreulicher alttestamentlicher Anfänge. Beispiele dieser Erfüllung sind uns Matth. 5, 21—48 zusammengestellt:

Das Gesetz sagt „Du sollst nicht töten." Das ist recht und gut und bleibt giltig. Ich aber verlange von euch mehr als das: Nicht erst der Mord, sondern schon die Wurzel desselben, das Zürnen, die liebeleere Gesinnung und das liebeleere Wortmachen euch verdammlich vor Gott.

Das Gesetz Mosis sagt „Du sollst nicht ehebrechen." Dies Verbot ist und bleibt heilig. Ich aber erfülle (vollende) dies Verbot, indem ich euch sage: Schon der absichtsvolle begehrliche Blick, den ihr auf das Weib des Nächsten richtet, ist Ehebruch. Nicht erst die That, sondern schon das Denken und Begehren, welches als fruchtbarer Keim leicht zur That auswachsen könnte, ist Sünde vor Gott. Und lieber sollst du das rechte Auge ausreißen, die rechte Hand abhauen, wenn sie dich zur Sünde reizen und verführen, als daß du mit heilen Gliedern dem Gericht Gottes zusteuerst.

Das Gesetz Mosis hat der Willkür und Lieblosigkeit der Ehescheidung gesteuert, indem es dem Manne gebietet, dem verstoßenen Weibe einen Scheidebrief zu geben und ihr so die Möglichkeit einer zweiten Ehe zu schaffen. Diese Beschränkung eurer Lieblosigkeit ist recht und gut; ich aber schränke dieselbe noch mehr ein, indem ich euch die Ehescheidung überhaupt untersage; denn auch mit dem Scheidebrief bleibt das Verstoßen einer Ehefrau eine Härte; du sollst das Weib, das einmal deine Ehegenossin geworden, lieb haben, sie also nie verstoßen, es sei denn, daß sie durch Untreue den Bruch schon selbst vollzogen hätte.

Weiter: Das Gesetz Mosis hat eurem maßlosen Schwören, der Bekräftigung aller und jeder Aussagen durch Schwurformeln vorgebeugt, indem es euch das falsche Schwören, die Anrufung Gottes zur Bekräftigung von Lügen, verbot; das ist ein gutes und heiliges Verbot. Ich aber mache das Verbot voll, indem ich euch alles und jedes Schwören verbiete. Der Heilige im Himmel ist nicht dazu da, um sich als immer bequemer Bürge für eure Aussagen brauchen zu lassen. Ihr sollt auch nicht beim Himmel, bei der Erde, bei Jerusalem oder bei eurem Haupte schwören; die heilige Scheu, die ihr Gott schuldig seid, erlaubt nicht, seine Werke, die seiner Macht und nicht euch unterstellt sind, zum Pfand zu setzen. Sagt also „ja", wenn's ja ist; sagt „nein", wenn's nein ist;* was darüber ist, ist vom Bösen.

---

* Das Schwören ist der Gemeinde Jesu noch aus folgendem Gesichtspunkt verboten: Es hat zur Voraussetzung, daß

Ein anderes: Das Gesetz Mosis hat eurer Rache Schranken gesetzt; es verbietet euch, für eine Beleidigung oder Körperverletzung dem Nächsten das Leben zu nehmen. Es gestattet nur eine dem erlittenen Schaden äquivalente Rache, resp. es erlaubt euch, auf dem ordentlichen Rechtswege für ein ausgeschlagenes Auge wieder ein Auge, für einen Zahn wieder einen Zahn zu verlangen. Diese mosaische Ordnung nun vollende ich, indem ich euch auch die dem erlittenen Schaden gleichwertige Rache entziehe: Ihr sollt dem, der euch Böses zugefügt, ganz und gar nicht Widerstand leisten, auf jede Rache und Sühne verzichten. Ja, wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so biete ihm, statt die äquivalente Sühne zu suchen, lieber die andre Wange auch noch zum Schlage dar; und wenn jemand mit dir um deinen Rock prozediert, so schenk ihm lieber zum Rock, nach dem sein Herz begehrt, auch noch den Mantel, um so das Böse auf die

---

man im allgemeinen nach Lust und Bedürfnis lügt. Wer schwört, sagt damit implicite: „Im allgemeinen werde ich nach Bedürfnis lügen; wenn ich mich aber mit Banden des Schwurs binde, verlange ich Glauben." Und wenn ich (z. B. vor Gericht) einen andern schwören lasse, so insinniere ich ich ihm eben diese Gesinnung. Hat nun das Schwören diese allgemeine Konzession der Lüge zur Voraussetzung, so wird der Geist Christi, der ein Geist der Wahrhaftigkeit ist, der Gemeinde Christi auch aus diesem Grunde alles und jedes Schwören verbieten. Christen lassen von sich nicht jene böse Voraussetzung machen; drum schwören sie nicht und lassen sich durch keine rückständige Staatsraison zum Schwören nötigen. Christen insinnieren auch andern nicht jene „Voraussetzung"; drum lassen sie andre nicht schwören.

einzige Weise, die zum Ziel führt, nämlich durch Gutesthun, zu überwinden.

Endlich: Das Gesetz Mosis hat euer selbstsüchtiges Dichten und Trachten verurteilt, indem es gebietet, daß du jeden Volksgenossen lieben sollst und nicht nur dich selbst. Das ist ein großes, heiliges Gebot. Ich mache dasselbe voll, indem ich euch gebiete, daß sich euer Herz noch mehr erweitern, daß ihr nicht nur den Freund und Volksgenossen, sondern alles, was Mensch heißt, auch den Fremdling und den Feind lieben sollt, damit ihr als echte Söhne dem himmlischen Vater gleichet, der seine Liebe schrankenlos über Gute und Böse ausgießt.

So im 5. Kapitel des Matthäus*. In Matth. 22, 37—40 „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit all deinem Denken“ und „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst“ scheint Jesus freilich alttestamentliche Ordnungen einfach zu wiederholen. Es verhält sich dennoch auch hier anders; er wiederholt den Wortaut, aber legt einen gewaltigeren Sinn hinein, bringt die Erfüllung.

Besehen wir die Erfüllung in Ansehung der Nächstenliebe: Das Gebot der Nächstenliebe steht ja freilich 3. Mos. 19, 18, und an einigen Stellen des alten Testaments mündet dasselbe schon ins Gebot der Feindesliebe aus, so Spr. 25, 21 „Hungert deinen Feind, so

* Vgl. Schlatters „Evangelium des Matthäus“, zur Stelle.

speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser," 2. Mos. 23, 4 f. „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel, der sich verirrt hat, findest, sollst du ihm denselben wieder zuführen und den Esel deines Feindes nicht unter seiner Last liegen lassen." Und an Geboten der Rücksicht und Fürsorge für die Fremdlinge, die Sklaven, die Armen, ist das alte Testament reich. Alt-Israel hatte Anfänge einer sozialen Gesetzgebung, die seine unverwelkliche Ehre und sein Ruhm bleiben.*

Aber nun die Erfüllung bei Jesus. Ich sage: Was half es doch schließlich, daß das Gebot der Nächsten- ja sogar der Feindesliebe unter einem Haufen andrer Satzungen hübsch formuliert im Gesetz dastand? Die paar Töne wurden nicht Leitmotive im alttestamentlichen Konzert. Es mußte doch der kommen, der das Gebot so kräftig ins Centrum stellte und also betonte, daß es alle minderwertigen Verordnungen absorbierte. Der Mann ist Jesus. Und er hat das Gebot nicht nur kräftig in die Mitte gestellt, er erfüllte es auch mit einem tiefern und zarteren Inhalt: „Liebe deinen Nächsten" heißt in Jesu Mund: „Hüte dich vor jedem unfreund-

* Wer gerecht denkt, wird nie unfreundlich über das Volk urteilen, das mehr für der Menschheit höchste Güter gethan, gekämpft, gelitten hat als irgend ein anderes Volk. Er wird mit den alten Verdiensten eine Menge neuerer Sünden dieses Volkes zudecken, um so mehr, da wir an diesen neueren Sünden, an der modernen Entwickelung des Volkes Israel, wesentlich selber schuld sind.

lichen Gedanken gegen deinen Nächsten; zürne ihm nie, auch wenn er dir noch so viel Anlaß dazu gab; vergieb ihm, nicht einmal und nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal; und zum Zeichen, daß jede Faser des Zorns und der Rachsucht aus eurem Herzen gerissen ist, bittet für eure Feinde, erflehet auf ihr Haupt alle guten Gaben des himmlischen Vaters. Beurteilt auch die Sünder nicht hart; glaubt nie, daß Gott den Tod des Sünders will, vielmehr, daß er sich bekehre und lebe; seid barmherzig, suchet und rettet, was verloren ist; tretet in herzliche Gemeinschaft mit den Verlorenen, um sie aus den Stricken des Bösen zu lösen; führet sie in Gottes Vaterhaus zurück und statt zu richten und zu verdammen, sprecht im Namen Gottes „Faßt Mut! Eure Sünden sind euch vergeben. Steht auf und sündiget hinfort nicht mehr!“ Besonders hütet euch, irgend einen der kleinen und schwachen Brüder durch Wort oder Beispiel zu ärgern!“ — Wo hätte das Gebot der Nächstenliebe innerhalb des alten Testaments diese Entfaltung gefunden?

Und nun das Gebot der Gottesliebe. Das steht freilich 5. Mos. 6, 5 ganz wie Matth. 22, 37 und ist doch da und dort etwas anderes. Dort hat das Wort seinen Gegensatz an den andern Göttern und heißt: „Jahve ist dein Gott, Jahve allein,* und du sollst ihn lieben von ganzem Herzen und gar nicht den Baal und

* Vergl. im Hand-Kommentar Bertholet „Deuteronomium“ zu 6, 4 f.

überhaupt die Götter der Heiden.“ Im Munde Jesu fehlt der Gegensatz zu andern Göttern, die längst aufgehört haben, Verführer des Volkes Israel zu sein, und so heißt hier das Wort: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und nichts außer ihm.“ Das ist was anderes. Das Gebot des 5. Buchs Mose implizierte, daß man Jahve opferte und nicht den Baalen, den anderen Herren, — daß man ihm an der heiligen Stätte in Jerusalem opferte und nicht auf den andern Höhen des Landes, die so oft durch den Baalsdienst verunreinigt worden waren. Das Gebot des Deuteronoms „Du sollst Gott lieben“ reklamierte für Gott einen Tag und erlaubte dem Menschen, die andern sechs Tage seine profanen Geschäfte zu betreiben, — es reklamierte für Gott den Zehnten und überließ die neun Zehntel dem Menschen zu seinem profanen Privatgebrauch. In summa: Das Deuteronom gewährte neben dem heiligen gottesdienstlichen Leben breiten Raum für profanes Leben; ja es hat die Zweiteilung des Lebens in eine heilige und eine profane Hälfte erst recht geschaffen und hat die heiligen Kultushandlungen im Tempel einem Stande von Geistlichen (den Leviten) zugeteilt und damit die andern als profanes Laienvolk vom eigentlichen Kultus ausgeschlossen.*

Welch' andern Sinn hat das Gebot der Gottesliebe in Jesu Mund! Da ist es die Proklamation eines

---

* Vgl. Marti „Geschichte der israelitischen Religion“, S. 200 f. — Bertholet „Deuteronom“, Einleitung XXVIII.

den Menschen völlig absorbierenden Gottesdienstes geworden, der keinen Raum für irgend etwas anderes übrig läßt. Da heißt es nicht mehr: „Ihr sollt Gott dienen und daneben in den angemessenen Grenzen dem profanen Geschäft (dem Mammon)", vielmehr „Ihr sollt Gott allein dienen und dem Mammon ganz und gar nicht." Es heißt nicht: „Ihr sollt nach dem Gottesreich trachten und daneben auch nach Speis' und Trank," vielmehr „Trachtet durchaus* nach seinem Reiche und erwartet das, was ihr bedürft, als Zulage von dem Herrn, dessen Sache ihr betreibt, Luc. 12, 31." In Jesu Mund heißt das Gebot nicht mehr, daß wir Gott den Sabbath und den Zehnten geben sollen; Jesus verlangt von uns all unsre Tage zu einem kontinuierlichen Gottesdienst; er verlangt, daß wir als Gottes Verwalter all unsre Habe fruchtbringend für sein Reich verwenden sollen. Der Gegensatz von heilig und profan wird von Jesus aufgehoben, indem er alles für Gott verlangt. Alle Lebensäußerungen des Menschen bis zum geringfügig scheinenden Spenden eines Glases Wasser und bis zum flüchtigsten Wort werden lückenlos Gott zu Füßen gelegt. Wir sollen Gott dienen d. h. Gottes Zwecke realisieren mit all unserem Vermögen,

---

* Das Wort „am ersten" Matth. 6, 34 ist gewiß unecht. Der Befehl „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes" würde als zweites Glied verlangen „und zweitens erst trachtet nach Geld und Gut". Statt dessen lesen wir „und das alles (was ihr bedürft) wird euch zugelegt werden"; folglich kann das „am ersten" dem ersten Glied ursprünglich nicht angehören.

mit allen unseren Gaben; wir sollen an ihm hangen mit jeder Faser des Herzens und mit jedem Tropfen Blut.

Das Wichtigste dabei ist schließlich, daß Jesus allen zeremoniellen Gottesdienst durch einen ethischen ersetzt hat. An diesem Punkt wird's vollends offenbar, daß er die Erfüllung von Gesetz und Propheten bringt. Das alte Testament verlangt ja auch an einer Reihe berühmter Stellen bei Hosea, Jesaja, Micha, in den Psalmen u. s. w. als allein echten Gottesdienst Reinheit der Gesinnung, Demut, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und wirft an diesen Stellen den Tempel- und Ceremoniendienst als entbehrlich (und wohl gar schädlich) beiseite. Aber was half es doch schließlich, daß der echte Gottesdienst an einigen Stellen des alten Bundes proklamiert wurde? Im großen und ganzen behielten andere Dinge das Uebergewicht. Der alttestamentliche Gottesdienst gravitierte trotz jenen Stellen in der Richtung des Tempel- und Ceremoniendienstes, und es mußte *der* kommen, der das Wort vom wahren Gottesdienst, der sich wesentlich im Dienste des Nächsten auswirkt, so hell und groß auf den Leuchter stellte, daß es fürderhin trotz allen zum Afterdienst hintreibenden Tendenzen des Menschenherzens nie wieder bleibend unter den Scheffel gestellt werden konnte. *Der Mann ist Jesus.*

Unter den Begriff der Erfüllung (der Vollendung) fallen auch die gewaltigen Stellen Matth. 12, 1—8 und Joh. 8, 1—11. Jesus macht hier die Korrektur aus der Intention des himmlischen Gesetzgebers: Gott

hat dem Menschen das Gesetz gegeben zu seinem Heil, als Wegleitung zu seiner Wohlfahrt; wo also das Gesetz diesem Zweck nicht dient oder nicht mehr dient, wo es Schaden anrichtet, da bringt es Gottes Willen nicht zum Ausdruck, und es muß sein Wortlaut und seine Rechtsgiltigkeit im Sinne des göttlichen Heilswillens limitiert werden; es muß wohl auch dieser und jener Paragraph des Gesetzes ganz aboliert werden, damit Gottes Heilswille zur Geltung komme; z. B.: Gott hat das Sabbatgebot gegeben zu des Menschen Bestem (vid. 5. Mos. 5, 14; Mark. 2, 27); wo nun dies Gebot zur Last und Schädigung wird, wo es mit Lebensinteressen in Konflikt kommt, widerspricht es der Intention des Gesetzgebers; folglich hört es hier zu gelten auf. Der Mensch* ist ein Herr über den Sabbat, will sagen, er darf das Sabbatgebot, wo es höhere Interessen schädigt, zurückstellen; die eigene Wohlfahrt (Matth. 12, 1—8) und die Wohlfahrt des Nächsten (Matth. 12, 9—14) gehen vor. Noch radikaler verfährt Jesus Joh. 8, 1 ff. Das Gesetz befiehlt, daß Ehebrecherinnen gesteinigt werden. Jesus berichtigt und erfüllt hier das Gesetz, indem er den harten Paragraphen 3. Mos. 20, 10 außer Kraft setzt und so den Heilswillen des Gesetzgebers, der die Bekehrung und nicht den Tod des Sünders will, zur Geltung bringt.

Erfüllung des Gesetzes ist es endlich auch, wenn Jesus durchweg die Relativität der sittlichen Forderung

* Des Menschen Sohn Matth. 12, 8 = der Mensch.

geltend macht. Das alte Testament bietet ja reichliche Anfänge dazu; aber es überwiegt doch die absolute Forderung. Von jedem Gliede des Bundesvolks werden gewisse wohl umschriebene Leistungen verlangt. Es entspricht der Idealität der Ethik Jesu, wenn er immer wieder betont, daß von jedem gefordert wird nach dem, was er empfangen hat. Es soll nur jeder treu erfunden werden in der Verwaltung des kleinen oder großen Pfundes, das Gott ihm anvertraut hat.

So habe ich denn beides dargelegt: Jesu Wort bildet gegenüber den Frommen und den Gelehrten seiner Zeit einen fast fortlaufenden Gegensatz; es ist gegenüber Moses und den Propheten die Erfüllung.

5. Das Fundament dieser Stellung Jesu, sein Empirismus.

Wir fragen: Wie kam er zu dem Gegensatz gegen die frommen und gelehrten Zeitgenossen, wie vollends dazu, auch über das heilige Buch hinaus ein Ideal des Gesetzes zu proklamieren? Besser gefragt: Aus welcher Macht that er das? Er that es, weil eben Gott die Gabe dazu in seine Wiege gelegt, die seltene Gabe, selber zu sehen und selber zu hören, in Natur und Zeitgeschichte zu forschen und der Stimme in der eigenen Brust zu lauschen und ihr zu vertrauen gegenüber allen Buchgelehrten, ihr zu vertrauen mit der heiligen Schrift und allenfalls gegen die heilige Schrift. Er war ein Empirist von Gottes Gnaden, will sagen, er war einer, der das Zeug und den Mut hat, aus den ersten Quellen zu schöpfen und von dem

lebendigen Wasser auch den andern zu geben trotz allen Verehrern und Wächtern der Cisterne. — Wir müssen uns eben recht zum Bewußtsein bringen, wie dies Zeitalter der Schriftgelehrten aussah: Schon lange hatte niemand mehr gewagt, Gott anderswo zu suchen als im heiligen Pergament; dort, so hieß es, habe Gott ein- für allemal und auf unfehlbare Weise alles geredet, was er den Menschen kund und zu wissen thun wolle. — In diesem vom jüdischen Schriftprinzip durchdrungenen und beherrschten Milieu hatte der Mann von Nazareth den Mut, über das heilige Buch der Väter, das er auch liebte und ehrte, ja mehr liebte und ehrte als die Schriftgelehrten, hinweg hineinzublicken in ein noch viel größeres Buch, das Gott selbst schreibt mit seiner allmächtigen Hand und ausstattet mit allen Wundern seiner Macht und Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe. Die ewige Zeit ist das Pergament, auf das Gott schreibt, und des Raumes Unendlichkeit ist seines Buches Einband. Jesus sah in diesem Gottesbuche die Sonne, wie sie wandelt in ihrer Pracht und alles tränkt mit ihrem Licht und ihrer Wärme; er sah, wie Gott, verschieden von den Pharisäern, die keinen Strahl ihrer Gnade auf den Sünder und den Zöllner fallen ließen, seine Sonne aufgehen läßt über Guten und Bösen; er sah, wie er den Regen fallen läßt auf den Acker des Ungerechten wie des Gerechten. — Und wenn er die Menschen mit immer gequälter Seele um Speis' und Trank und Kleidung sorgen sah, so holte er sich wieder Rat aus dem großen Buche; da sah er, wie Gott Sper-

linge und zehntausend andere „unnütze" Kostgänger nährt, ob sie gleich nicht säen noch ernten; er sah, wie Gott Wiesenblumen schöner kleidet, als Salomo in all seiner Herrlichkeit gewesen war, ob sie gleich nicht spinnen noch weben. Und er schloß daraus: Wenn Gott diese geringern Geschöpfe ernährt und kleidet, so wird er gewiß auch für die Menschen sorgen, die doch ihrer leiblichen und geistigen Ausstattung zufolge von Gott höher gewertet sind als Sperlinge und Blumen. Und wenn Gott für die Geschöpfe sorgt, die nicht arbeiten, wie viel mehr für die Menschen, die Tag für Tag in redlicher Arbeit das ihrige thun! Darum urteilte er: Wir sollen zwar an jedem Tage die dem Tage zukommende Arbeitslast tragen; aber wir sollen nicht heute die Lasten der kommenden Tage vorausnehmen. Die Sorge ist aus dem Unglauben, ist Sünde. Wir sollen als Gottes Knechte jeden Tag das unsre thun zur Mehrung seines Reichs, im übrigen aber Gott vertrauen, der seinen Arbeitern giebt, was sie bedürfen.

Und wie kam Jesus dazu, so oft nicht nur wider die Schriftgelehrten, sondern auch wider das Gesetz eine andere Meinung geltend zu machen? Wie insbesondere kam er dazu, Gottes schrankenlose Liebe gegen die Sünder zu verkündigen und sie gegen die Strenge der Pharisäer, ja auch gegen die Härte des geschriebenen Gesetzes zu decken? Ich antworte: Eben hier kommt sein Empirismus, kommt seine souveräne Erfahrungstheologie in ihrer bahnbrechenden und genialen Größe zur Erscheinung. Wie steht's? Doch so: Sein Herz

brannte von warmer Liebe zu allen Armen und Elenden; sein Herz trieb ihn, die Verlorenen zu suchen und in Gottes Vaterhaus zurückzuführen; sein Herz drängte ihn, dem reuigen Sünder zuzurufen „Fasse Mut, mein Kind, deine Sünden sind dir vergeben!“ Aber wenn nun dieser Drang, die Sünder zu retten und ihnen zu vergeben, nicht nur mit der Schulweisheit sondern auch mit der Schrift kollidierte? Dann sprach Jesus fest und kühn zu seiner Seele: Was da in meinem Innern lebt und glüht, dieser Drang zu retten und zu vergeben, ist mehr als die Weisheit der Schule und die Praxis der Frommen, ist mehr auch als das geschriebene Wort. Er dankte vor Schriftgelehrten und Pharisäern, dankte auch vor der Schrift nicht ab, sondern kühn und groß fühlte und erklärte er: Was in mir lebt und glüht, das ist Gottes wahre und höchste Offenbarung, ist es auch gegen die Schrift. Mögen die Schriftgelehrten und die Frommen, ja mag die Schrift selbst sagen, das sündige Weib müsse gesteinigt und aus dem Lande der Lebendigen ausgerottet werden, so sagt die Stimme in mir, sie müsse gerettet werden; und was in mir redet, ist mehr als die Schrift. So hält er denn seinen Schild über die Ehebrecherin gegen die Schrift und in unvergleichlich feiner Weise gegen die Schriftgelehrten und die Frommen, indem er ihnen scheinbar nachgiebt: „Ja, ja, sie muß gesteinigt werden. Fangen wir also an! Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!“ Der erste Stein wird nicht geworfen, die Ankläger schleichen hinweg; und er, der nicht ge-

kommen ist, die Menschen zu verurteilen, sondern sie zu retten, entläßt das Weib mit dem Zuspruch „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!" Das ist die Haltung eines aller Schrift überlegenen Empiristen, der den Mut gefunden hat, der Offenbarung Gottes in der eigenen Brust gegenüber allen positiven Autoritäten zu vertrauen. Seine Seele brennt von Liebe und vergiebt; also, spricht er, liebt Gott in mir, vergiebt Gott durch mich, reckt er durch mich seine rettende Vaterhand nach den Sündern aus. Redet Gott durch das heilige Buch, so redet der Ewiglebendige auch in mir, redet deutlicher als je zuvor, thut in mir und durch mich seinen ganzen Liebeswillen kund; ich kenne den Vater und seine schrankenlose Liebe wie ein Sohn den Vater kennt, während seine Knechte im alten Bund ihn und seine Liebe noch nicht völlig erkannt haben. „Niemand kennt den Vater als der Sohn." Das Wort entspricht ganz der Sachlage, auch wenn es nicht von Jesus formuliert sein sollte.

So steht denn Jesus, der Empirist, an den lebendigen Gott allein gebunden, selbständig allem dem gegenüber, was zu den Vätern geredet worden ist. Er läßt sich nicht durch die Schrift richten, sondern der Geist, die Gotteserfahrung in ihm, richtet die Schrift. Er bejaht die Schrift, wenn sie mit seinem Geist zusammenstimmt; er lehnt sie ab oder führt sie aus dem Halben zum Ganzen hinan, wo sein Geist es also verlangt. Der Empirist richtet alles; die höchste Instanz ist *in* ihm, nicht *außer* ihm. — Der größte Prophet der

Vorzeit hatte einst verheißen, daß Gott, wenn die Zeit erfüllt sei, im Gegensatz zu dem auf dem geschriebenen Gesetz stehenden Bund einen neuen Bund mit seinem Volk schließen werde auf der Basis, daß er sein Gesetz in ihr Inneres lege und in ihr Herz schreibe, also daß niemand mehr nötig habe, sich durch einen andern oder durch geschriebenes Wort belehren zu lassen (Jer. 31,31ff.) Die Zeit ist mit Jesus erfüllt; er ist der Anfänger und Bahnbrecher des neuen Bundes, der nicht auf einem geschriebenen Wort steht, der große Erstling, in dessen Herz Gott sein Gesetz gelegt hat, und der dieser Gotteserfahrung in seinem Innern als der höchsten inappellablen Instanz vertraut.

6. Die Stiftung des neuen Bundes.

Aber ist es denn nun nicht so, daß wir seit den Tagen Jesu an das aufgeschriebene Wort Jesu gebunden sind, wie die Alten an das Gesetz Mosis und die Propheten? Sind wir also nicht wieder Knechte, wie die Schriftgelehrten seiner Zeit Knechte eines heiligen Buchstaben waren? Nein doch! Jesus hat sich nicht ein neues Gefolge von Knechten erziehen wollen; er wollte der erstgeborene vieler Brüder sein. Die Sache liegt sehr klar: Sein Geist ist doch der, daß er dem lebendigen Gott gegenübersteht und der Offenbarung desselben in seinem Innern vertraut. Wer aber seinen Geist nicht hat, der ist nicht sein; wer wieder durch „heilige Schrift" gebunden ist, wär's auch durch Jesu eigenes nach seinem Tode aufgeschriebenes Wort, gehört nicht zur Gemeinde

des neuen Bundes. „Wir sind Diener eines neuen Bundes nicht des Schriftwerks (weder des alt- noch des neutestamentlichen), sondern des Geistes.“ Dabei muß es sein Bewenden haben. Die Christen sind eine Gemeinde des neuen Bundes, der auf Geist d. h. auf immer lebendiger Gotteserfahrung steht; und wie Jesus das geschriebene Wort nur anerkannte, wenn und sofern es mit seiner Gotteserfahrung zusammenstimmte, so anerkennt die Gemeinde Jesu, die ihr höchstes Fest am Pfingsttage feiert, das geschriebene Wort immer nur, weil und sofern der Pfingstgeist für dasselbe zeugt.

Sehen wir zu, wie Jesu Lehren und all sein Wirken der Stiftung dieses neuen Bundes von gleichgearteten Brüdern, nicht von Knechten gewidmet war:

a) Jesu Lehrweise. Wir wissen, daß sich Jesus aufs Lehren verstand. Woran lag der Erfolg seines Lehrens? Vielleicht an der schönen Form, an seiner Diktion? O gewiß, Jesus war ein Meister der Sprache, ein Redner von Gottes Gnaden; er war auch ein Dichter, der jeden Zauber der Schönheit kennt, und er hat seine Gedanken nicht im Bettlergewand unschöner Sprechweise in die Welt hinausgestoßen, sondern er hat sie so eingekleidet, wie Königskinder gekleidet sein sollen. Damit will ich ja nicht gesagt haben, daß er die Form als solche kultivierte. Die Energie seines Gedankens gravitierte als solche der angemessenen Form zu; der klare und reife Gedanken krystallisiert von selbst in die schöne Form. Die Form als solche aber kann in keiner Weise seinen Erfolg erklären.

Worin liegt das Geheimnis? Vielleicht hilft uns Matthäus auf die Spur. Er sagt uns, daß Jesus redete wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten. Wie redeten sie denn, diese Schriftgelehrten? Sie verlasen erst einen biblischen Text wie moderne Prediger; dann redeten sie über diesen Text ganz ähnlich wie ihre Nachfolger und ließen die Zuhörer in der Regel kalt, ganz ähnlich wie diese. Die Darlegung der Schriftgelehrten stand im wesentlichen auf der Form: Die Schrift sagt, Mose sagt, David sagt, Rabbi Hillel, Rabbi Schammai sagen; also prägt's eurem Gedächtnis ein, was die Schrift, was Moses, was David, was Hillel und Schammai sagen!

Da zeigt sich nun in Jesu Lehrweise gleich ein bemerkenswerter Unterschied: Er knüpft da an, wo jeder Lehrer anknüpfen muß, wenn er das Interesse fesseln und etwas erreichen will, bei dem, was in Kopf und Herz der Zuhörer geschrieben steht. Er geht von dem aus, was die Zuhörer selbst beobachtet und gehört haben; er beginnt mit dem, was sie anerkennen, und nötigt sie von da aus, anderes zuzugestehen; so führt er sie dahin, wo er sie haben will.

So verfährt er mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, als sie ihn wegen seiner Sabbatheilungen der Verletzung des Sabbatgebots anklagten: „Ist denn jemand unter euch, der ein Schaf, wenn's ihm am Sabbat in eine Grube fiele, nicht herauszöge? Nein, niemand. Ist jemand, der seinen durstigen Ochsen oder seinen Esel am Sabbat nicht zur Tränke führt? Nein,

niemand. Nun denn, ist ein Mensch nicht mehr als ein Schaf oder ein Ochse? Also wird man ihm, wenn er notleidet, wohl auch am Sabbat helfen dürfen."

Ein anderes Beispiel. Die Pharisäer sagen, daß er die Dämonen durch Beelzebul, den Obersten der Dämonen, austreibe. Darauf Jesus: Ihr gebt doch zu, daß ein Reich, das mit sich selbst uneins ist, zerfällt. Nun denn, wenn ich mit Beelzebuls Kraft die anderen Dämonen austriebe, so müßte ja Beelzebul sein eigenes Reich zerstören wollen. Ihr seht also, daß eure Anklage widersinnig ist.

Ein anderes. Jesus hat zum Bitten, Suchen, Anklopfen aufgefordert. Die im Zuhörer etwa aufsteigenden Zweifel erledigt er, wie folgt: Es ist ja doch niemand unter euch, der seinem Sohn, wenn er ihn um Brot bittet, einen Stein böte, oder eine Schlange, wenn er ihn um einen Fisch bat. Also denn! Wenn schon ihr menschlichen Väter, die ihr doch arg seid, die Bitten eurer Kinder erhöret, wie viel mehr wird der himmlische Vater Gutes geben denen, die ihn bitten.

Aehnliche Beispiele seiner Lehrweise mag der Leser selber in den Evangelien sammeln. Alle miteinander beweisen, daß es Jesu ganz geläufig, ja selbstverständlich war, seine Zuhörer auf Gründe und Erfahrungen zu stellen und auf dem Wege des Erfahrens und Denkens weiterzuführen. Wie er selbst ein Mann der Gotteserfahrung war, so ist seine Lehrweise die Weise der Empiristen, will sagen, er war nicht einer, der die Schüler seine Worte nachsprechen und darauf schwören

lehrt, vielmehr einer, der sie zu selbsteigenem Hören, Sehen, Fühlen, Erfahren, Denken erzieht. Er machte sie nicht als Knechte sich unterthan, sondern erzog sie zu Freien. Er redete von Dingen, die er selbst erfahren und erkannt, und lehrte ebenso die Schüler erfahren und erkennen; so erwies er sich als Lehrer von Gottes Gnaden. Wahre Lehrvollmacht hat immer nur der Empiriker, während der Schriftgelehrte als solcher in Worten kramt.

Wohlverstanden: Der Schriftgelehrte braucht nicht notwendig in Worten zu kramen. Der Buchstabe als solcher ist freilich tot, und wenn nun ein Toter sich mit dem toten Buchstaben zu schaffen macht, wird's keine lebendige Predigt. Aber wenn einer zur Schriftauslegung den Geist d. h. selbsteigene Gotteserfahrung herzubringt, dann wird ihm die Schrift lebendig, erschließt ihm ihren Reichtum und giebt ihm an Geist weit mehr zurück, als er erst herzubrachte. Es verhält sich mit der heiligen Schrift wie mit einem großen unterirdischen Schatzgewölbe, wo in tausend Schubfächern und Truhen Edelsteine und Kleinodien liegen. Wer ein Licht mitbringt, findet sie; wer ohne Licht kommt, tappt im Finstern. Wer in die Schatzkammer der Schrift Licht mitbringt, dem wird sie hell; hier — ich wiederhole es — gilt, „wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe.“ Jesus brachte das ihm von Gott geschenkte Licht zur Schriftauslegung, fand darum Perlen und Edelsteine, wo die Normalschriftgelehrten nichts

sahen; weil er den rechten „Weiser“ in sich hatte, wußte er in der Schrift das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Ewige vom Vergänglichen zu scheiden und das Halbe zum Ganzen hinanzuführen. So erwies er sich denn nicht nur, wenn er ohne Schrifttext redete, sondern ebenso, wenn er die Schrift auslegte, als ein Lehrer, der Vollmacht hat. Der Empiriker hatte ihn zum rechten Schriftgelehrten gemacht.

Aber wird die empiristische Lehrweise Jesu nicht zweifelhaft vor der Thatsache, daß er sich sehr oft der Gnome (des Spruchs) bediente? Doch wohl nicht. Wenn Jesus nach der Weise der Lehrer seines Volks sich sehr oft des Spruchs bedient, der als schlichte Behauptung ohne Begründung auftritt, so macht er doch auch hier nicht statt Gründen seine bloße Autorität geltend. Autoritär ist an diesen Sprüchen Jesu immer nur die Form; der Inhalt derselben aber appelliert an das sittliche Bewußtsein in der Brust der Zuhörer, stellt diese auf eigene Erfahrung und eigenes Urteil, macht sie zu ihren eigenen Richtern. „Er (Jesus) giebt nur dem Ausdruck, was jede aufrichtige Seele fühlen muß.“ *

Bezeichnend für Jesu Art ist auch, daß er sich der feierlichen Formeln der alttestamentlichen Propheten „Hört Jahves Wort“ oder „Also spricht Jahve“ durchaus begeben hat. Er hätte weit mehr das Recht, diese Formeln zu brauchen, als sie alle. Weil aber seinen

* Wellhausen, Geschichte Israels, 1. Aufl. S. 316.

Sätzen die durchschlagende sittliche Evidenz zukommt, weil sie in jeder aufrichtigen Menschenbrust resonieren müssen, kann er sie auf die schlichteste Weise vortragen; er braucht ihnen nicht durch feierliche Sprechweise oder irgend einen Nimbus Nachdruck zu verschaffen.

Daß Jesus die Jünger zum eigenen Urteilen, zu Söhnen, nicht zu Knechten erziehen wollte, wird auch verbürgt durch seine Gleichnisrede, deren er sich mit Vorliebe und mit so großer Meisterschaft bediente. Durch die Bilder hat er die Zuhörer gefesselt; er hat sie aber auch genötigt, nachzudenken und den Sinn der Bilder zu suchen. Ein Lehrer, der wünscht, daß seine Schüler sich der Selbständigkeit begeben und genau sein Sprüchlein nachbeten, wird sich wohl hüten, seine Weisheit dem schwankenden Schifflein der Parabel anzuvertrauen; er wird in präziser eigentlicher Rede dozieren, damit jeder brave Schüler genau wisse, was er nachzuschreiben und auswendigzulernen, was er zu denken und zu glauben hat.

Wir haben noch ein indirektes Zeugnis dafür, daß Jesus seine Jüngergemeinde zu freien, ihm gleichgearteten Söhnen erziehen wollte: Der Meister, welcher wünscht, daß die Schüler auf seine Worte schwören, wird seine Worte vor allem aufschreiben oder aufschreiben lassen und nach Kräften mit allen Garantien der Unverletzlichkeit umgeben; so hat's Mohammed gehalten. Jesus hat mit göttlicher Sorglosigkeit seine Worte nicht aufgeschrieben und, soweit wir Kunde haben, auch nicht aufzuschreiben befohlen. Der Empirist vertraut dem

Geiste der Wahrheit, daß er die Menschen immer wieder in die Wahrheit führen werde.

Haben die Jünger es wohl verstanden, daß der Meister sie nicht zu Knechten begehrte, sondern zu seiner Höhe heben wollte? Es scheint so. Es giebt doch wahrlich zu denken, daß wir nicht vernehmen, sie hätten sich nach Jesu Hinscheiden daran gemacht, seine Worte authentisch niederzuschreiben, wohl aber, daß der Geist über sie ausgegossen worden sei. Pfingsten ist und bleibt die Proklamation und Einweihung einer Gemeinde von Söhnen, die mit Gott selbst in direktem Kontakt stehen, wie ihr Meister mit Gott in Kontakt gestanden. — Und es giebt ebenso zu denken, daß der größte Apostel, der dem Meister in der Heidenwelt Bahn machte, die Worte Jesu, die er persönlich nicht gehört, mit sehr mäßigem Eifer kennen lernte und verbreitete und statt des historischen Christus und seines Wortes den Christus verkündigte, welcher der Geist ist. (Vgl. 2. Kor. 3, 17. 5, 16.) Und es giebt abermals zu denken, daß Evangelisten (und nicht erst der vierte) mit großer Kühnheit weniger dahin strebten, die authentischen Worte Jesu aufzuschreiben, als unter Jesu Namen das zu sagen, was der Geist ihnen für ihre Zeit und ihre Leser ersprießlich erscheinen ließ.

Es sind uns nun doch durch Gottes Güte einige Worte Jesu aufgeschrieben worden, und ich bin der Vorsehung für dieselben unsäglich dankbar. Aber hat uns nun etwa Gott diese Worte, hat er uns das wichtigste Buch der Weltgeschichte, das Matthäusevangelium,

gegeben, damit wir nun doch schließlich wieder Knechte eines geschriebenen Wortes würden? Ganz unmöglich. Wir würden ja auch, wenn wir im übrigen zu der knechtlichen Stellung Anlage hätten, gar nicht Knechte Jesu, sondern des Matthäus oder eines andern Evangelisten, auf deren treue Relation wir bauen müßten. — Wir sind nicht zu Knechten des Matthäus und auch nicht einmal zu Knechten Jesu berufen. Wir sollen Jesu Brüder sein. Die Worte des erstgebornen Bruders sind uns gegeben, damit durch sie der Jesu kongeniale Geist in uns erweckt werde, — damit wir als solche, die seines Geistes Hauch verspürt, für unsere Zeit und unser Volk das thun, was er für seine Zeit und sein Volk gethan hat.*

Ich meine also gezeigt zu haben, daß Jesus, der ein Erfahrungstheologe war mehr als alle vor ihm, auch ein rein empiristischer Lehrer war und als solcher nicht eine Gemeinde von Knechten, sondern den von Jeremias verheißenen Bund stiften wollte.

b) Jesu Verkehr mit den Jüngern; sein Leben ein Anschauungsunterricht. Mit der beschriebenen Lehrweise Jesu ist sein Lehrerfolg, ist die Stiftung einer Jüngergemeinde und sein durch die Jahrtausende fortwirkender und sich mehrender Einfluß noch nicht erklärt. Es wirkten da noch andere Faktoren, die wir jetzt ins Auge fassen.

---

* Davon werde ich am Schluß noch einmal sprechen müssen.

Jesus ist bekanntlich nicht bloß gelegentlich oder periodisch (etwa jeden Sabbat) aus der Stille einer Klause hervorgetreten, um sein Licht vor dem Volk leuchten zu lassen und dann bis zum nächsten Termin wieder unsichtbar zu werden. Er nahm vielmehr einen kleinen Kreis von Empfänglichen zu bleibender Begleitung an und stellte sie unter den stetigen Einfluß seines Worts und seines Lebens. Diese Jünger hörten nicht nur sein solennes Lehrwort; sie sahen, wie er einfach und ungezwungen, immer thätig aber niemals hastig seine Tage verlebte, wie er in harmlos ungesuchter Weise mit den Menschen verkehrte, wie er die einzelnen ihrer Geistes- und Gemütslage entsprechend behandelte.* Versuchen wir die wichtigsten Faktoren, die bei diesem stetigen Verkehr nachhaltig auf die Jünger wirken mußten, einzeln ins Licht zu stellen:

Das erste und fast wichtigste ist wohl dies: Die Jünger standen unter dem faszinierenden Einfluß einer Persönlichkeit, die sozusagen keine eigenen Angelegenheiten mehr hatte, die nichts für sich suchte, nie für ihre Macht und Ehre, sondern nur für die Ehre des himmlischen Vaters und die Mehrung seines Reichs kämpfte. Männer, denen man es abfühlt, daß sie nicht sich selbst suchen, haben noch immer mächtig auf die Umgebung gewirkt.

Weiter: Jesus muß auf die Jünger gewirkt haben durch die königliche Ruhe eines innerlich ganz abgeklärten, eines in sich resp. in Gott ganz festgewordenen

* Vgl. Wellhausen, a. a. O. S. 316.

Mannes. In dieser Ruhe sticht er auch von den alten Propheten sehr ab. „Seine Rede ist nicht die aufgeregte der Propheten, sondern die ruhige der Weisen", sagt Wellhausen. Er ist nicht kühl, aber ruhevoll, voll Arbeitsdrang, aber ohne Hast; diese Ruhevollen wirken weit kräftiger als die Unruhigen und Nervösen. Vermutlich hat er auch gewirkt durch seine Wortkargheit; er war nach verschiedenen Anzeichen nicht eine wortreiche, immer redende Persönlichkeit. Aber wenn die Stunde des Redens sich fand, dann leuchtete sein Geist, wie wenn der Blitz über die Erde fährt, — dann redete er unvergängliche Worte im Lapidarstyl der Größten, die Gott jedes Jahrtausend ein- oder zweimal über die Erde schreiten läßt.

Er hat sodann auf die Jünger gewirkt durch den ungeheuren Ernst, der all sein Thun und Reden beherrscht. Ueberwältigend wirken schließlich immer nur die Menschen, denen es wahrhaft ernst ist, — die all ihr Denken und Trachten ohne Abzug und Vorbehalt, ohne Rechts- und Linksschielen, ohne Opportunitätsrücksichten und ohne Kompromisse an einen rechten Lebenszweck setzen. Dieser Ernst für sich allein ist freilich noch nicht die Garantie eines der Menschheit ersprießlichen Lebenswerks, aber er ist die unerläßliche Bedingung. Jesus ist das fleischgewordene Entweder — Oder, der Mann ohne alle Halbheit. Er wandelt in der Furcht vor dem heiligen Gott, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle; der Vatername Gottes hat die heilige Scheu nicht verscheucht; es fehlt seinem Verhältnis zu Gott

alles Weichliche und Süßliche, und seine Predigt ist fest und unerbittlich, ohne Konzessionen an die Gemächlichkeit und die Nachlässigkeit. Er predigt es mit furchtbarem Ernst, daß wir Rechenschaft geben werden von jedem unnützen Wort; es giebt für ihn nichts Neutrales und Gleichgiltiges, das dem göttlichen Gerichte sich entzöge. Er ruft sein „Wehe" über jeden, der einen der Kleinen, die an ihn glauben, ärgert (d. h. zum Bösen, zum Unglauben verführt); ihm wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde, wo das Meer am tiefsten ist. Er fordert ohne alle Sentimentalität, daß wir auch des Liebsten und sonst Wertvollsten uns entäußern, wenn es uns zum Aergernis wird. Er verlangt, daß die Jünger von Stund an alle sozialen Rücksichten, auch die Liebe zu Vater, Mutter, Brüdern hinter die eine und einzige Pflicht, den Dienst am Reiche Gottes, zurückstellen. Aber eh' er diese Forderungen an seine Jünger stellte, hatten sie vor seiner Seele gestanden; und keiner der Jünger konnte zweifeln, daß er denselben unterthan geworden, eh' er das Joch andern auflegte.

Damit haben wir schon das Allerwichtigste berührt, was die Macht seines Einflusses erklärt: Er war ein ganzer Mann, bei dem Lehre und Leben ohne Rest zusammenklangen. Jesus wußte, daß auf sittlichem Gebiete das Lehren nicht ausreicht, daß die Sache vorgelebt und so die Möglichkeit des Geforderten bewiesen sein will. Diesbezüglich steht in der vollen Helle historischer Wirklichkeit vor uns u. a. folgendes:

Er hat von den Menschen Abkehr von aller Halbheit und ein ohne Abzug Gott geweihtes Leben nicht bloß verlangt; er lebte und verzehrte sich vor ihren Augen im Dienste seines Gottes, machte sein Leben zu einem ungeteilten Gottesdienst und erweckte nie den Verdacht, daß er insgeheim ein geteiltes Herz habe und mit der Welt, ihrer Macht und ihrer Lust Zwiesprach halte.

Er hat es nicht bloß gepredigt, daß wir nicht zweien Herren dienen können, nicht Gott und dem Mammon; sein Leben war von allem Verdacht des Mammonsdienstes frei.

Er hat es nicht bloß andern gepredigt, daß sie Gott vertrauen und alle Sorge im Glauben begraben sollen; sein ganzes Leben ging aus dem Glauben. In kindlicher Sorglosigkeit steht er da, von der Frage „was werden wir essen, was werden wir trinken?" nie gebändigt. Und wie er ihn sorglos machte, so machte der Glaube ihn auch furchtlos. Er hat es nicht bloß gepredigt „Fürchtet euch nicht vor den Menschen!" er vertraute Gott und war darum selbst furchtlos vor Schriftgelehrten und Pharisäern, vor allen Autoritäten und irdischen Majestäten. Als er einsam seine Straße zog, verlassen, belächelt, gehaßt von denen, die etwas galten in Israel, da übermannte ihn nicht die Furcht des Herdenmenschen, der nur in Gesellschaft und unter dem Beifall der Menge zu wirken wagt. Er urteilte nicht: Die Gelehrten und die Frommen, die Priester und der hohe Rat sind einstimmig gegen mich; folglich muß

ich auf dem Irrweg sein. Nein doch! Er spricht zu seiner Seele: Dann macht man es eben ohne die Gelehrten und Frommen, ohne die Priester und den hohen Rat; dann vollendet eben Gott sein Werk mit Hilfe der Ungelehrten. „Ich danke dir Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Verständigen und hast es Unmündigen geoffenbart; ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir." — Das Wort von dem Gott, bei dem alle Dinge möglich sind, blieb in seinem Munde nicht ein leeres Wort, weil dieser Glaube ihn selber Tag für Tag trug: Er glaubte, daß durch die Kraft des Allmächtigen das Reich und die neue Ordnung der Dinge komme; und er blieb bei dieser Zuversicht, als sich alles dagegen zu verschwören schien, blieb dabei auch dann, als sein unvermeidlicher Tod alle Hoffnung des Gelingens auszuschließen schien. Jetzt glaubt er, daß der Allmächtige auch durch Tod und Grab hindurch, ja gerade durch das Mittel seines Todes die Sache zum Siege führen könne; und als der hohe Rat im Begriff ist, über ihn den Stab zu brechen, triumphiert sein Glaube in dem Worte: „Jetzt werdet ihr den Sohn des Menschen sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen auf den Wolken des Himmels."

Ich kann hier nicht vollständig sein; darum nur noch drei Belege für das Zusammenstimmen seines Worts und seines Lebens:

Er hat's nicht nur den Jüngern gepredigt, daß sie alles hingeben müßten für die kostbare Perle.

Er hat selbst alles hingegeben und hat auch seines Lebens nicht geschont, als das Hingeben desselben nötig wurde.

Er hat über Nächstenliebe und Barmherzigkeit nicht bloß Worte gemacht; er hat selber geliebt und Barmherzigkeit geübt. Sein Bild zeichnet sich da klar, ja grell auf dem Hintergrund der Unbarmherzigen ab. Um Befleckung zu vermeiden, hatten sich die Pharisäer reinlich von Zöllnern und gemeinem Volk abgeschieden, die kirchlich korrekte Gesellschaft von den Sündern. Jesus war tief davon durchdrungen, daß diese Abscheidung harte Unbarmherzigkeit sei. Er erkannte, daß das Wort (die Predigt) nicht genüge, die Sünder zu retten; er fühlte, daß sie nur durch Lebens- und Liebesgemeinschaft gerettet werden könnten. Und so geht er denn als der Sendbote des Vaters auf die Suche, drückt Sündern und Zöllnern die unreinen Hände, ißt und trinkt mit ihnen, redet mit ihnen, redet freundlich und langmütig, richtet sie auf, facht den glimmenden Docht an, lehrt sie an des Vaters vergebende Liebe glauben, lehrt sie aufstehen, zum Vater gehen und ein neues Leben anfangen. Er thut das alles trotz der Empörung der braven korrekten Frommen; er übt ohne Furcht, sich zu verunreinigen, die rechte Barmherzigkeit, von der ein Quintlein mehr wert ist als eine Wagenladung pharisäischer Korrektheit.

Endlich: Er hat Selbstverleugnung nicht bloß gepredigt, er hat in selbstverleugnender Demut den Brüdern gedient. Es wurde ihm nichts zu schwer, wenn es zum

Heil der Brüder dienen konnte; er hat sich nicht gesträubt, zur Krönung dieses Liebesdienstes auch sein Leben hinzugeben, um auf diese Weise vielen die Pforte des Heils aufzuthun. Sein Tod ist ein Zeugentod; er ist gestorben in der Treue für sein Wort und Werk, in der Treue für seine Mission. Die Sache liegt sehr klar: Er kam in Konflikt mit den herrschenden Gewalten, und diese, um ihre Macht bekümmert, thaten, was ihresgleichen immer gethan haben: ist ein Gegner nicht zu widerlegen mit Gründen, so hilft Blutvergießen. So starb denn Jesus als Blutzeuge für seine Lehre und sein Werk. Er hätte sich dem Tod entziehen können durch Zurückweichen, durch Verleugnen; er wäre am Leben geblieben. Aber nun hätte niemand an ihn geglaubt, niemand an ihn glauben können. Mithin ist klar: Er mußte, wenn sein Werk bestehen, wenn der neue Menschenbund entstehen sollte, sein Leben hingeben; er mußte den Menschen auf diese höchste Weise dienen, damit sie an ihn und sein Wort glauben und durch diesen Glauben zum Heil gelangen könnten. Sterbend mußte er uns eine Gasse machen, damit wir durch die geöffnete Gasse in die rechte Freistatt, in die Heilsgemeinde, und damit zur Sündenvergebung und zum bleibenden Sieg über das Böse und alles Leid der Welt gelangen möchten. Das im Dienste der Brüder vergossene Blut zeugte Leben, weckte Glauben. Es ist gar keine Frage, daß die Gemeinde des Heils nur hat werden können durch seinen Tod. Sein vergossenes Blut ist also wirklich das Blut des neuen

Bundes; er starb für uns, starb für alle, die je in die Heilsgemeinde und damit in den Vollgenuß des Heils (vgl. Seite 86—93) gelangten, für alle, die je dazu gelangen werden.

So klangen Jesu Wort und Leben zusammen; und vor allem dieses volle Zusammenklingen gewann die Jünger und zeugte die Gemeinde des neuen Bundes.

Noch einen Faktor aber, der gar nicht unwesentlich ist, muß ich schließlich erwähnen: Jesus hat auf die Jünger auch gewirkt durch seine von dem düstern Pharisäismus so grundverschiedene Freudigkeit. Die Pharisäer, in deren Denken und Fühlen der schroffe Dualismus zwischen dieser untern und der obern Welt zu voller Reife gediehen war, befanden sich in beständiger Offensive gegen die arge Welt, sahen links und rechts Unreines, das der Fromme nicht anrühren dürfe, glaubten Gott einen großen Dienst zu thun, wenn sie sich von irdischen Genüssen so viel wie möglich versagten, und machten an ihren häufigen „überpflichtigen" Fasttagen erbarmungswürdige Jammergesichter, um aller Welt kundzuthun, wie viel sie sich das Wohlgefallen Gottes kosten ließen. Und all ihr Thun (ihre Gesetzesgerechtigkeit) war, wie man am besten aus den Briefen des einstigen Pharisäers Paulus erkennt, eine nie des erreichten Zieles frohe, eine harte aufreibende Fronarbeit. — Wie anders Jesus! Der Welt aufgeschlossen, fast weltfreudig steht er da. Trotz allen Dämonen sieht er doch in der Welt das Herrschaftsgebiet des himmlischen Vaters. Wie könnte er unrein nennen,

was Gott erschaffen und was er mit nimmermüder Fürsorge und Liebe trägt und erhält. Im Genuß der natürlichen Güter sieht er nichts Böses, im Fasten nichts Verdienstliches; er fastet nicht und läßt die Jünger nicht fasten. Als fröhliche Hochzeitgenossen sollen sie bei ihm, dem Bräutigam, weilen. Und er war ihnen nicht ein moroser, nicht ein immer tadelnder und verbietender Lehrer. Die Hauptsache: Er hat das Evangelium nicht bloß mit Worten verkündigt, die Freudenbotschaft leuchtete von seinem Angesicht. Er hatte alles für die kostbare Perle hingegeben; aber nun war er des Besitzes auch froh, und seine Umgebung fühlte es. Er genoß seine Stellung zu Gott, wie man ein höchstes Gut genießt. Und wenn er fastete — und sein ganzes Amtsleben blieb ja in gewissem Sinne ein Fasten in viel Arbeit —, so war es ein Fasten mit fröhlichem Angesicht; er ächzt und krächzt nicht unter des Lebens Last; er ächzt und krächzt auch nicht im Gefühl der Unzulänglichkeit und Sünde. Seine strahlende Gestalt weiß nichts davon, daß Menschsein und Sünde unzertrennlich sind. Ja, damals als Johannes zur Bußtaufe einlud, hat er sich einladen lassen; und kam er zur Taufe, so war's für ihn nicht eine Scheintaufe. Aber die Buße wurde für ihn nicht ein chronischer, das Leben erfüllender Zustand. Seitdem ist vielmehr die große Wendung in seinem Leben vollendet; jetzt wird er vom heiligen Geist geführt, nicht bloß vierzig Tage in der Wüste, sondern alle Tage bis zu der Stunde, da er auf Golgatha die größte Versuchung

und den letzten Feind überwand. Des Vaters Willen zu thun, ist seine Speise und Freude; und es besteht keine Kluft zwischen seinem Wollen und seinem Können. Als Sieger schreitet er über die Erde, im Vollgenuß des Siegs, und einer der wärmsten Strahlen seiner Lebensfreude kommt aus dem Bewußtsein, daß er thut, was er soll. — Die Freude des Siegers und einer im tiefsten Grund befriedigten, in Gott seligen Seele muß von seinem Angesicht geleuchtet haben. Gewiß hat diese stetige tiefe Freude mächtig auf seine Jünger gewirkt und hat das Evangelium zu einer sie überwältigenden Gotteskraft machen helfen.

7. Jesus und die Gemeinde der Gleichgesinnten, der Geist der Wahrheit.

Es dürfte nun klar sein, in welchem Schuldverhältnis wir mit unserer Gotteserkenntnis und weiterhin mit unserem Glauben und Handeln zu Jesus stehen. Es braucht auf allen Lebensgebieten einen Anfänger und Bahnbrecher; Jesus ist's auf dem religiösen. Er hat durch alle Not des Lebens hindurch den lebendigen Gott und seine schrankenlose Liebe erkannt, hat ihn besser erkannt als alle vor ihm und hat auch durch die Schrift und die Schriftgelehrten seine Gotteserfahrung nicht begrenzen und hemmen lassen; er hat sich mit ganzer Seele an diesen Gott gehalten und auch in den Stunden der größten Versuchung an seiner Macht, Weisheit und Liebe nicht gezweifelt; und er hat sein Leben als einen ungeteilten Gottesdienst ausgelebt, Stunde für Stunde

für des himmlischen Vaters Ehre und die Mehrung seines Reichs kämpfend.

Was in seiner Seele lebte, hat er auf unübertreffliche Weise den Menschen vermittelt durch eine geniale durchaus empiristische Lehrweise und mehr noch durch den Anschauungsunterricht seines ganzen Lebens. Daß er das Wort der Wahrheit auf unübertreffliche Weise formulierte und verkündigte, ist das erste und kleinere; daß dies Wort in ihm Fleisch geworden war, ist das zweite und größere. Durch das erste und mehr durch das zweite hat er eine kleine Gemeinde von Gleichgesinnten gewonnen, die als Sauerteig die Menschheit durchdringen und im Laufe der Jahrtausende nach ihrer Aehnlichkeit umgestalten soll.

Daß die Stiftung einer solchen Gemeinde von Gleichgesinnten im Zentrum seines Denkens und Strebens stand, erhellt auch aus dem Abschiedsmahl. Ihn hatte herzlich verlangt, das Passahmahl mit seiner Familie, resp. mit denen, die ihm mehr waren als Vater, Mutter und Brüder (vgl. Matth. 12, 46—50), zu halten, und er war in der ernsten Scheidestunde ganz in der Stimmung, das Höchste und Letzte, was sein Leben bewegte, zu offenbaren. Und was hat er nun gethan? Er giebt den Jüngern unter den Zeichen von Brot und Wein seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken, um so, sich selbst an sie verteilend, die innigste Gemeinschaft des Denkens und Thuns zwischen sich und ihnen und zwischen ihnen selbst zu stiften, resp. diese Gemeinschaft symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Das Blut

des Meisters wird so das Blut des neuen Bundes, wird der Kitt, der sie mit dem erstgeborenen Bruder zu einer Brudergemeinde verbindet.

Der von Jeremia verheißene neue Bund ist wirklich geworden; die Gemeinde derer, die den himmlischen Vater erkennen, an ihm hangen und seinen Willen thun, ist in Erscheinung getreten. Jesus ist der bahnbrechende Erstling, der Herzog eines neuen Menschentypus; er hat das neue Leben in seiner ganzen Schönheit dargelebt, und so hat er denen, die selbständig Gott nicht hätten erkennen, an seine Liebe nicht hätten glauben können, eine Gasse gemacht. Aber nun ist die Gasse auch wirklich offen. Seit er als Winkelried vorangegangen und seine Gemeinde gestiftet, können wir, wenn wir es von ganzem Herzen wollen, dieser Gemeinde eingegliedert werden, können wir durch alle noch so großen Aergernisse der Welt hindurch den Vater erkennen, können wir an ihm hangen, können wir ihm das Leben weihen und dabei des Lebens froh werden.

Aber sind das nicht vergilbte Verdienste? Wenn Jesus vor 19 Jahrhunderten die Bahn gebrochen hat, so werden wir ja wohl zur Stunde seiner entraten können. Meint ihr? Bedürft ihr seiner zur Stunde nicht mehr?

Statt hundert Fragen exempli gratia nur drei:

Ist etwa das Schriftprinzip und damit der Dienst des alten Bundes des Buchstabens unter uns eine so schlechthin überwundene Sache, daß wir keinen mehr brauchen, der uns aus der Knechtsgesinnung des alten

Bundes in die Sohnschaft der Pfingstgemeinde hineinhilft? Ich kann nicht mit „ja" antworten. Ich sehe zwar, daß das Schriftprinzip bei den „Positiven" morsch, ich sehe, daß es bei den „Freisinnigen" zertrümmert ist. Aber Trümmer eines alten Hauses sind noch nicht ein wohnlicher Neubau. Wenn ich gewisse Theologen jubilieren sehe, daß sie nicht mehr in der alten morschen Hütte wohnen, so kommen sie mir vor wie Leute, die sich brüsten, daß sie nicht mehr in einem alten schlechten Hause wohnen, und die unterdessen unter freiem Himmel kampieren und schlottern. Ohne Bild: Steht das allem Schriftprinzip überlegene Prinzip der Erfahrung, das der Nazarener mit dem „Ich aber sage euch" proklamierte, unter uns in Flor und Kraft? Ist unsere Kirche in glücklichem Vollgenuß der Erfahrung des lebendigen Gottes? Weiß sie, daß der lebendige Christus, der Geist, der Paraklet mit uns ist alle Tage bis an der Welt Ende? Weiß sie, daß wir mit eigenen Augen den Vater sehen können, wie ihn unser erstgeborener Bruder gesehen und erkannt hat? Wir sind weit davon: Die Christen tendieren bis zur Stunde in ihrer überwältigenden Mehrheit dahin, Knechte Jesu Christi zu sein; sie haben den neuen Bund wieder in den alten verkehrt.

Folglich brauchen wir ja wohl zur Stunde den großen Bahnbrecher, der den Vater kannte und nicht wollte, daß wir von neuem einen knechtlichen Geist empfingen, vielmehr als Söhne den Vater erkenneten, wie er zuerst ihn erkannt hatte.

Zweite Frage: Ist etwa der Gegensatz von heilig und profan unter uns völlig überwunden? Weiß es jedermann, daß der Gegensatz von Geistlichen und Laien durch Christum aboliert ist, und daß wir alle unser Leben als einen kontinuierlichen Gottesdienst ausleben sollen? Ist es allen „Christen" geläufig, daß rechte Religion nicht ein bestimmter Bezirk des Lebens, sondern eine Form des Lebens überhaupt ist? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Wir brauchen wahrlich zur Stunde den Mann, der uns aus aller Zweiteilung des Lebens hindurchhilft zum rechten Gottesdienst.

Und das dritte: Jesus wandelt als Sieger über die Erde; er seufzt nicht unter der Sünde; sein Lebensgefühl ist durch kein Bewußtsein ungenügender Pflichterfüllung herabgedrückt. Ist nun etwa unsere Kirche so voll von der Gewißheit der Erlösung? Ist jedermann durchdrungen von der Einsicht, daß wir zu einem Siegerleben berufen sind? Wissen es die Kirchenleute, daß uns geschieht nach unserem Glauben, daß wir aus aller Knechtschaft errettet werden können, sobald wir es dem Allmächtigen zutrauen, daß er uns erretten will und kann? Im Gegenteil: Mächtig ist unter uns die Ueberzeugung, daß wir aus der Sünde nicht herauskommen, daß wir unvermeidlich straucheln und immerfort Buße thun müssen. Die deutsche Reformation beginnt am 31. Oktober 1517 mit dem Satz: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Thuet Buße u. s. w., hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll." Ich finde in den Evangelien keine Zeug-

nisse dafür, daß Jesus solches gewollt hat. Er hat gerufen: Thut Buße, d. h. wendet euch in herzlicher Reue ab von allem Bösen und wendet euch mit ungeteilter Seele hin zu Gott; thut es jetzt! Aber daß diese Wendung an jedem Tage repetiert werden müsse, hat er nicht gesagt. Als Jesus selber sich taufen ließ, kam der Geist auf ihn d. i. die Kraft Gottes und in ihr das Vermögen, dem Bösen zu widerstehen und Gott allein zu dienen. Jesus kam nicht am nächsten und an jedem folgenden Tage wieder zur Taufe. Matth. 3, 16 bis 4, 11 ist für uns geschrieben. Wer Buße thut oder sich taufen läßt, bekommt den Geist d. i. die Kraft, sich dafür zu halten, daß er der Sünde abgestorben ist (Röm. 6, 3. 11).

Dunkel hängt der Schatten jener ersten der 95 Thesen über dem Protestantismus. Haben wir also nicht den Durchbrecher nötig, der uns zeigt, daß unser Christenleben nicht zwischen Sündigen und Bußethun hin- und herzupendeln braucht, — den Mann, der als Sieger über Sünde, Welt und Tod geschritten ist und uns die Möglichkeit geschaffen hat, als Sieger seinen Fußstapfen zu folgen?

Und so brauchen wir den Durchbrecher zur Stunde in hundert andern Angelegenheiten. Jesus will es sein, kann es sein; er führt uns zum Vater. Freilich sind die Hindernisse und Aergernisse, die heute überwunden und beseitigt sein wollen, zum Teil etwas andere als vor 19 Jahrhunderten. Zum Beispiel: Jesu Zeitgenossen wußten von keinem Naturmechanismus, der so

vielen modernen Menschen das Walten eines Gottes auszuschließen scheint. Sie sahen keinen „allherrschenden" Kampf ums Dasein und die für Mensch und Tier darin beschlossene Not, die so vielen unter uns den Gedanken der allwaltenden Liebe eines himmlischen Vaters zur Thorheit macht. Sie kannten keine modernen Riesenreichtümer und keinen modernen Pauperismus; auf den gesegneten Fluren Galiläas war auch für die Aermsten die Frage „Was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden?" nicht eine so drangvoll schwere wie für die Bewohner des harten Nordens, zumal für großstädtische Proletarier des 19. Jahrhunderts, in deren Leben die Liebe eines allmächtigen Gottes sich nicht zu offenbaren scheint. — Weiter: Die Zeitgenossen Jesu litten unter keiner Erkenntnistheorie, die Gott und alle göttlichen Dinge zu etwas der Erfahrung Unzugänglichem macht; sie litten auch unter keiner Kritik, welche die „positiven Urkunden" der göttlichen Offenbarungsgeschichte erschüttert; sie litten unter keiner Religionsgeschichte, die durch Darlegung der unendlichen Vielgestaltigkeit der menschlichen Gottesvorstellungen modernen Menschen so verführerisch nahelegt, daß die Götter allzumal nur Gebilde ihrer Verehrer sind. Genug der Beispiele.

Aber wie soll denn Jesus unser Winkelried sein, wenn er von so vielen Dingen, die uns bedrücken, nichts gewußt hat? Sehr einfach: Wir kommen in seinen Fußstapfen zum Ziel, weil er uns nicht erzogen hat zu Knechten, die seine Sprüche nachbeten, sondern zu

Brüdern mit gleichem Geist, die durch diesen Geist allen neuen wie immer beschaffenen Schwierigkeiten gewachsen sind. Erläutern wir das an einem konkreten Fall:

Am Basler Instruktionskurs für kirchliche Liebesthätigkeit erlaubte ich mir gegen Herrn Dr. Barth, der in der Alkoholfrage für die Totalabstinenz kämpft, u. a. zu bemerken, daß es für christliche Theologen auch darum nicht ganz leicht sei, durch Totalabstinenz den Schaden unseres Volkes heilen zu wollen, weil keiner der Heroen der christlichen Kirche bis hinauf zu Jesus durch Wort und Beispiel uns diesen Weg gewiesen habe. Darauf erwiderte Barth, die Not sei heute eine ganz andere als zu Jesu Zeit; dementsprechend würde Jesus, wenn er heute lebte, in Sachen anders reden und handeln. Diese Aeußerung Barths veranlaßte nun den Redaktor Pfarrer Güder (Kirchenblatt vom 14. Oktober 1899) zu folgender Bemerkung: „Was soll aus der autoritativen Dignität Christi schließlich noch werden, wenn heutzutage jeder Beliebige (Güder ist noch von zwei Geistesverwandten Barths gereizt) ihn für seine zeitweilige, persönlich so oder entgegengesetzt geartete Stellungnahme in Fragen des öffentlichen oder privaten Lebens reklamieren dürfte? Nein, es geziemt sich überhaupt nicht, daß man von Christus im Conditionalis rede. Wer es riskiert, dem gilt wohl das Bürgersche: „Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.“ Oder vielmehr umgekehrt: Solche Leute geraten in große Gefahr — und das wäre noch schlimmer — aus Gold

Häckerling zu machen!" Wie steht die Sache? Ich denke: Das formale* Recht ist völlig auf Barths Seite. Es kommt nicht nur in diesem, sondern in allen Fällen darauf an, zu wissen, was Christus unter den gegebenen Verhältnissen heute thun würde. Sein Leben ging aus der Liebe; es kommt darauf an, zu wissen, was die Liebe heute in der veränderten Welt uns zu thun gebietet. Zwar hat Güder gewiß recht, wenn er seinen Hohn darüber ausgießt, daß „jeder Beliebige" uns sagen will, was Christus heute thun würde. Aber die Gemeinde Christi ist nicht jeder Beliebige; ihr ist der Geist der Wahrheit verheißen. Der Buchstabe tötet; das gilt von jedem geschriebenen Wort, wenn demselben kein Wenn und Aber nahen darf, gilt von den herrlichsten Worten erst recht. Je gewaltiger das geschriebene Wort, desto größer dann die Knechtschaft.

Gott sei Dank, daß wir zu Söhnen berufen sind! Wir haben nicht einen knechtlichen Geist empfangen, der uns die Sprüche des Meisters nachzusprechen nötigt, vielmehr einen dem erstgeborenen Sohne kongenialen Geist, der uns unter den von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk, von einem Menschen zum andern sich verändernden Verhältnissen immer das thun lehrt, was der Welt und uns selbst frommt. Jesus spricht nach Matthäus: „Gieb dem, der dich bittet." Aber

* Daß er material Recht hat, das freilich hat Dr. Barth nicht bewiesen.

der Geist Jesu spricht: „Gieb dem, der dich bittet, wenn es ihm wohlthut, nicht aber, wenn es ihn korrumpiert.“ Jesus spricht zu einem reichen Jüngling „Verkaufe, was du hast und gieb's den Armen“; Aber der Geist Christi spricht zu hundert andern: „Brauch' dein Geld zu deiner Ausbildung; denn erst, Wenn du etwas Rechtes kannst und weißt, wirst du deinen Brüdern dienen können.“ Jesus ist für die Brüder gestorben; aber zehntausend andere heißt der Geist Christi für die Brüder leben.

Jesus erlaubt seinen Jüngern das Wenn und Aber nicht bloß, er fordert es. Wir sind seine rechten Jünger nicht, solange wir nicht, ihm ähnlich, dem Geist der Wahreit in unserem Innern vertrauen und durch denselben jede positive Autorität und jedes geschriebene Wort (die Jesusworte inbegriffen) richten. Der Glaube an den Geist, der uns in alle Wahrheit führt, ist der christlichen Kirche schlechthin unveräußerlich, und Pfingsten bleibt das höchste unserer Feste. — Der geschichtliche Jesus ist freilich unser Bahnbrecher; aber gerade dann wäre er es nicht, wenn er uns nach Mohammeds Art zu Knechten seiner Worte gemacht hätte; er ist es, weil er uns Raum gegeben, ja berufen hat, in seinem Geiste den jeweiligen Bedürfnissen und Verhältnissen gerecht zu werden. Man verstehe doch: Jesus hatte eine Gotteserfahrung, ist der Begründer einer echten Erfahrungstheologie; alle Erfahrungswissenschaft aber kennt nur einen höchsten „Weiser“ und Richter, den Geist der Wahrheit. Die Formu-

lierung des einzelnen ob auch noch so genialen Individuums ist nie die aller Kritik entzogene unfehlbare Autorität; jene Formulierung bleibt und besteht nur, Wenn und sofern die höchste Potenz, der ewige Wahrheitsgeist, dafür eintritt und sie den kommenden Geschlechtern bestätigt.

Jesus hat diesfalls keine Ausnahmegesetze für sich geltend gemacht. Gewiß, ob Himmel und Erde vergehen, so werden doch seine Worte nicht vergehen; aber das ist eben nur darum der Fall, weil der Geist der Wahrheit jetzt und in alle Zukunft für dieselben eintreten wird, — darum, weil sie kein aus der Wahrheit geborenes Wenn und Aber zu scheuen brauchen.

* * *

Schließen wir! Ich habe es unternommen, in der Beilage klarzustellen, welches die historischen Medien gewesen sind, durch die mir eine Deutung der Erfahrungswelt auf Gott hin, eine Erfahrungstheologie, möglich wurde.

Es wurde S. 186 ff. zunächst festgestellt, daß der Kirche dieser Mittler- oder Führerdienst zukam. Die Kirche, so zeigte es sich, übt ihren Führerdienst auf verschiedene Weise, zumeist aber durch das Schriftwort. Durch dieses setzt sie uns in Kontakt mit Gottesmännern d. i. mit solchen, die eine wirkliche Gotteserfahrung gemacht haben; zuhöchst mit dem Gottesmann par excellence Jesus Christus. Dieser hat in origi-

naler Gotteserfahrung den Vater, den Herrn des Himmels und der Erde, völliger erkannt als alle vor ihm, und er hat hernach auf unübertreffliche Weise seine Jünger Gott erkennen, an Gott glauben und ihm dienen gelehrt. Durch seine Lehre und mehr durch sein Leben hat er eine Gemeinde des lebendigen Gottes gestiftet.

Unser Ergebnis ist nicht, daß drei koordinierte Größen „Kirche, Schrift, Christus" uns zu Gott geführt haben. Das Ergebnis lautet vielmehr: der geschichtliche Jesus, welcher in der durch die Kirche in meine Hand gelegten heiligen Schrift uns entgegentritt, ist für die Menschheit der Anfänger und Bahnbrecher der rechten Gotteserkenntnis, des Glaubens und des Handelns; er wirkt als solcher heute unter uns, wo man, ob man sich gleich christlich nennt, in den alten Bund des Buchstabens zurückgefallen ist oder gar in heidnischem Wesen verharrt. Und der in der echten Gemeinde Jesu fortwirkende Geist des Meisters, der Geist der Erfahrung und der Erkenntnis, fördert Schritt vor Schritt das große Werk; dieser Geist der Wahrheit, der allen neuen wie immer beschaffenen Schwierigkeiten gewachsen ist, er allein giebt dem Christentum die sichere Anwartschaft der Weltherrschaft; er führt die Menschheit, langsam aber sicher, dem Ziele, da eine Herde und ein Hirte sein wird, entgegen.

Wenn ich mich also unterfangen konnte, modernen Menschen den Weg zu Gott zu zeigen (vide S. 1—182), so konnte ich solches nur, weil Jesus die Bahn geöffnet

und weil die empiristische Tradition, der Geist der Wahrheit seiner echten Gemeinde, mich umfing und trug.

Und ob nun auch an meiner Darlegung viel Menschliches klebt, was liegt daran! Es lebt ja der Geist der Wahrheit; derselbe wird dem Richtigen Bestand geben und das Unrichtige auslöschen.

In allewege bleibt dies mein Jubel, daß Gott nicht ferne ist von uns, daß er sich uns modernen Menschen nicht verhüllt. Alle modernen Großmächte, der Mechanismus und der Darwinismus, die Bibelkritik und die skeptische Erkenntnistheorie und die andern, hindern uns nicht, in eines großen Vaters Reich hineinzublicken, an diesen Vater zu glauben und ihm zu dienen und dabei des Lebens mehr und mehr froh zu werden.

Rede niemand von Unmöglichkeit! Jesus hat Bahn gemacht. Er war ein Mensch wie wir, mit Fleisch und Blut wie wir. Und doch ist es ihm möglich geworden, durch allen Jammer der Welt hindurch Gottes allmächtige Liebe zu erkennen und an Gottes Vaterherzen ein Sieger und ein froher Mensch zu werden. Wär' er ein Wesen anderer Art, dann könnte freilich ebensogut der Adler den Fröschen predigen, daß sie ihm zur Sonne nachfliegen sollen.

Aber nun ist er ein Mensch wie wir. Und doch frei und selig. Also können wir auch so werden, wenn wir wie er den vollen Preis für die kostbare Perle bezahlen.

135724

Balliger

Der Weg zu Gott